373.43
D94f

Städtisches Gymnasium und Realgymnasium
an der Klosterstraße zu Düsseldorf

Festschrift

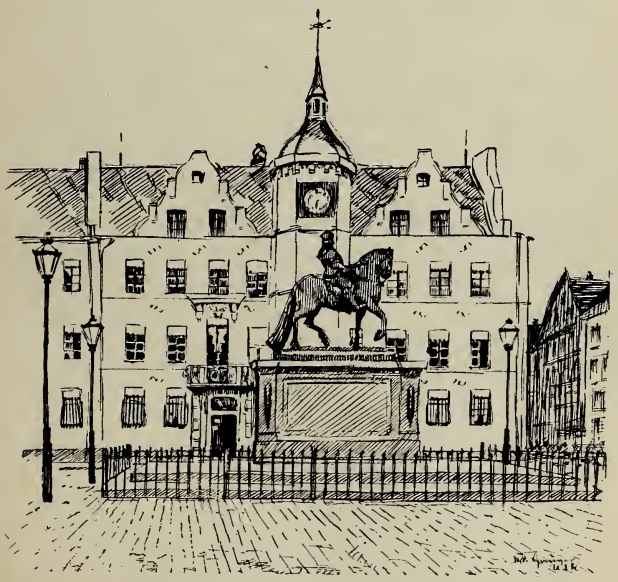
zur Feier des 75jährigen Bestehens der Schule am 28. Mai 1913

Düsseldorf 1913 · Gedruckt bei A. Bagel

Städtisches Gymnasium und Realgymnasium
an der Klosterstraße zu Düsseldorf

Festschrift

zur Feier des 75jährigen Bestehens der Schule am 28. Mai 1913



Düsseldorf 1913 / Gedruckt bei A. Bagel

373.43
D94f

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
1. Geschichte des Städt. Gymnasiums und Realgymnasiums 1888 bis 1913. Von Prof. Dr. Lothar Volkmann	5—49
2. Anhang zur Geschichte der Anstalt. Gesammelt von Prof. Dr. Peter Bauer	51—76
3. Verzeichnisse der Schüler, die seit dem Jahre 1889 die Reifeprüfung an der Anstalt bestanden, und derjenigen, die das Zeugnis für den einjährig-freiwilligen Militärdienst erhalten haben. Verfaßt von Prof. Dr. Wilhelm Bohnhardt	77—106
4. Über Selbsttätigkeit und Selbständigkeit der Schüler. Von Gymnasialdirektor E. Erythropel	107—124
5. Napoleon I. in der französischen Geschichtslektüre unserer höheren Schulen unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes der wissenschaftlichen Napoleonkritik in Deutschland und Frankreich. Von Prof. Dr. Wilhelm Bohnhardt	125—142
6. Die clevischen Städte unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft im 17. und 18. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Wilhelm Meier	143—196
7. Der Zeichenunterricht in den vergangenen 25 Jahren. Von H. E. Walter Jost	197—207
8. Von attischen Friedhöfen und Grabsteinen. Von Leo Weber .	209—242

729325

Geschichte des Städt. Gymnasiums und Realgymnasiums 1888 – 1913

Von Prof. Dr. Lothar Volkmann.

Vorwort.

Die zweite „Geschichte der Schule" wird hiermit geneigten Lesern geboten. Die erste wurde vor 25 Jahren zum Jubiläum der Anstalt geschrieben von Herrn Professor Dr. Eduard Rothert. Sie ist für die zweite ein guter Führer gewesen; doch ist letztere — von persönlichen Erinnerungen abgesehen — in mancher Beziehung summarischer verfahren. Sie mußte es, weil der sich drängenden Ereignisse zu viele waren; sie konnte es, weil sie in ihren Einzelheiten gestützt ist durch reiche Beilagen aus dem Kollegium. Was den Bilderschmuck betrifft, so vergleiche man das Schlußwort.

Ob ich gerade der Berufenste war, diesen Bericht zu schreiben, mag dahingestellt bleiben. Propter senectutem gewiß; doch das ist ein zweifelhaftes Verdienst.

Aber ich habe, was doch schließlich die Hauptsache ist, die Arbeit gern getan. Denn zu dem Interesse an der Schule kamen — warum soll ich es leugnen? — persönliche Motive. War ich an der letzten Festschrift als Mitarbeiter beteiligt, so wollte ich auch an dieser mit einem Beitrage nicht gern fehlen. Und zudem ist der Name Volkmann mit der Schule in der verflossenen Periode vielfach verbunden: ich selbst die ganze Zeit hindurch an ihr als Lehrer tätig, meine beiden Söhne unter ihren Abiturienten, ein Neffe unter ihren Schülern; und wiederum vier Vettern unter ihren Abiturienten und deren Vater, Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Oscar Volkmann, unser langjähriger Kurator. — —

Ich weiß es: „Vielen gefallen ist schwer", und so werden denn auch an dieser Arbeit die Ausstellungen nicht fehlen. Sei's drum! Möge man nur zwei Dinge nicht vermissen: Pietät und — Liebe zur Schule, der meine Lebensarbeit gegolten hat. Das, und nur das, täte mir aufrichtig leid.

Düsseldorf, im Mai 1913.

Dr. Lothar Volkmann.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Gedächtnisblatt. — Aufgabe der Schrift . . . . . 9—11
II. Das fünfzigjährige Stiftungsfest. Rückblick und Totenschau . . 11—20
III. Charakter der Schule . . . . . 21—22
IV. Das Schulgebäude. Die Aula . . . . . 23—28
V. Das Leben der Schule.
1. Der Gesamtheit an Feiertagen . . . . . 28—31
2. Arbeit und Werktag der Schule . . . . . 32—46
a) Reformperiode und Kuratorium . . . . . 32—35
b) Die Direktoren . . . . . 35—39
c) Das Kollegium . . . . . 39—41
d) Schüler und Elternhaus . . . . . 42—46
VI. Rückblick und Ausblick . . . . . 47—49

In memoriam.

Unsere Geschichte beginnt mit dem Jahre 1888, aber „man erlaube mir gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu tun".

Zu Ostern 1899 berichtet die Chronik der Anstalt: „Von besonders tiefer und schmerzlicher Bedeutung ist für uns ein anderer Abschied; Herr Professor Eduard Rothert wird im Sommer nicht wieder in die Schule zurückkehren. . . . Wenn er jetzt von uns scheidet, so dürfen wir hoffen, daß der Geschichtsschreiber der Anstalt, der feinsinnige Erklärer des vornehmen Kunstwerks, das unsere Aula schmückt,[1]) nicht bloß äußerlich uns nahe bleiben, sondern . . . wie ein Ehrenmitglied unseres Kreises sich fühlen und immer gute Gemeinschaft mit uns halten werde."

Der Wunsch ist in reichem Maße in Erfüllung gegangen, und Rothert ist der Anstalt ein treuer Freund geblieben. Auch amtlich wurde das hervorgehoben. Nachdem er mit dem Roten Adlerorden 4. Klasse von uns geschieden war, wurde er 1909 noch durch den Kronenorden 3. Klasse ausgezeichnet. Seine Teilnahme und Tätigkeit hat auch den Vorbereitungen zu den festlichen Tagen, denen wir entgegengehen, nicht gefehlt.

Mit der dienstlichen Charakteristik stimmt die poetische Widmung überein, die ihm beim Scheiden aus dem Kollegium dargebracht wurde. Da sie gleichzeitig auch ein Stück Geschichte der Anstalt berührt und uns den Weg zeigen wird, den wir diesmal zu gehen haben, so setze ich sie hierher.

Zum 22. März 1899.[2])

's ist Abend — und der Sonne letzter Strahl
Ruht abschiednehmend auf der müden Flur.
Sie küßt die Ähren, welche weit und breit
Sich neigen, kornbeschwert auf schwankem Halm.
Am Wege aber steht der Ackersmann —
Der rauhe Ärmel wischt die heiße Stirn,
Und freudig blickt sein Auge über Feld.
Er denkt: „Viel Müh' und Sorge hatt' ich, — doch
Nun kommt die Ernte, — freuet euch mit mir!
Mein Tun war nicht umsonst, der Herr gab Segen." —

Du bist der Mann! willst heut zur Scheuer bringen,
Was Du gewirkt bisher, was Du erstrebt;
Du schaust zurück auf langes, treues Ringen
Für dieses Haus, dem Du bisher gelebt.
Die Arbeit ruht; dafür soll hell erklingen
Das Erntelied, das froh die Brust erhebt.
Ja, schau zurück! Erinn'rung ungebunden
Bringt freundlich wieder, was dahingeschwunden.

Denkst Du des Tags, als Du hier angekommen?
Denkst Du der Amtsgenossen jener Zeit? —

[1]) Bendemanns Wandgemälde in dem Düsseldorfer Realgymnasium. Von Dr. Franz Heinen. Zweite, wesentlich umgearbeitete und durch Abbildungen vermehrte Ausgabe von Professor Dr. Ed. Rothert. Düsseldorf 1891. — „Soweit der Vorrat reicht, werden Exemplare dieser Schrift beim Pförtner der Anstalt zu 1.20 Mark abgegeben. Der Ertrag soll zum Besten der Witwenkasse verwendet werden".

[2]) Das Gedicht wurde von zwei Primanern (Max Wagner und Walther Kuhring) vorgetragen.

Beschränkter war das Ziel, — zu Nutz und Frommen
Werkfroher Arbeit standet ihr bereit.
Doch: „Nutzen schaffen, ideal gesonnen!"
„Zeitlich das Mittel, Zweck die Ewigkeit!"
So dachtet ihr und wieset auf die Meister
Der Menschheit hin die jugendlichen Geister.

Sie schau'n von dieser Wand in ernstem Schweigen,
Sie, die gekämpft für Wahrheit, Freiheit, Licht.
Wie sie so stolz dem Geiste nur sich neigen
Die Männer im Gebot der strengen Pflicht!
Die Wissenschaft führt Industrie zum Reigen,
Die heitre Kunst fehlt ihrem Bunde nicht;
In diesen Kreis tritt Lessing, Schiller, Goethe,
Es strahlt um sie der Menschheit Morgenröte.

War's ihre Mahnung: „Mit der ganzen Seele
Sollst suchen, Deutscher, Du der Griechen Land?" —
O seht! Als wenn dem Werk noch etwas fehle,
Man webt und knüpft ein neues, schönes Band. —
Nun singt Horaz aus liederfroher Kehle,
Apollos Leier ruht in seiner Hand.
Es naht Homer; des Herzens tiefstes Sehnen:
„Ach heim! nur heim!" erklingt aus seinen Tönen.

Vollendet ist der Bau; er steht seit Jahren
Und möge dauern, wie es Gott gefällt.
Zwei Pfade weist er; warum nicht? Zum Wahren
Führt jedes ernste Streben in der Welt.
Du standest in der Mitte, sahest Scharen
Von Schülern beider Wege Dir gesellt,
Drum kam Dir's zu, in fesselndem Berichte
Zu schreiben dieser Schule die Geschichte. —

Wohin gerat' ich? — Darf in solchen Kranz
Ein Blümlein flechten meine Hand? — ich wag's! —
Die Schrift lehrt uns: „Gehorchet euren Lehrern,
Die wachen über eure Seelen, daß
Sie dies mit Freuden tun und nicht mit Seufzen,
Denn das ist euch nicht gut." O habe Dank!
Du stehst als Kläger nicht in dieser Stunde,
Warst froh bei Deinem Tun, mit Jungen jung.
Hab Dank und nimm zum reichen Erntekranz
Auch mein Geschenk! Es heißt Vergißmeinnicht!
Ja denke unser! wenn am stillen Abend
Erinn'rung Einkehr hält; sei überzeugt:
Du schiedest nicht von uns; mag alles wanken
Im Lauf der Welt — die Liebe hört nicht auf.

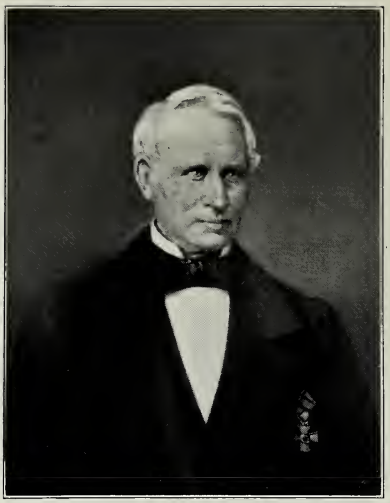
L. V.

* * *

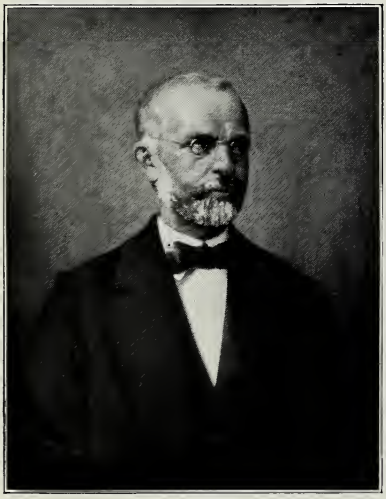
Rothert hat diese Geschichte von Beginn der Anstalt bis zum 50-jährigen Jubiläum (1838 bis 1888) geschrieben. Sie zeigt uns eine Schulentwicklung, die in vier Perioden verläuft. Die Anstalt ist gegründet als eine Bildungsstätte, die lediglich die Zwecke des praktischen Lebens im Auge hatte (1838), sehr bald aber (1840) dem Latein Zugang eröffnet und eine veränderte Realschule wird (1840 bis 1872). Sie entwickelt sich in ihrer zweiten Periode unter dem Druck der „Berechtigungen" zur „Realschule erster Ordnung". In Weiterführung ihres ursprünglichen Gedankens setzt sie gleichzeitig eine „Bürgerschule" an und wird eine Doppelanstalt mit einem Direktor an der Spitze (1872 bis 1877). Die dritte Periode trennt beide Anstalten. Die Bürgerschule bleibt durch Anbau mit der Realschule noch unter einem Dach, erhält aber eigene Leitung durch Herrn Rektor Viehoff, der aus dem Lehrerkollegium der Realschule hervorging (1878 bis 1882)[1]. Endlich in der vierten Periode setzt das Realgymnasium

[1]) Die Sonderschule wandert später — im Jahre 1887 — aus und bezieht im Süden der Stadt ein neues, schönes Heim. Sie entwickelt sich dort zur Oberrealschule am Fürstenwall. Direktor Viehoff hat sie bis 1910 geleitet. Er schied zu Ostern als Geh. Regierungsrat aus dem Amt und starb unerwartet schnell im Herbst desselben Jahres.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Dr. Franz Heinen 1838—1870

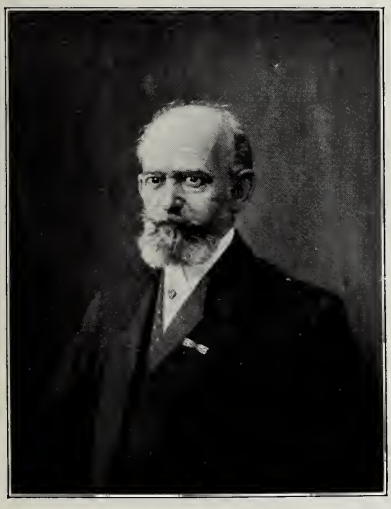


Julius Oſtendorf 1872—1877

Dr. Carl Böttcher 1878—1882

Dr. F. Kirchner 1882—1885

Dr. Adolf Matthias 1885—1898



Dr. Paul Cauer 1898—1905

Joh. Leitritz 1905—1910

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Gymnasialklassen an, von Tertia aufwärts, und dehnt den gymnasialen Lehrplan mit verstärktem Latein auf die Unterklassen aus. Beim 50-jährigen Jubiläum der Schule 1888 sind die Gymnasialklassen bis Oberprima geführt; das Ganze stellt sich dar als eine Anstalt, „deren eine Hälfte ein humanistisches Gymnasium geworden und deren andere kein Realgymnasium mehr ist“[1]).

Damit setzt unser Bericht ein.

Der gymnasiale Schlußstein gehört noch den letzten 25 Jahren an. Er ist aber auch gleichzeitig der einzige Schritt äußerer Gestaltung, von dem wir zu berichten haben. Sonst wird der Zeitabschnitt weniger durch Organisation charakterisiert als durch „Reform“; er wird also unsere Blicke mehr nach innen lenken.

Vier Direktoren haben das Werk der 50 Jahre geleitet: Heinen, Ostendorf, Böttcher, Kirchner; vier Direktoren sind in den folgenden 25 Jahren der Anstalt zuteil geworden: Matthias, Cauer, Leitritz, Erythropel.

In beiden Perioden ist je einer durch den Tod frühzeitig abberufen worden; dort Ostendorf, hier Leitritz.

Nach letzterem hat also Herr Eberhard Erythropel, früher Direktor des Städtischen Gymnasiums mit Oberrealschule zu Hameln, das umfangreiche und schwere Amt übernommen. Er steht gewissermaßen auf der Schwelle eines neuen Vierteljahrhunderts und gleicht darin Matthias: dieser kam gegen 1886, Erythropel 1911, beide also rund je zwei Jahre vor der Jubelfeier. Und wie Matthias historisch dem letzten Zeitraum angehört, so wird Erythropel dem nächsten zuzurechnen sein. Daher kommt es, daß unser Bild, das einen gewissen Abschnitt zum Feste bringen wollte, nur sieben Direktoren zeigt.[2]) Dem „Neuen Herrn“ aber gilt im Sinne der Schule und der Männer, die ihn gewählt haben, der Wunsch:

Salvum fac regem scholae nostrae Domine!

* * *

Indem wir nun zum Zeitbericht übergehen, beginnen wir „von fröuden hôchgezîten“; uns beschäftigt zunächst

Das 50-jährige Stiftungsfest.

Die Feier umfaßte drei Tage, vom 27. bis 29. Mai 1888. Der Chronist (Matthias) dieses Jahres, dem wir in den Hauptzügen folgen, bemerkt: „Die ganze Feier, das darf man sagen, hat einen schönen und stellenweise einen geradezu erhebenden Verlauf genommen.“ Dies erfreuliche Ergebnis wurde erzielt „unitis viribus“, wie auf unserer Schulorgel, die ebenso beschafft wurde, geschrieben steht. Es verband sich das Lehrerkollegium mit der „Aktivitas“ der Schüler und ihrer „alten Herren“, dazu der Stadt Düsseldorf zu gemeinsamem

[1]) Vgl. S. 22.

[2]) Die Abbildungen sind hergestellt nach Ölgemälden des Zeichenlehrers und Kunstmalers Herrn Walter Jost. Die Originale sind zu einem edlen Schmuck des Konferenzzimmers bestimmt.

Wirken. Die Stadt trat mit einer materiellen Beihilfe auf den Plan, und das Lehrerkollegium legte seinen Beitrag in einer Festschrift nieder. Sie brachte die bereits erwähnte Schulgeschichte von Rothert mit Beilagen, die Entwicklung des gymnasialen Teils sowie des Turnwesens, endlich eine Reihe (5) von Abhandlungen wissenschaftlichen Charakters[1]). Damit trat man in die Festzeit ein.

Der 27. Mai führte viel alte Schüler und Lehrer zusammen, dazu Freunde der Anstalt und Vertreter von städtischen und staatlichen Behörden. In den frühen Nachmittagsstunden traf man sich im Garten der Städtischen Tonhalle zur Begrüßung.

Um 5 Uhr war Festkonzert. Soweit es instrumental war, wurde es ausgeführt von dem Städtischen Orchester, und soweit es vokale Unterstützung brauchte, halfen der Städtische Männergesangverein, der Quartettverein und andere Vereine. Sonst aber setzten auch hier schon die Schüler mit ihrer Festgabe ein. Sie eröffneten, unterstützt von „alten Herren", das Konzert mit Mendelssohns Festgesang an die Künstler und brachten die Jubiläumshymne zum Vortrage. Diese hatte ein früherer Lehrer der Anstalt (Blumberger) gedichtet, ein früherer Schüler (Musikdirektor Willemsen) komponiert, der sie auch selbst dirigierte. Sonst lag die Direktion in den Händen des Gesanglehrers der Anstalt (Schröter) selbst; die Deklamation führte ein Realprimaner (Hagedorn) aus.

Nach halbstündiger Pause folgte als weitere Schülerleistung die Aufführung von Scherenbergs Germania. Sie war — abgesehen von der Germania (Fräulein Constanze Busch) — wiederum eine Leistung der Schüler und brachte in drei großen Bildern, die den Zuschauer nach Olympia, Rom und Granada versetzten, dazu in einem Vor- und Nachspiel, das, vom Dreißigjährigen Kriege ausgehend, einen Ausblick in die ruhmreiche Zukunft Germanias eröffnete, eine höchst achtungswerte Leistung der jungen Mimen, die mit jugendlicher Begeisterung bei der Sache waren. Denselben Eindruck hatte der Dichter selbst, der zugegen war und später seinen Dank in poetischer Widmung aussprach.

Mit der Bühne hatte der Städtische Männergesangverein ausgeholfen, mit Kostümen und Dekorationsstücken das Stadt-Theater und der Malkasten, musikalische Unterstützung leistete wieder der Städtische Männergesangverein und die Städtische Kapelle, das Ganze aber darf seinem Wesen nach als Leistung der Schule angesprochen werden, denn zu den jugendlichen Schauspielern trat als Regisseur ein Lehrer (Braun), unterstützend ein alter Schüler (Kunstmaler W. Beckmann), musikalisch mithelfend wieder ein Lehrer (Jansen). Und dem sinnenden Zuschauer erschien damit ein fesselndes Bild von dem Reichtum geistiger Kraft, wie er im Gemeinwesen einer Schule — freilich im Getriebe der Werktagsarbeit verborgen und darum oft unterschätzt — doch schließlich ruht.

Nach der Aufführung war noch geselliges Beisammensein in den kleineren Räumen der Tonhalle. Leibliche Stärkung, Konzert der Kapelle der Neununddreißiger

[1]) Die Festschrift erschien im Buchhandel bei L. Voß & Cie., Kgl. Hofbuchdruckern in Düsseldorf. Sie ist für etwaige Interessenten auch jetzt noch dort und in der Schulbibliothek der Anstalt zu haben.

(Kohn), fröhliche Toaste und ein Tänzchen mit den Damen bildeten die „Attraktionen". —

Es folgte der eigentliche Fest- und Gründungstag der Schule, der mit einem feierlichen Aktus in der Aula bei zahlreichem Publikum beiderlei Geschlechts begann. Gemeinsam sang die ganze Festversammlung einen für den Tag gedichteten Festchoral, und daran schlossen sich die Festreden. Es sprach seitens der Königlichen Behörde Provinzial-Schulrat Dr. Deiters, seitens der Stadt Oberbürgermeister Lindemann, seitens der Schule der Direktor.

Ich hebe aus den Reden, welche die Chronik aufbewahrt hat, beherzigenswerte Stellen hervor.

Deiters: „Die Schule . . . ist gerüstet gegen die Einwendungen so vieler, daß sie manches lehre, was für das praktische Leben unbrauchbar sei; sie weiß, daß der so häufig ohne rechte Erwägung ausgesprochene Tadel sich gegen eine Sache richtet, in welcher sie ihren Vorzug zu erblicken berechtigt ist."

„Die Forderung geistiger Arbeit und Anstrengung muß immer ein Mittelpunkt geistiger Erziehung bleiben; die Schüler müssen lernen, geistigen Problemen gern und willig ihre ganze Kraft zu widmen, ja es muß ihnen mitunter recht sauer bei der Arbeit werden; das wird ihnen ja auch das Leben nirgendwo erlassen, und sie müssen daran gewöhnt sein." — Das sind freilich etwas altfränkische Worte und Anschauungen im „Jahrhundert des Kindes", das theoretisch richtig wie auch frühere Zeiten „Anschaulichkeit" und „Interesse" verlangt, praktisch aber doch beides nur mit „Erleichterungspädagogik" zusammenfallen läßt. Darum aber sollen sie hier stehen, um so mehr, als sich auch Matthias zu diesen Gedanken bekennt.

Er sagt: „Wenn man die Ansprüche von damals (1832 bis 1840) mit den heutigen vergleicht, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei das damalige Geschlecht arbeitsrüstiger und arbeitstüchtiger gewesen und nicht so wie das heutige befangen von dem Wahne, als ob geistige Arbeit gesundheitsschädlich sei, und als ob sorgsamste Körperpflege ohne viel sonstiges Zutun der Hebung geistiger Kraft zugute komme." — Wie stehen wir heut, nachdem wir 25 Jahre älter geworden sind? Sind wir „moderner" oder „reaktionärer" geworden? Wir werden zum Schluß darauf zurückzukommen haben.

Endlich Lindemann: „Es wird, wie ich zuversichtlich erwarte, die Schule nicht dulden, daß bei den Schülern Anschauungen Boden gewinnen, wie sie ausgedrückt sind in dem Horazischen: Odi profanum volgus et arceo; sie wird ihre Zöglinge darüber unterweisen, daß, wenn ihnen der Vorzug einer umfassenderen Bildung vor vielen anderen zuteil wird, sie damit die unabweisbare Pflicht übernehmen, dieselbe zum Nutzen der Gesamtheit anzuwenden, und daß sie diese Pflicht verletzen, wenn sie von anderen Kreisen des Volkes sich vornehm absondern, deren Interessen, Leiden und Klagen kalt und teilnahmslos gegenüberstehen."

Das sind schöne, wahre und zutreffende Worte, die auch damals schon „staatsbürgerliche" Gesinnung verlangen und das Noblesse oblige! richtig in

sozialem Sinne betonen. Schade nur, daß sie den armen Horaz unverdient mitnehmen. Denn wer die zitierten Worte mit sozialer Spitze anwendet — es mag ja oft genug geschehen — der braucht sie nicht treffend. Horaz spricht sie (carm. III. 1) in priesterlicher Fiktion zum ganzen Volk. Die „Unheiligen" sollen fernbleiben der feierlichen Handlung, nicht die sogenannten „Ungebildeten" in modernem Sinne. Und die sechste Satire des zweiten Buches zeigt zur Genüge, daß er auch in der Praxis seine Genossen zu harmlosem Lebensgenuß keineswegs in hochmütiger Absonderung bei den „Potenten" sucht. Wie sollte er auch? War er doch Epikureer, und „sozial" können diese Leute unseren Schülern nur ein Vorbild sein. Zur Gemeinde des Meisters gehörten Frauen und Sklaven. Nicht unter den „Armen" also sucht Epikur ohne weiteres den „Pöbel", wenn er das stolze Wort spricht: „Nie habe ich den Beifall der großen Menge erstrebt; denn was ich weiß, das findet die Menge nicht für gut, und was die Menge für gut findet, davon weiß ich nichts."

In Nutzanwendung aber auf unsere Stadt hätte Horaz appellieren können Ab urbis principe male informato ad principem melius informandum. Der Bildungsverein, der über die gesellschaftlich trennenden Schranken hinweg „Aufklärung" verbreiten will, kann wohl als ein epikureisches Institut betrachtet werden. Dieser Verein aber hat stets — früher wie heut — bereitwillige Unterstützung gefunden bei Lehrern wie Schülern unserer höheren Knabenschulen und nicht zum wenigsten unserer Schule. Ich erinnere nur an die Volksunterhaltungsabende, die mit unseren Kräften geboten wurden[1]). Merkwürdig! Sonst bildet Horaz vorzugsweise „die Freude der alten Herren". Der Oberpräsident von Schlesien, Freiherr von Nordenflycht, hat ihn seinerzeit übersetzt, und der Finanzminister v. Miquel, so heißt es, las ihn gern in seinen Mußestunden. Mit Herrn Lindemann scheint er es dauernd verdorben zu haben, denn dieselbe Mahnung hinsichtlich des Odi profanum hat er noch einmal wiederholt, zehn Jahre später bei Einführung des Direktors Cauer. —

Soweit der Ernst der Reden. Ein anderes Moment dieses Festteils aber will ich auch nicht übergehen in unserer Kunst- und Gartenstadt. Deiters nämlich wußte der Grandezza des Aktus auch einen romantischen Anstrich zu geben, und zwar mit dem wunderbarsten Mittel. Sorgsam trug er seinen Zylinderhut vor sich her, als er die Rednertribüne beschritt, sorgsam setzte er die Festzierde neben das Rednerpult. Er wußte, warum. Denn als er zu Ende kam mit seinen Worten, da senkte sich seine Hand in die Tiefe der schwarzen Röhre, einmal, zweimal, dreimal — und wenn sie emportauchte zum rosigen Licht, so hatte sie jedesmal einen Gnadenerweis gefangen. Fortunatus und sein Wunschhütlein im 19. Jahrhundert!

Mit einem Dank des Direktors und einem Kaiserhoch schloß die Hauptfeier.

Nachmittags vereinigten sich Lehrer und alte Schüler unter starker Teil-

[1]) Sie brachten u. a. „Deutscher Sang in Volk und Schule" (1895). — „Ludwig Uhland in Leben und Werken" (1901). — „Eigenart und Entwicklung des Bergischen Landes" (1902) — „Deutscher Jugend Turn- und Sangeslust" (1905). — „Alte Bekannte" (1908).

nahme von Freunden, städtischen und königlichen Behörden zum Festmahl in der Tonhalle. Viel Toaste, ernste und humoristische, würzten das Mahl, um schließlich dem gemeinsamen Gesange — Beiträge dazu waren genug eingelaufen — Platz zu machen.

Der Chronist berichtet weiter: „Nachdem der Frohsinn des Festessens, wie es deutscher Art und Sitte entspricht, schließlich in einen breiten Strom von Reden und lustigen Liedern ausgelaufen war, fand man sich im prächtigen Tonhallengarten und hier und da an gemütlichen Stätten rings in der Stadt zu behaglichem Geplauder und stellenweise auch zu weiterem Trunke zusammen, bis sich um die mitternächtige Stunde der letzte Schwarm verlief."

Der dritte Tag endlich galt den Schülern allein. Der Vormittag brachte ein Schauturnen sämtlicher Klassen auf dem Schulhofe; es endigte mit einem Parademarsch bei Trommel- und Pfeifenklang von Spielleuten des 39. Regiments.

Nachmittags galt die Parole: Getrennt marschieren und vereint schlagen! In kleineren Abteilungen zogen die Klassen hinaus in die nach dem Westen der Stadt gelegenen Berge und Waldungen, um sich schließlich am Grafenberg zusammenzuziehen und in der Uhlandstraße zum Rückmarsch zu formieren. Er erfolgte unter Vorantritt der 39er Kapelle und endete auf dem Schulhof, um mit einem Kaiserhoch zu schließen.

Wieder folgt ein „alkoholischer" Zusatz des Chronisten. „Am Abend des Tages waren die Lehrer, zum Teil mit ihren Frauen, und die Schüler der oberen Klassen noch in die Gesellschaft „Verein" von den alten Schülern zu einer Bowle geladen . . . dem Willkommensgruß folgte noch mancher Toast von alten und jungen Rednern und eine ungezwungene Geselligkeit. . . . Zuletzt erwähnen wir noch, daß acht Tage nach dem Feste zahlreiche alte Schüler der Einladung des Lehrerkollegiums zu einer Bowle im Hotel Heck liebenswürdig Folge leisteten, und daß es auch hier an rheinischem Frohsinn und rheinischer Ausdauer Rheinlands Rebensaft gegenüber nicht gerade fehlte."

Ich habe an den zuletzt angezogenen Stellen den Berichterstatter selbst sprechen lassen. Denn nur als ein historisches Dokument sollen sie hier stehen, nicht als praktische Lebensweisheit. Dazu passen sie nicht mehr in unsere fortgeschrittene Zeit der Abstinenz, welche den Dämon Alkohol nachdrücklich bekämpft.

Ich selbst freilich finde Ps. 104. 15, „daß der Wein erfreue des Menschen Herz", noch einigermaßen zutreffend, habe mir auch noch eine stille Freude bewahrt an einem philologischen Meister, der für die Jünger seiner Wissenschaft das zehnte Gebot aufstellte: „Du sollst nicht glauben, was einige von den Heiden geglaubt haben, Wasser sei das Beste." Doch das ist Privatsache. „Offiziell" gebe ich den Wunsch des Chronisten, „daß nach 50 Jahren ein Geschlecht wie das heutige . . . in den Mußestunden und an festlichen Tagen ebenso sich zu freuen verstehe" — nur mit aller Reserve weiter.

Ohne Vorbehalt aber füge ich hinzu, daß weitere Stiftungsfeste ebenso getragen sein mögen von der großen Teilnahme so weiter Kreise wie das fünfzigjährige.

Viel Gratulanten waren damals erschienen oder hatten schriftliche Grüße gesandt; auch freundliche Gaben waren eingelaufen. Wertvolle Bücher erhielt die Lehrerbibliothek; vier Trommeln und Querpfeifen die Schuljugend[1]). Die alten Schüler endlich brachten einen Fonds von 12 000 Mark zur Unterstützung der Witwen- und Waisenkasse von Lehrern der Anstalt mit der schönen Widmung: „In unverlöschbarer Erinnerung an die Schulzeit, zum Ausdruck verehrungsvoller, treuer Dankbarkeit gegen ihre Lehrer widmen am Tage des 50-jährigen Bestehens der Anstalt diesen Beitrag zur Erweiterung der vor 25 Jahren begründeten Stiftung zur Unterstützung der Lehrerwitwen und Waisen"[2]) . . . . . (Namen).

Und was ist geblieben von allen, die damals so fröhlich feierten?

Das Komitee bildeten die Herren:

Dr. phil. F. Bloem, Georg Bloos, Direktor Jul. Coninx, Fr. Deckers, Direktor E. Dietze, Referendar Dr. Eugen Grolman, Carl de Haen, Heinrich Krischer, Dr. phil. O. Landgrebe, Regierungs- und Baurat Lieber, Georg Müller, Heinrich Nahrath, Moritz Sartorius, E. Schroedter (Schriftführer), Dr. med. Rob. Schultze, Aug. Stein, Beigeordneter Thissen, Chr. Trinkaus.

Von diesen 18 sind elf, soviel ich gehört habe, schon gestorben. Um so mehr freuten wir uns, Herrn Dr. Friedrich Bloem, Herrn Regierungsrat Dr. Grolman, Herrn Dr.-Ing. E. Schroedter und Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Schultze bei den Vorbereitungen zur neuen Jubelfeier wieder begegnen zu können.

Herr Oberbürgermeister, Geh. Regierungsrat Lindemann starb 1900;[3]) er hat schon den zweiten Nachfolger im Vorsitz des Kuratoriums. Und wie viele Mitglieder des Kuratoriums sind ihm schon gefolgt![4]) Ich hebe an dieser Stelle nur einen hervor, der in besonders nahen Beziehungen zu unserer Schule stand. Das war der alte Direktor des Königlichen Gymnasiums, Geheimrat Kiesel, ein stadtbekannter Herr in Düsseldorf, der das hohe Alter von 91 Jahren erreichte. „Von 1886 bis Ende 1898 hat er dem Kuratorium angehört, und die reiche Erfahrung, die ihm aus der Leitung des Königlichen Gymnasiums erwachsen war, nun zum Besten auch unserer Schule geltend gemacht." Vielen Prüfungen hat er beigewohnt; von den Festfeiernden hob er sich schon charakteristisch ab. Sein Festgruß Ἀδόλφῳ Ματθίᾳ γυμνασίου πεντηκονταετηρίδα ἄγοντι enthielt die einzigen griechischen Klänge, die zu Ehren unserer Schule ertönt sind. Sie werden es auch wohl bleiben.

---

[1]) Sie haben in der Folgezeit gute Dienste getan, namentlich beim Schauturnen. Es war doch sehr hübsch, wenn der Aufmarsch stattfand nach Schülermusik. Seitdem das Schauturnen, ebenso wie die „öffentliche Prüfung", aufgehört hat (1893), kamen auch sie zu einem ruhmlosen Dasein in der Schülerbibliothek und denken „vergangener Zeiten".

[2]) Über diese Witwenkasse und die weitere Entwicklung vgl. Anhang 6.

[3]) 1902 von seinen Vorgängern der um den Bau unserer Schule so hochverdiente Oberbürgermeister Hammers.

[4]) Über das Kuratorium vgl. Anhang 1.

Provinzialschulrat Deiters ist geschieden, von seinen Nachfolgern an unserer Anstalt auch Geheimrat Münch, der geistvolle Pädagoge und Dichter. Das Fest feierte er mit als Direktor des Realgymnasiums in Barmen.

Der feiernden Lehrer waren einige dreißig. Neun von ihnen hat der Tod abberufen,[1]) fünf weilen im otium cum dignitate.[2])

Und mannigfaltig sind ihre Schicksale gewesen. Zwei von ihnen sind im Spiele des Lebens Protagonisten geworden — Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Matthias und Geh. Oberregierungsrat Dr. Jansen; einer Deuteragonist — Provinzialschulrat Dr. Cramer-Münster; drei Tritagonisten — die Direktoren Drr. Braun-Hagen, Spieß-Danzig und Maurer-Wiesbaden; acht endlich sind auf der Scholle geblieben als namenlose Choreuten.

Wiederum ist aber unter diesen einer hervorzuheben nach anderer Seite hin. Herr Karl Streblow ist der letzte Kämpe von 1870, der noch dem Kollegium angehört, der vorletzte ist mit Karl Duckweiler dahingeschieden (1908), der den Feldzug als Landwehrmann mitmachte. Nehmen wir das Wort „Kollegium" in weiterem Sinne, so tritt Streblow neben Matthias, der aber auch unter unseren „Siebzigern" voransteht. Denn er allein hat in unserem Kreise das Ruhmeszeichen der großen Jahre getragen, das Eiserne Kreuz. Und er ist auch der Erzähler der glorreichen Tage geworden. Seine „Kriegserinnerungen" (München 1912) bilden ein wertvolles Stück unserer Schülerbibliothek. Und dennoch, wenn wir die Quantität kriegerischer Leistungen ins Auge fassen, so ist auch er nicht der erste. Dann nimmt den Ehrenrang ein „des Hauses redlicher Hüter", Herr Kastellan Holz mit den Denkmünzen zweier Feldzüge, von 1866 und 1870.

Wir scheiden vom Fest, aber mit altdeutschem Brauch:

Nu trinken wir die minne.

Ich will nicht die amtlichen Nekrologe der Jahresberichte wiederholen, sondern lieber einige Momentbilder aus persönlicher Erinnerung bringen.[3]) Vielleicht geht's dann auch anderen wie mir: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten." Ich nehme Kirchner mit in diesen Kreis, wenngleich er zum Fest bereits nach Liegnitz übergesiedelt war, ebenso Honigsheim, der mitfeierte als Pensionär.

Rothert berichtet, daß Kirchners Einzug „ungemein geräuschlos" war. Wir können hinzufügen: auch sein Scheiden; „er war kein Freund von Förmlichkeiten". Modern würde man sagen: „Ihm fehlte das Talent der Repräsentation." Und das ist richtig; wenige werden ihn überhaupt in Düsseldorf gekannt haben außer denen, die amtlich mit ihm in Berührung kamen. Um so mehr aber bedeutete er nach innen. Auf einen menschlich-gemütlichen Zusammenhang mit seinem Kollegium war er eifrig bedacht. Stets regte er zu Semester-

[1]) Die Herren: Honigsheim, Stammer, Czech, Mieck, Jansen, Schröter, Wedell, Wolff, Duckweiler.

[2]) Die Herren: Rothert, Brand, Ahrend, Schulte, Schmitz. Hervorzuheben ist Herr Professor Brand als derjenige, der unter allen sieben Direktoren „gestanden" hat.

[3]) Über die biographischen Einzelheiten vgl. Anhang 2.

anfang ein Zusammentreffen des ganzen Lehrkörpers zu harmlosem Geplauder bei einem Glase Bier an. Das geschah denn auch wohl regelmäßig ein- bis zweimal; dauernd wurde die Einrichtung nicht, denn Düsseldorf bot auch damals schon zuviel Ablenkungen. Besser gelang es ihm mit einem Kränzchen, das auf den Stuben der Mitglieder stattfand. Er wählte, um möglichst vielen gerecht zu werden, einen lateinischen Autor, den Ammianus Marcellinus. Alte und neue Philologen, Humanisten und Realisten, Lateinlehrer in Haupt- und Nebenamt, traten zusammen, auch die Theologen beteiligten sich. Und so ergötzte man sich denn an einem Stückchen Latein, das man ohne Vorbereitung las, um zwanglose Aussprache daran zu knüpfen. Bis zu Kirchners Weggange hat es regelmäßig getagt, zumeist doch wohl in einer Stärke von etwa zehn Teilnehmern. Kirchner, der eine Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen noch in lateinischer Sprache geschrieben hat, zeichnete sich aus durch große Vokabelkenntnis und leichtes Lesen. Das Kränzchen ist mit ihm dahingegangen. Versuche, es zu halten, scheiterten, ebenso spätere, es dauernd wieder aufzunehmen. Zu viel praktische Fragen traten in den Vordergrund, es war nicht mehr „modern". Aber — et haec meminisse iuvat.

Spaßhaft war es, als man sich über die „Statuten" einigte. Honigsheim wollte die Sitzungen möglichst geistig — in gutem Sinne — gestaltet wissen; es sollte nach der Lektüre nur ein Glas Bier und eine Zigarre gestattet sein. Er wurde von der liberalen Partei überstimmt; man einigte sich über die Materie — Zigarren und Bier —, überließ aber Beginn der „Stärkung" sowie ihre Ausdehnung dem jeweiligen Hospes.

Honigsheim, den ich eben erwähnte, wird in der Chronik gelegentlich als der „würdige Herr" bezeichnet, und so tritt mir auch äußerlich sein Erinnerungsbild vors Auge. „Geschmückt ist er mit einem Frack, noch nach dem älteren Geschmack" — sang man von ihm beim Stiftungsfest. Er liebte ihn nicht, auch sonst nicht modernste Gewandung. Ich kann mich nicht erinnern, ihn anders als im langen Rock gesehen zu haben. Er war ihm auch der bequemste, denn er bot Raum für ein größeres Sacktuch alten Schlages. Und dieses brauchte er, weil er die Tabaksdose führte χαριζόμενος παρεόντων. Kirchner verfehlte nie, seiner freundlichen Offerte zu folgen; jüngere, strebsame Kollegen taten dann dasselbe. Keiner aber hat es meines Wissens auf diesem Felde noch zu selbständigen Leistungen gebracht; die „Tage der Dosen" sind mit Honigsheim dahin.

Auch Stammer, der Mathematiker mit den buschigen Augenbrauen, huldigte stark dem Tabak, aber nur als Raucher. Über die Qualität seines Krautes gingen die Meinungen der Kenner auseinander; aber quantitativ war er meist gut versorgt, und dann — gab er auch ab. Als Direktor i. V. waltete er zum letzten Male Weihnachten 1890 seines Amtes und hielt die Zensurkonferenzen ab. Zu Beginn der Sitzung legte er eine umfangreiche Zigarrentasche mit strammster Doppelfüllung auf den Tisch des Hauses „zu gefälliger Benutzung". Es geschah, und dabei entwickelte sich ein reizendes „simultanes" Bild. Rabbiner, Kaplan und evangelischer Religionslehrer schmauchten friedlich aus — altkatholischer

Stiftung. Der selige De Lagarde hätte sicher nicht so herb über das Nikotin geurteilt, wenn er das gesehen hätte. Es waren doch philosophische Köpfe, die Indianer, welche die Friedenspfeife erfanden.

Mit Czech, dem Naturwissenschaftler, bin ich auf eigentümliche Weise bekannter geworden. Platanus caelebs in älteren Semestern, war er den jüngeren Kollegen wenig zugänglich. Mir hatte er eröffnet, daß er gegen die „Humanisten" nichts habe, aber leider litten sie durchgehends an der fixen Idee, „Philologen züchten zu müssen". Das war nicht eben ermutigend, und doch brachte gerade der Humanismus uns näher.

Er hatte Pflanzenabbildungen mitgebracht, und als er sah, daß ich sie betrachtete, wurde er gesprächig und gab Erläuterungen. Die eine war als „Seidelbast" bezeichnet; er hielt das für verkehrt und meinte, es müsse „Zeidelbast" heißen. Darauf entspann sich folgender Dialog: „Wissen Sie, was „zeideln" ist?" — „Jawohl. Bienenzucht treiben." — „Woher?" — „Ja, wenn Sie das wüßten! Ich habe Griechisch aus dem alten Buttmann gelernt, und da lautete die Regel: Die Verba auf — σσω (— ττω) haben zum Charakter einen K-Laut. Ausgenommen sind: . . . . auch βλίττω (fut. βλίσω), ich zeidele." Das war ihm höchst interessant, und so sind wir denn auch weiterhin gelegentlich in Gedankenaustausch geblieben. Bei seinem Scheiden schenkte er mir eine Anleitung zum Lesen von Druckkorrekturen. Sie war leider zu „methodisch". So oft sie mir wieder in die Hände gekommen ist, habe ich nur immer mit Betrübnis gesehen, wieviel ich gegen sie gesündigt habe. Später hat er mir auch noch ein Schriftchen geschickt über verbesserte Pflanzennamen, ich weiß nicht mehr, ob der „Zeidelbast" darin stand. Ich dankte ihm mit der Mitteilung, daß ich angenehm enttäuscht sei; es hätte sich hier das Gerücht verbreitet, er sei in einen „völkischen" Verein gegangen, der die botanischen Namen „verteutschen" wolle. Darauf eine entrüstete Entgegnung, das sei „blühender Kohl, wie er in Masse auf dem Konferenzzimmer ausgeheckt werde". Er hatte unrecht, aber nicht ganz. Die Nachricht stammte nicht aus dem Lehrerzimmer, wohl aber von der Kollegenkegelbahn, die damals im Lindenhof florierte.

Gewiegter Hygieniker, wie er war, hielt er es als Pensionär in Görlitz nicht aus, weil die Stadt „ebenso wie Düsseldorf" noch das veraltete „Tonnenabfuhrsystem" habe. Jetzt wäre er wohl ausgesöhnt, könnte er wiederkommen. Denn die Tage, da Herr Champion mit seinem Haubitzenpark des schwierigen Amtes waltete, sind ja längst dahin. Wäre er aber ganz zufrieden? ich glaube nicht. Denn durch die Klosterstraße geht jetzt auch die „Elektrische", und er könnte nicht mehr wie damals um halb acht zur Schule wandeln mitten auf dem Damm. Ein neugieriger Frager, der wissen wollte, warum er dies täte, erhielt den Bescheid: „Das ist doch ganz klar. In Düsseldorf werden um diese Zeit die Zimmer gelüftet, und ich würde beständig schlechte Luft atmen auf dem Bürgersteige." — So ist er in Dresden gestorben.

Und nun noch das künstlerische Element. Schröter, der sangesfrohe und musikkundige Mann, erinnert mich besonders an den Tag, wo er sein fünfzig-

jähriges Lehrerjubiläum auf einem Sängerausfluge nach Calcum feierte. Er rief damals seinen alten Sängern — denn die Leitung des Chors hatte er schon abgegeben — begeisterten Herzens und beredten Mundes das Lutherwort zu: Habt Frau Musika lieb! In der Freude am Volksliede begegnete er sich mit Mieck, der ja dem Andenken der Gebrüder Erk in der letzten Festschrift eine Studie gewidmet hat. Mieck huldigte keineswegs optimistischer Lebensauffassung, verstand es aber trotzdem, in angeregter Stunde lustig zu jodeln und Volkslieder zum besten zu geben. „In einem tiefen Tälulein, da saßen einst zwei Häsulein . . ." habe ich selbst ihn gefühlvoll vortragen gehört.

Endlich Balduin Wolff, die wandelnde Chronik vergangener Tage. Vom Maurerhandwerk hat ihn das Schicksal zur Kunst geführt; unter uns hat er lange Jahre als Zeichenlehrer gewirkt. Er hat den Malkasten mitgegründet und konnte aus jenen Tagen viel erzählen. Öfter habe ich auch von ihm gehört, wie Heinen gelegentlich mit seiner „Konferenz" an heißen Sommertagen ins Stockkämpchen ausrückte und dort bei einem Glase „Düsseldorfer" mit abgelegtem Rock die schwierigsten Probleme lösen ließ. Wolff glich — so heißt es im Nachruf — dem alten Weisen, der von sich sagte: „Ich habe keinen Grund, das Alter anzuklagen." Ja, jugendfrisch und harmlos war er noch, als ich ihn das letztemal in geselligem Kreise traf, wenige Jahre vor seinem Tode. Er legte mir eine „altfranzösische" Inschrift vor, die man einst im Lehrerzimmer aufgegeben habe. Listigen Blickes fügte er die Examenshilfe hinzu: „Honigsheim hat's 'rausgekriegt, hat aber arg mit dem Kopfe geschüttelt". Damit war denn freilich die Lösung nicht schwer. Hier ist die Inschrift:

TERRE SOUS FILS A L'ASTRE A BEURRE A IEUNESSE.

Für den Inhalt übernahm er keine Verantwortung, ich tue es ebensowenig. Aber fröhlich gelacht hat er, als ich es auch „rauskriegte". —

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre." Die hohe Grenze weit überschritten hat B. Wolff mit 88, erreicht Schröter mit 80, fast erreicht Honigsheim mit 79, Stammer mit 78 Jahren. Die normale Grenze überschritten hat Czech mit 77, Duckweiler mit 74, erreicht Mieck mit 70 Jahren; darunter geblieben ist Kirchner mit 67, Jansen mit 66, Wedell mit 48 Jahren.

Havete qui fuistis convivae!
Omnes eodem cogimur.

Wir nehmen den Faden des Berichts wieder auf.

Charakter der Schule.

Im Jahre 1888, so hörten wir schon, war die gymnasiale Anstalt durchgeführt bis Oberprima. Es fehlte ihr nur noch das offizielle Siegel der Vollendung in der humanistischen Reifeprüfung.

Nachdem im Januar 1889 der Geh. Oberregierungsrat Dr. Stauder, begleitet von den Provinzialschulräten Deiters und Münch, zum Besuch erschienen war, mit dem Eindruck, „daß Lehrer und Schüler am Realgymnasium wie am Gymnasium das Beste wollten", fand die Reifeprüfung statt am 18. März. Den Vorsitz hatte Provinzialschulrat Deiters; der Ordinarius der Klasse war derselbe, der sie seit ihrem Entstehen in Untertertia begleitet hatte, Dr. Braun. Seiner Führung waren die ältesten Schüler unseres Gymnasiums anvertraut. Ihre Namen sind: Wilhelm Hennighausen, Johannes Ittenbach, Paul Radicke, Siegfried Rätzer, Eugen von Vietsch, August Sohl. Der letztgenannte war Abiturient unseres Realgymnasiums gewesen (Herbst 1887), entschloß sich aber zum Studium der Jurisprudenz und machte nach damaligen Anforderungen noch das gymnasiale Reifeexamen in alten Sprachen und alter Geschichte. Außer ihm widmeten sich Hennighausen und Ittenbach dem juristischen Studium, Radicke der Theologie, von Vietsch trat in die Armee, und Rätzer endlich wurde Kaufmann. Er steht als erster da unter unseren humanistischen Schülern, die diesen Beruf ergriffen; unter der jüngeren Generation hat er nicht wenig Nachfolger gefunden. Hennighausen trat in den Dienst unserer Stadt als Beigeordneter; wir bedauern schmerzlich, daß schweres Leiden ihn befallen hat. Ittenbach schließlich war der einzige, der von der mündlichen Prüfung dispensiert wurde auf Grund seiner guten Klassen- und schriftlichen Prüfungsleistungen. Das muß hervorgehoben werden, denn damals bedeutete das Absehen von mündlicher Prüfung noch eine große Auszeichnung. Jetzt sind die Zeiten, wie wir sehen werden, anders geworden. Insgesamt hat die Anstalt im verflossenen Zeitraum an Abiturienten entlassen: 415 auf gymnasialer, 212 auf realer Seite.[1]) Bereits im Herbst 1888 erhielt die Schule den Namen Städtisches Realgymnasium und Gymnasium; sie blieb es bis 1896. Da aber der Lehrplan der unteren Klassen der gymnasiale war, auch die Frequenz der Anstalt sich nach dieser Seite neigte, so erhielt sie nunmehr den Namen: Städtisches Gymnasium und Realgymnasium, und das ist sie geblieben bis heute.[2])

Die neuesten Schöpfungen an Schulgattungen haben sie nicht berührt. Sie liegen in Düsseldorf vor in dem Königlichen Reformgymnasium an der Prinz-Georg-Straße und in dem Städtischen Reform-Realgymnasium an der Rethelstraße. Ihnen gegenüber ist unsere Anstalt ein Gymnasium und Realgymnasium „alten Stils" geblieben, die einzige Anstalt in Düsseldorf, die beide Systeme

---

[1]) Siehe Verzeichnis in Beilage hinter Anhang.

[2]) Freilich tempora mutantur! Wir hatten z. B. zu Beginn 1897 zwei gymnasiale Untertertien, deren eine 33, deren andere 32 Schüler zählte. Jetzt haben wir nur eine mit 21 Schülern. Über die Frequenzbewegung der Anstalt überhaupt vgl. Anhang 7.

ausgebaut vereinigt. Wie weit uns die Reformwandlungen überhaupt betroffen haben, mögen vorläufig einige Daten dartun.

Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten.

Berlin, den 27. Dezember 1890.

In Abänderung der Bestimmungen der Ordnung der Entlassungsprüfung an Gymnasien vom 27. Mai 1882 bestimme ich hiermit, daß 1. der lateinische Aufsatz, 2. die Uebersetzung in das Griechische bei der Versetzung in die Prima schon für den nächsten Reifeprüfungs- bezw. Versetzungstermin allgemein in Wegfall kommen.

Der letzte lateinische Aufsatz, der von unseren Abiturienten geschrieben wurde, Ostern 1890, hatte das Thema: Horatianum illud: Vis consili expers mole ruit sua, Aiacis exemplo comprobatur.

Diese Übungen haben noch nachgezuckt in lateinischen Valediktionsreden der Abiturienten. Die letzte hielt Konrad Heimendahl (1909) über das Thema: De Platonis Critone, quid nobis narraverit, quid nos docuerit.

Gleichzeitig sprach von der realen Seite bei uns Otto Erbslöh zum letztenmal englisch: The free development of individuality is one of the most essential conditions of well-being.

Die letzte französische Rede hielt 1911 Jona von Ustinov über Rousseau.

Seitdem werden diese Reden nur noch deutsch gehalten, und jedesmal vertritt ein Sprecher sämtliche Scheidenden. Zwischen Humanisten und Realisten wechselt die Rede Jahr um Jahr.

Die Gesamtentwicklung unserer Anstalt hinsichtlich ihres Charakters stellt sich folgendermaßen dar:

1838—1888	1888—1913
1838 Realschule.	1888 Realgymnasium und Gymnasium.
1840 Realschule mit Latein.	1896 Gymnasium und Realgymnasium.
1860 Realschule I. Ordnung.	
1873 Realschule I. Ordnung mit Bürgerschule.	
1878 Realschule I. Ordnung.	
1882 Realgymnasium.	
1883 Realgymnasium mit Gymnasialklassen.	
1888 Realgymnasium und Gymnasium.	

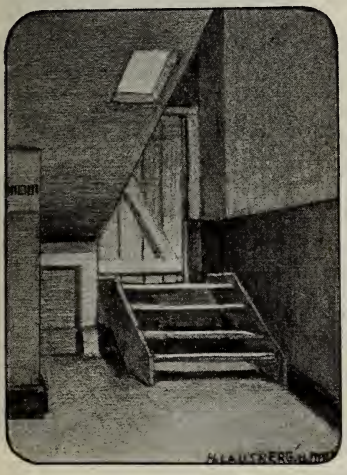
* * *

Introite, nam et heic dii sunt! Wir kommen an

Das Schulgebäude.[1]

Im ersten Halbjahrhundert zog die Schule aus den ungesunden und unruhigen Räumen der Zitadellstraße* nach der Klosterstraße. Seitdem ist sie wohnen geblieben. Das Gebäude steht noch in seiner alten Schöne, wie es 1860 bezogen wurde; „die Grazien haben bei seiner Entstehung nicht bemerkbar eingegriffen." Auch die Vögel der Minerva, vier steinerne Eulen, „die beim Bau der Anstalt fertiggestellt sind und auf den vier Dachecken aufgerichtet werden sollten", fehlen noch immer. Also „alles wie einst" für den äußeren Beschauer, nur daß größere Pracht durch einen Ölanstrich der Außenfront hinzugekommen ist.*

Um so mehr haben wir uns im Innern ausgedehnt. Platz, den die wachsende Anstalt brauchte, hatte sie erhalten durch den Auszug der Bürgerschule 1887. Und dieser gewonnene Raum ist noch beträchtlich erweitert worden durch einen Anbau am Südende, der seit Winter 1899 in Gebrauch genommen wurde. Dazu kommt, daß seit dem Jahre 1911 auch die Direktorialwohnung hinausverlegt ist. Also wurde es immer noch möglich, dringenden Bedürfnissen abzuhelfen. Es kam dies vor allem den Übungszimmern und Sammlungen zugute. Der Zeichensaal wurde verlegt, praktischer und reichhaltiger ausgestattet. Physikalische Sammlung und Lehrzimmer, das naturwissenschaftliche Kabinett und das chemische Laboratorium erhielten schöne Räume[2]). Sogar eine Sternwarte wurde erbaut, und von ihr aus konnten wir die Sonnenfinsternis im vorigen Jahre gut beobachten. Auch sonst haben diese

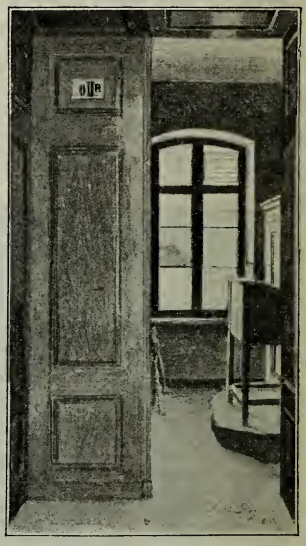


[1]) Vgl. die Bilder nach photographischen Aufnahmen aus dem Atelier des Herrn Lichtenberg, hierselbst, am Schlusse des Berichts überall da, wo hier im Text ein * steht.

[2]) Über die Einzelheiten vgl. Anhang 5, d — h.

Übungsräume gelegentlich allgemeiner Belehrung sich geöffnet. Professor Serf zeigte uns seinerzeit die Eigenschaften flüssiger Luft, ein auswärtiger junger Physiker, der einen Vortrag über das Radium hielt, die Hauptwirkungen des neuen Elements (1905).

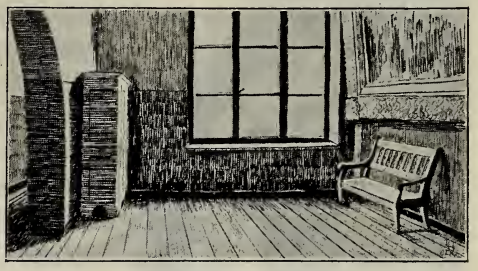
Viel ist an Behaglichkeit hinzugekommen. Direktor und Lehrer haben je ein Wartezimmer für Publikum, das Rücksprache wünscht. Zwei Lehrerzimmer, je eins im Parterre und ersten Stock, sind vorhanden. Für die Turner wurde ein Zimmer beschafft zum Wechseln des Schuhwerks, ausgestattet mit Schränken zum Aufbewahren der Turnschuhe. Jetzt ist es auf die Galerie der Turnhalle verlegt, und der freigewordene Raum hat sich in ein Atelier für den Zeichenlehrer verwandelt. Aus dem alten chemischen Laboratorium ist ein Radstall geworden[1]). Eine Bedürfnisanstalt auf dem Hofe* konnte schwinden, und damit wurde für die Aufstellung eines neuen eisernen Turngerüsts Platz geschaffen. Es trat an die Stelle des unzureichenden alten von Holz, das auch ungünstig stand.



Auch in den Räumen ist viel geschehen. Sie haben besseren Anstrich als früher; der Vorraum der Anstalt ist ausgemalt. Freilich ist durch den Anbau die ohnehin schon ungünstige Längsausdehnung des Schulhauses noch gewachsen; aber die langen Korridore wie auch die Klassenzimmer sind mit Bilderschmuck belebt. Neusterdings grüßen den Hereintretenden auf dem Vorraume, wie im Amts-* und Wartezimmer des Direktors und auf der Flurpartie davor, sogar Originalwerke aus der Städtischen Kunsthalle. Sind sie auch nur, solange ander-

[1]) Der Bericht (1900) über den Neubau bemerkt: „Der Schwefelwasserstoff-Apparat ist in einer besonderen Nische untergebracht. Diese Nische gewährt zwar den Gasen guten Abzug; jedoch ist der lästige Geruch nach Schwefelwasserstoff noch nicht ganz vermieden". Noch nicht ganz; aber doch ein großer Fortschritt gegenüber den Zeiten, wo Professor Stammer aus dem Tartarus öfter das Haus in Unruhe versetzte, mit dem trefflichen Stoff.

wärts kein Platz für sie ist, geliehen, so wollen wir uns doch ihrer freuen, zumal sie ja auch der Würde der Feiertage, die vor uns liegen, zugute kommen. Dankbar gedenken wir hier auch an freundliche Privathand, die verschönernd nachgeholfen hat. Der Zeus von Otricoli, der links von der Haustür auf passendem Postament einen schönen Platz gefunden hat, ist das Geschenk des Herrn Sanitätsrats Dr. Bender.

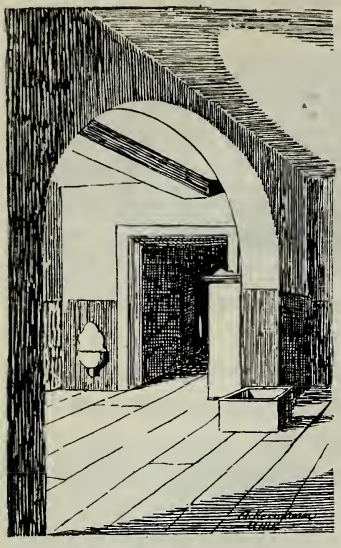


Die Lehrerzimmer haben modernere Ausstattung an Tischen und Stühlen erhalten; das Hauptlehrerzimmer* im ersten Stock ist geräumig genug geworden, um ohne Gedränge Gesamtkonferenzen vertragen zu können; es hat in weit ausgedehnterem Maße als früher die Aufstellung einer Handbibliothek ermöglicht. Die Prüfungen sind nicht mehr auf die Aula angewiesen, den unvollkommenen Heizanlagen ist man wenigstens zu Hilfe gekommen mit besseren Eisenöfen, zum Teil ist auch Gasheizung eingeführt; und die Aula, wie auch das chemische Laboratorium haben elektrische Beleuchtung erhalten, Korridore und Klassenzimmer Gasglühlicht mit Stichflammen.

Allerdings, das Bessere ist auch der Feind des Guten; manch Stückchen alter Romantik ist dahin. Stammers Laboratorium ist bereits erwähnt, ebenso ist der schöne Korbsessel, auf dem der Direktor — πατὴρ δ'ὡς ἤπιος — in den Konferenzen einst thronte, verschwunden. Kirchner hat ihn noch geziert und, läßt mich Erinnerung nicht im Stich, auch Matthias noch eine Zeitlang. Aber er verfiel schneller, als es ihm sonst vielleicht beschieden gewesen wäre; zu sehr wurde er außer den Konferenzen von Liebhabern benutzt. Hierher gehört auch die Bank, welche unser Bild zweimal zeigt. Ihr Standort unter dem Gemälde ist jetzt ganz unverständlich. Sie ist eben pensioniert und war in besseren Tagen ein wichtiges Inventarstück. Da bildete sie das „Wartezimmer" des Direktors, und fast täglich war sie gefüllt von Benutzern beiderlei Geschlechts. Friedlich saßen sie nebeneinander, nur beseelt von dem einen Wunsch, den „amtszimmernden" Vorgänger heraustreten zu sehen, um dem eigenen Herzen Luft zu machen. Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit. . . .

Alles in allem genommen, können wir wohl sagen, daß das Gebäude, zumal für die älteste Anstalt der Stadt, gewiß rückständig ist gegenüber den neueren Schulen, daß aber die Stadtverwaltung alles getan hat, um es wenigstens,

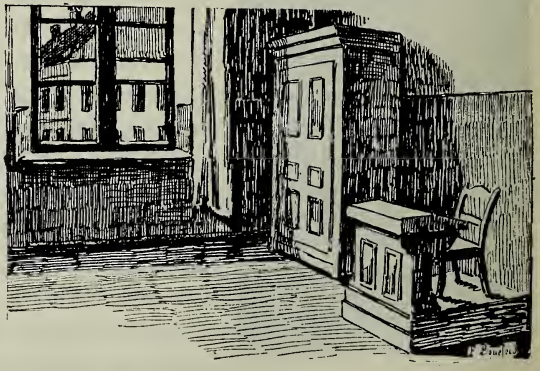
soweit es geht, im alten Rahmen auf der Höhe zu halten. Der Rahmen ist geblieben, und, wie gesagt, der äußere Beschauer hat noch das Straßenbild, wie es vor 25 Jahren war; im Innern aber glich die Anstalt einem Bienenschwarm mit beständigem Wechsel. Es konnte einem passieren, daß man bei Rückkehr aus den Ferien die neue Klasse nicht fand. Aber der sorgende Ferienvogt in Gestalt des Kastellans war zur Stelle[1]). Stets wußte er ohne Plan und Notizbuch mit tödlicher Sicherheit die „Stube" anzugeben, wo bei veränderter Ordnung Klasse und Lehrer „lag".



So wandern wir seit 1887, also 26 Jahre. Das Bild des biblischen Wandervolks kann einem vor die Seele treten; wir wollen es aber nicht brauchen. Die Nutzanwendung für die Stadtverwaltung auf Abrundung zu 40 Jahren läge zu nahe.

Aber ob sonst ein ewiger Wechsel war, so ist doch das Zentrum geblieben, mit welchem die Schule immer noch den ersten Platz einnimmt unter allen ihren Schwestern in Düsseldorf. Das ist ihre Aula* mit den Bendemannschen Wandgemälden. Wie die äußere Organisation der Anstalt selbst, so hat auch sie im letzten Vierteljahrhundert ihren Abschluß erhalten.

Am Stiftungsfest wurde in der Festrede des Direktors noch der Wunsch ausgesprochen: „Hoffen wir, daß der Abschluß des Ganzen, das Fensterbild mit seiner religiösen Weihe, bald vollendet wird durch die Freigebigkeit aller, die ein Interesse an unserer Schule haben." Es ist längst schöne Tatsache geworden. Die Aulafenster haben ihren künstlerischen Schmuck erhalten in dem herrlichen Mittelbilde: Jesus, die Kinder segnend*. Oben darüber die Medaillons von Moses, Bonifazius und Luther, darunter in



[1]) Seine amtlichen Verdienste wurden anerkannt (1903) durch das „Allgemeine Ehrenzeichen", das ihm der Direktor (Cauer) vor versammelter Konferenz überreichte. 1902 feierte er seine 25-jährige Tätigkeit im Dienste der Stadt Düsseldorf, 1909 sein Silberjubiläum als Kastellan der Schule. Es soll übrigens bei dieser Gelegenheit nicht verschwiegen bleiben, daß zu den „Dekorierten" der Anstalt auch zwei Schüler gehörten. Hans Wirtz (UIG 1900) und Armin Wegner (OIIIR 1901) erhielten von Sr. Majestät das „Verdienst-Ehrenzeichen für Rettung aus Gefahr".

gleicher Form ein Bild des jungen Kaisers Wilhelm II. und die Jahreszahlen 1838/1888. Die weiteren Fenster erhielten ebenfalls Medaillons. Sie stellen die beiden ersten Deutschen Kaiser dar, dann Bismarck und Moltke, dazu Reichs- und Stadtwappen. „Seit mehr denn 20 Jahren der Anstalt zugedacht", ging dieser Abschluß im Jahre 1890 seiner Vollendung entgegen. Es war das letzte Werk des greisen Künstlers, die Abrundung seiner Wandgemälde, die der Wissenschaft, Kunst und Industrie gewidmet sind. Er selbst erlebte die Ausführung nicht mehr. Schon waren die Kartons fast fertig gestellt, als Bendemann nach kurzem Krankenlager aus dem Leben schied (1889). Das Lehrerkollegium beteiligte sich an seinem Begräbnis und legte einen Kranz dankbarer Erinnerung auf sein Grab. Und eine Freude war es der Anstalt, daß sie für die Bendemann-Gedenkfeier, welche Kunstakademie und Künstlerkreise veranstalteten, Aula und Schülerchor zur Verfügung stellen konnte. Die letzte Ausführung blieb seinem hervorragenden Schüler, Professor Peter Janssen, der nun seit Jahren auch schon nicht mehr unter den Lebenden weilt, vorbehalten. Die Fertigstellung durch die Düsseldorfer Firma Hertel & Lersch erfolgte im Jahre 1891. Viele haben auch hier zusammengewirkt, um das Werk zustande zu bringen, denn 3000 Mark waren nötig. Ertrag der Jubiläumsfestrede von Matthias, die bei Voß & Cie. erschien, Ertrag eines Programms, das Rothert für Aufführung der Germania fertiggestellt hatte, kamen zu einem kleinen Anfangsbestande. Privatspenden des eben genannten Herrn, dazu des Fabrikanten Herrn Munscheidt folgten, den Ausschlag aber gaben erst auf Antrag des Direktors Matthias Ministerium und Stadtverwaltung. Der Kultusminister von Goßler (Reskript vom 24. Mai 1889) machte eine Beihilfe von 1000 Mark flüssig, und dazu bewilligte die Stadtverordnetenversammlung 1700 Mark. So wurde das schöne Werk vollendet.

Und was bedeutet es uns?

Rothert sagt: „Wie diese (sc. Glasfenster) von der nüchternen Wirklichkeit das Auge abschließen und mit ihrer Milderung des Lichts einen eigentümlichen Zauber über den ganzen Raum ergießen, so erwecken sie auch noch ganz besondere Empfindungen durch die Zeichnungen und Bilder aus dem Gebiete, welches jedem teuer und heilig sein soll." Gewiß! Stadt- und Reichswappen weisen auf Vaterstadt und Vaterland, das Mittelbild auf die ewige Heimat. Die Helden Deutschlands erinnern an große Mühe, Sorge und Opfer, aber auch an reichen Segen für das Ganze. Und so kann denn diese Fensterwand auch als künstlerische Resonanz der drei Sprüche über den Türen gelten:

Ans Vaterland ans teure schließ dich an!
Segen ist der Mühe Preis.
Das Zeitliche sei Mittel, das Ewige Zweck!

Den Bildern folgte auch die weitere Ausstattung. Nachdem die Decke der Aula gedichtet, wurde sie eichenholzartig, die Felder in helleren, die Balken in dunkleren Ölwachsfarbentönen dargestellt. Ornamentfriese fassen Felder und Balkengrund ein. Über den Wandgemälden wurde ein Stuckgesims angebracht.

Späterhin hat die Aula auch noch ein neues Rednerpult erhalten, mit den Worten Pietati Virtuti Doctrinae geschmückt. Es steht jetzt unmittelbar vor dem Chor, statt wie früher an der entgegengesetzten Wand. Es ist damit vermieden, daß Schüler und Publikum, wie es früher war, zwischen Redner und Sängern sitzen, also von letzteren nichts sehen. Diese Einteilung ermöglicht es auch, daß sich die ganze Anstalt (VI bis I) bei Schulfeiern im engeren Kreise und mit Zuhilfenahme von Subsellien zur Not noch versammeln kann. Bei Teilnahme von Publikum ist die Aula längst zu klein geworden; alle patriotischen Feste werden daher doppelt, für untere und obere Klassen getrennt, abgehalten.[1])

* * *

Wir richten den Blick weiter auf

Das innere Leben der Schule,

und zwar zunächst in ihrer Gesamtheit. Schule und Leben reichen sich hier die Hand. Die Tage und Stunden, welche den gewohnten Gang getrennter Arbeit unterbrachen, sie waren ein Widerhall nationaler Bewegung, ein Widerhall des Lebens außerhalb der Schulmauern.

Was bedeutet das letzte Vierteljahrhundert? Für die älteren von uns, die wir die große Zeit noch als Jünglinge oder Knaben miterlebt haben, ein langsames Abschiednehmen. Denn sie sind dahin, die Helden, deren Bilder unsere Aulafenster zieren. Wir haben sie noch leibhaftig gesehen, den alten Kaiser und seine Paladine, die frohgemute Siegfriedsgestalt seines Sohnes; die heranwachsende Jugend hat sie nur noch aus Erinnerungsfeiern kennen gelernt. Zur Zeit des letzten Stiftungsfestes war Kaiser Wilhelm eben gestorben; bald folgte ihm nach hunderttägiger Regierung, von unseliger Krankheit dahingerafft, sein Sohn. Es folgte der große Schweiger und der eiserne Kanzler. Ihrer aller wurde in würdigen Trauerfeiern gedacht, der toten Kaiser wiederholt in stillen Stunden, die den Werktag unterbrachen. So hat uns denn die Aula vielfach versammelt gesehen in ernster und wehmütiger Stimmung.

Aber auch die froherhebenden Tage im Hinblick auf Vaterland und Vaterstadt haben nicht gefehlt.

1888, das Dreikaiserjahr, war vorüber, und am 26. Januar des nächsten feierten wir zum erstenmal den Geburtstag Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II. Die Festrede hatte der Direktor (Matthias), „er machte das Lebendige, Lebensberechtigte, was aus dem großen Todesjahr als wertvolles geschichtliches Ergebnis uns bleibt, und das Lebenskräftige und Wirksame in unseres Kaisers Persönlichkeit zum Gegenstande seiner Geburtstagsbetrachtung".

[1]) Dies geschah zum ersten Male 1889. Das Bedürfnis lag schon länger vor; bisher hatte man sich aber damit beholfen, daß die Kleinen und Kleinsten von der Feier ausgeschlossen waren. Das wurde nunmehr beseitigt.

Für unsere Stadt war 1888 das Erinnerungsjahr an das 600-jährige Bestehen Düsseldorfs. Wir feierten es am 13. Oktober, wobei Rothert die Geschichte der Entwicklung unserer Stadt in seiner Festrede gab.

1895 und 1896 erinnerten uns in einfacheren Schulfeiern an die 25-jährige Wiederkehr des Tages von Sedan und an die Kaiserproklamation zu Versailles. Auch eine Sängerfahrt im erstgenannten Jahre trug patriotischen Charakter. Zu vaterländischen Liedern und Deklamationen führte ein Dampfer nach Kaiserswerth; Begleitung von Militärmusik hatte die Munifizenz der Stadt ermöglicht.

1897 aber war die Zentenarfeier der Geburt des ersten Kaisers[1]). Wieviel Erinnerungen wurden wach beim Rückblick auf dieses weit über die Spanne gewöhnlichen Erdendaseins hinausreichende und so reich gesegnete Leben! Der Knabe erlebt Preußens Zusammenbruch bei Jena und die Flucht der Familie an die Grenzen des Reichs; der Jüngling die Freiheitskriege mit dem Eisernen Kreuz von Bar-sur-Aube; der Mann wirkt in stillem, militärischen Schaffen, und der Greis sieht die Frucht der Arbeit: Preußens Größe und ein einiges Deutschland. Jena und Versailles! welche Gegensätze in einem Menschenleben, „welche Fügung durch Gottes Gnade!"

Die Schule beging das Fest in zweitägiger Feier; am ersten Tage war Festaktus, am zweiten Schauturnen. Und der Schulhof erhielt bei dieser Gelegenheit einen neuen historischen Schmuck. Eine ältere Generation hatte die Friedenslinde von 1870 gepflanzt, die jüngere setzte die Kaisereiche.* „Der treue Diener Wilhelms I.", Fürst Bismarck selbst, hat sie auf Bitte der Schule aus dem Sachsenwalde gespendet. Die Linde ist mächtig gewachsen und kann nun die Umfriedigung, die sie schützte vor der Unbedachtsamkeit der Jugend, entbehren. Auch die Eiche geht vorwärts hinter ihrem Gitter; ein Denkstein mit der Inschrift: Geschenk des Fürsten Bismarck, und dem Datum der Pflanzung erinnert an ihre patriotische Bedeutung.

Dann kam die Jahrhundertwende. Eine Darstellung von Goethes „Paläophron und Neoterpe" wurde ihr gerecht. Zwei Schüler in Kostümen übernahmen die Deklamation; vier andere wirkten als Statisten mit. Entsprechende Worte des Direktors (Cauer), ein Hoch auf das Vaterland und der gemeinsame Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles" beschlossen die seltene Feier. Und gleich hinter der Jahrhundertwende würdigten wir, zusammenfallend mit dem Geburtstage Sr. Majestät, das 200-jährige Jubiläum des Königreichs Preußen.

Es kam die Schillerfeier (1905), die uns den hundertjährigen Todestag unseres größten Idealisten ins Gedächtnis zurückrief. „Denn er war unser", der Dichter, der von allem Hohen sang, was Menschenherz erhebt, und der dem deutschen Volke die Mahnung ins Herz gesenkt hat: „Seid einig — einig — einig!" In solchen Gedanken feierten unsere Schüler den Tag. Eigener Neigung folgend

[1]) Zu der Gesamtfeier stellte die Anstalt vier Redner. Der Berichterstatter hielt die Festrede in der Schule, Direktor Matthias sprach in der Tonhalle vor dem Festmahl, die Oberlehrer Spieß und Wolf beim Volksfestabende.

gaben sie uns eine dramatische Aufführung der „Glocke". Meister und Gesellen in Kostümen brachten in Gesang und Deklamation das Kunstwerk zur Darstellung. Es folgte der „Epilog zur Glocke" und die Festrede (Wolf). Dann sang die Versammlung, zu der auch die Angehörigen der Darsteller gehörten, stehend das „Lied an die Freude".

Bei der Schillerfeier der Stadt, die am Abend in der Tonhalle stattfand, war die Schule auch vertreten. Der Direktor (Cauer) hatte die Festrede, verschiedene Primaner beteiligten sich an der Deklamation zu Ehren des Dichters.

In diesem Jahr aber vereinigte uns die Erinnerung an 1813, das Jahr der großen Opfer und der Stiftung des Eisernen Kreuzes, am Todestage der unvergeßlichen Luise. — —

Auch die Stadt tat das Ihrige, um in alt und jung dankbare Gesinnung für das Werk der Väter wachzuhalten.

Am 18. Oktober 1892 wurde das Kriegerdenkmal enthüllt im schönen Hofgarten. Es zeigt den sterbenden Jüngling, um den der Düsseldorfer Löwe klagt; denn

Tränen, von Müttern geweint, schufen das steinerne Bild.

Am Festzuge und der Denkmalsfeier beteiligten sich die Schüler der oberen Klassen mit ihren Lehrern.

In der Lindenallee erhoben sich die Monumente des alten Kaisers, seines großen Kanzlers und des Schlachtendenkers; alles Tage, die auch für die Schule Unterbrechung der Arbeit, treues Gedenken und stilles Gelöbnis mit sich brachten. An der Bismarckfeier (1900) wurden Gesänge vorgetragen, deren einen Rothert mit Text versehen hatte; ein vereinigter Knabenchor der vier höheren Schulen wurde von Schröter dirigiert.

Am 2. September 1895 feierte die Stadt ihr letztes Sedanfest. Es fiel in die großen Ferien;[1]) die Schüler standen nicht geschlossen unter den Zuschauern, welche in langem Zuge die Sedansveteranen vorbeiziehen sahen. Ganz ohne Teilnahme der Schule ist aber auch dieser Tag nicht geblieben; dem Berichterstatter fiel es zu, den letzten Sedantoast auf „Vaterland und Armee" beim Volksfest in der Tonhalle auszubringen.

Viel herzerhebende Tage also, viele darunter, um unserer Jugend auch draußen die Mahnung zuzurufen, die auf der Erinnerungstafel unserer Aula steht:

Für Deutschlands Größe ist ihr Blut geflossen.
Es sei dir heilig, was so teuer ward. — —

Und auch die Lebenden traten uns nahe. Se. Majestät der Kaiser, in dessen Händen jetzt die Geschicke des Vaterlandes liegen, besuchte am 4. Mai 1891 zum erstenmal unsere Stadt. Die Schule hatte zu seiner Begrüßung mit Trommler- und Pfeiferkorps am Corneliusdenkmal Aufstellung genommen. Ein zweites

[1]) Die auf S. 29 erwähnte Schulfeier fand am 19. August vor Schulschluß statt.

Mal kam der Kaiser zur Industrie-Ausstellung (1902). Der Besuch fiel in die Ferien (15. August), aber was hier war von unseren Schülern — etwa 200 an Zahl —, ließ es sich nicht nehmen, dem Herrscher zu huldigen. Mit der Schulfahne und unter Führung anwesender Lehrer standen sie im Spalier. Einen schulfreien Tag brachte der dritte Besuch, als Se. Majestät (1906) erschien zur Überführung des 11. Husarenregiments nach Crefeld.

Auch Se. Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen konnten wir von Angesicht schauen. Im Spalier mit den anderen höheren Lehranstalten begrüßten wir ihn, als er 1907 die Deutsch-nationale Kunstausstellung in Düsseldorf eröffnete; wir sahen ihn wieder, als er, einem damals gegebenen Versprechen zufolge, mit seiner hohen Gemahlin noch einmal kam.

Die Silberhochzeit der kaiserlichen Eltern (1906) feierten wir mit Gesang, Deklamation und Festrede.

Das Jahr 1900 zeigte uns auch ein Stück von Deutschlands Seemacht in der Rheinfahrt der Torpedoboote, denen 1902 der „Panther" nachkam. Vor zwei Jahren beim Marinefest hatten wir die unglückliche „S. 178" zu Gast. Endlich sind wir ja auch in das Zeitalter der Luftschiffahrt eingetreten. Zeppelin hat Düsseldorf besucht und überflogen. Die „Deutschland", welche hier stationiert war, konnten wir aus der Nähe besichtigen und haben ihr und der „Schwaben" Unglück bedauert. Gar manches Mal, wenn die surrenden Propeller ein Luftschiff ankündigten, eilten unsere Schüler in den Stunden an die Fenster oder erhoben im Schulhof den Barritus der alten Germanen. — —

* * *

Wir kommen zu der

Arbeit der Schule.

Auch diese können wir nur betrachten auf dem Hintergrund der Zeitereignisse, denn, wie wir oben sagten, der Abschnitt, über den wir zu berichten haben, stand unter dem Zeichen der Schulreform überhaupt.

Die ersten 50 Jahre unserer Schule berichten uns vom Drängen nach gymnasialen Zielen. Der letzte Schritt in dieser Beziehung war eben die Entstehung unsers Gymnasiums. Er war ermöglicht auf Grund der revidierten Lehrpläne von 1882. Damals hatte das Gymnasium das Griechische von Quarta nach Untertertia hinaufgeschoben und verstärkten französischen Unterricht für die Unterklassen angenommen. Die Realschule erhielt den Namen Realgymnasium, da sie das Latein steigerte, es unter ihre „Hauptfächer" aufnahm. Gymnasium und Realgymnasium waren sich näher getreten, namentlich, was ihren Unterbau betraf. Aber das Gymnasium blieb die alleinberechtigte Anstalt, es behielt das „Monopol" für die akademischen Berufe und damit den stärksten Zudrang. So bis 1890.

Unterdessen aber war die „Schulfrage" populär geworden, Presse und Publikum hatten sich ihrer bemächtigt. Man erhob die vorwurfsvollen Bedenken: Hat unsere höhere Schule überhaupt noch den rechten Zusammenhang mit den Bedürfnissen des wirklichen Lebens? Ist nicht die Stellung des Vaterlandes eine ganz andere geworden seit dem Kriege? Erfordert nicht seine Teilnahme an der Weltpolitik mit den daraus sich ergebenden Aufgaben eine Änderung der Vorbildung auf realer Grundlage?

Kein geringerer als Se. Majestät, der junge Kaiser selbst, war es, der nun eingriff und zu umfangreichen Reformen führte.

Im Jahre 1890 berief er eine Konferenz namhafter Männer auf dem Schulgebiet und aus anderen Berufen nach Berlin zur Lösung dieser Fragen. Das Ergebnis waren veränderte Lehrpläne und eine Menge von Reformen im einzelnen.

Aus den Weisungen Sr. Majestät ging die Richtung hervor. Deutsch sollte die Grundlage des Unterrichts werden, der deutsche Aufsatz in den Mittelpunkt treten, das Vaterländische in der Geschichte betont, endlich für Herz- und Gemütsbildung der Schüler wie auch für ihre Gesundheit nicht minder als für ihre Verstandesentwicklung Sorge getragen werden.

Scharf traten sich nunmehr lateinische und lateinlose Bildungsanstalt entgegen: Gymnasium und Oberrealschule; das Realgymnasium schien in seiner Existenz bedroht. Schließlich aber erhielt es ebenso wie das Gymnasium 1892 neue Lehrpläne, die fast ein Jahrzehnt in Geltung blieben.

Das Gymnasium verlor stark an Latein, auch an Griechisch und Französisch, das Realgymnasium an Latein und Französisch. Diese Fächer trugen die Kosten für erweiterten deutschen Unterricht und Turnen.

Die praktischen Erfolge in den nächsten zehn Jahren entsprachen den Erwartungen nicht. „Die Jahre nach 1892 zeigten," so urteilt Matthias[1]), „wie wenig sorgsam man gearbeitet hatte. Eine Verfügung nach der andern erschien, die zu den Lehrgängen und zu den Prüfungsordnungen Ergänzungen oder Erläuterungen brachte. Oft habe ich mich damals und haben wir praktischen Schulmänner uns gefragt, ob denn unsere Jugend nicht zu wertvoll sei, um an ihr beständig pädagogisch herumzuexperimentieren in einer Art, die etwas Laienhaftes an sich trug." Das Urteil kann sich auch berufen auf die vielen Maßnahmen, die getroffen wurden, um bald oder weniger bald wieder rückgängig zu werden.

Die Reifeprüfung erfuhr große Erleichterungen. Genügende Leistungen sollten von der mündlichen Prüfung befreien. Dies Vorgehen ergab aber nur eine „Prämiierung der Mittelmäßigkeit"; Dispens von der Prüfung hörte auf, Auszeichnung zu sein. Die Bestimmung existiert nicht mehr.

Man hatte den deutschen Aufsatz als Zielleistung besonders stark betont; ein ungenügendes Gesamtergebnis nach dieser Seite hin sollte nicht zu kompensieren sein. Die Vorschrift ließ sich nicht halten, das Deutsche wurde wieder ausgleichsfähig.

Man hatte neben den Aufsatz die sogenannten Facharbeiten gestellt, d. h. kleine Ausarbeitungen in allen Fächern über ein beschränktes Wissensgebiet. Sie sind dahin, oder werden in ihrer Daseinsberechtigung bezweifelt.[2])

Man sah, daß die lateinischen Leistungen zurückgingen und gab (1895) den Direktoren beider Lateinschulen die Ermächtigung, die Wochenstunden in diesem Fach von IIa bis Ia um eine zu erhöhen.

Man schuf das „Abschlußexamen", das ein „Ersitzen" des Zeugnisses für den Einjährig-Freiwilligen Militärdienst verhindern sollte. Es bewährte sich nicht und ist wieder verschwunden (1900).

Und dabei dauerte der Streit um die „Berechtigungen" fort, denn das Gymnasium hatte immer noch den Vorrang.

Endgültigen und erfreulicheren Wandel geschaffen zu haben, ist erst das Verdienst einer zweiten Konferenz, die vom 6. bis 8. Juni 1901 zusammentrat. Sie arbeitete also nur drei Tage, während die erste elf gebraucht hatte. Man war klarer und zielsicherer geworden. War die erste Reform überstürzend, so trat die zweite mäßigend auf. Gymnasium und Realgymnasium wurden in ihrem lateinischen Bestande wieder gestärkt, die Gesamtzahl der Unterrichtsstunden wieder erhöht.[3]) Das wichtigste Ergebnis aber war die Betonung der Gleichwertig-

---

[1]) Seite 20 des am Schluß genannten Buches.

[2]) Bei uns fielen sie mit dem sogenannten „Extemporaleerlaß", der für die schriftlichen Arbeiten ganz neue Normen aufstellte (1911).

[3]) Man vergleiche:

Realgymnasium		Gymnasium	
1892	280 : 259	1892	262 : 252
1900	259 : 262	1900	252 : 259

keit der drei höheren Anstalten: Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule. Gemeinsames Ziel: Humanität; nur Mittel und Wege zum Ziel verschieden — das wurde nunmehr die herrschende Auffassung. Alle drei Anstalten bereiten jetzt auch zu den akademischen Studien vor; was an Spezialkenntnissen fehlt für den erwählten Beruf, das zu schaffen bleibt dem einzelnen überlassen. „Durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftig zu betonen." So heißt es im Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900. Ich füge zu diesem Ergebnis das Urteil eines „Humanisten" hinzu: „Wenn wir die drei Schulen als die drei Ringe betrachten, so sagen wir — und vielleicht war das auch Lessings geheime Meinung — alle drei Ringe sind echt. Sie sind alle echt, aber der eine ist uns der liebste" (Harnack). Ein Zeichen dieser veränderten Auffassung war seitdem, wie in Preußen überhaupt, so auch an unserer Schule ein Rückgang in der Frequenz des Gymnasiums, eine Zunahme des realen Bildungsgangs.[1])

Von Neuschöpfungen müssen aus der Reformperiode vermerkt werden die Besserstellung des Lehrerstandes und weitere Anforderungen an seine Ausbildung. Die Lehrer wurden gehoben an Titel und Bezügen. Sie wurden „Oberlehrer" und ein Teil von ihnen „Professoren" mit dem Rang der Räte IV. Klasse; in ihrem Einkommen wurden sie gleichgestellt mit den Richtern erster Instanz. Das alte unmoralische Stellensystem fiel und machte Dienstalterszulagen Platz. Für die Lehrerausbildung schuf man die Seminare. In ihnen arbeiten die Kandidaten zwischen wissenschaftlichem Examen und eigentlichem Probejahr erst ein Jahr in praktischer und theoretischer Tätigkeit, unter Leitung und Anweisung des Direktors und der Schule selbst. —

Mit der Reform dieser „Geldfrage" — und damit können wir wieder auf unsere Verhältnisse übergehen — wurden neue Anforderungen an die Stadtverwaltung gestellt. Sie sind in dankenswerter und liberalster Weise von Kuratorium und Stadtverordnetenversammlung geregelt worden. Dazu wurden auch Mittel zur Beihilfe bei Studienreisen oder wissenschaftlichen Kursen der Lehrer bereit gestellt.

Wir können nach dieser Seite hin unseren Bericht schließen. „Volles Verständnis und offene Hand für die Aufgaben und Anforderungen der Schule" betonte seinerzeit Herr Oberbürgermeister Lindemann in einer Ansprache an den in unserer Aula tagenden Realschulmännerverein; es ist gehalten worden. Seitdem liegt, wie gesagt, die Leitung des Kuratoriums der höheren Knabenschulen bereits in dritter Hand. Was die „Ära Marx" für die Stadt bedeutet, brauche ich Düsseldorfern nicht zu sagen; hervorheben will ich nur, daß sie der Anstalt auch einen persönlichen Besuch des verehrten Herrn brachte. 1901 kam er, „einer Anregung des Direktors (Cauer) freundlich Folge leistend, sah dem Treiben der Jugend auf dem geräumigen Hofe zu, begrüßte das Lehrerkollegium und lernte

1) Vgl. S. 21 Anm. 2.

mehrere, besonders der neu berufenen Herren auch im Unterricht kennen". Seinen Nachfolger Herrn Oberbürgermeister Dr. Oehler persönlich kennen zu lernen, hatten wir bei Einführung des Herrn Direktors Erythropel (1911) erwünschte Gelegenheit.

Auch hier haben wir noch eines verdienten Kurators zu gedenken. 1904 blickte Herr Justizrat Euler — und wir mit ihm — auf seine 25-jährige Tätigkeit in dieser Körperschaft zurück.

* * *

Die Schule hindurchzuführen durch die Reformen war die Aufgabe zweier bedeutender Männer, der Direktoren Drr. Adolf Matthias und Paul Cauer.

Matthias schloß 1888 seinen Bericht über die gymnasiale Seite mit dem Wunsch: ut Deus immortalis Gymnasii res meliores amplioresque faceret. Die Zeitverhältnisse kamen, wie wir gesehen haben, dem entgegen, und so erfreute sich das Gymnasium stetig zunehmender Frequenz. Im übrigen war aber auch das Interesse des Direktors den humanistischen Bestrebungen zugewandt. Seine Schulausgabe von Xenophons Anabasis ist bei uns noch heut in Gebrauch. Sonst galten seine Studien namentlich dem Deutschen. Sein „Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten, Düsseldorf, Blasius", haben wir auch beibehalten.

Sehr bald hatte die Tätigkeit des Direktors, der auch in Zeitschriften und in der Presse bekannt wurde, höheren Ortes Aufmerksamkeit erregt. Eins der ersten Seminare zur Ausbildung von Kandidaten kam (1890) an unsere Anstalt. Solange Matthias da war, ist es hier geblieben, nur daß es einmal (1895) wegen Mangels an Kandidaten pausierte. Nach seinem Weggange wurde es verlegt und ist erst jetzt wieder mit Direktor Erythropel zurückgekehrt. Von 1890 bis 1898 trugen unsere Programme die Aufschrift: Jahresbericht des Städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums und des mit diesen Anstalten verbundenen Königlichen Seminars. Vierzig Schulmänner sind aus dieser Periode hervorgegangen, manche von ihnen schon in „gehobener" Stellung, so die Direktoren Dr. Bredtmann-Coblenz, Dr. Ahrend-Odenkirchen, Dr. Buchkremer-Neuß.

Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß jenes Seminar eine Bibliothek besaß, die auch dem Lehrerkollegium zugute kam. Als es verlegt wurde, ging sie an das Königliche Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Trier. Die Munifizenz der Stadt sprang ein und bewilligte uns zur Entschädigung für den Verlust eine einmalige Beihilfe von 800 Mark neben den laufenden Mitteln für die Schulbibliothek. Jetzt ist es umgekehrt; das Königliche Seminar besitzt noch keine genügende Bücherei, und die Schule muß aushelfen.[1])

Kaum war das Seminar eröffnet, so wurde auch Matthias einberufen zu der ersten Konferenz über die Schulfrage, von der wir berichtet haben. Vom

[1]) Über die Einzelheiten für Bibliothek vgl. Anhang 5a u. b; für Seminar ebenda 4.

2. bis 20. Dezember 1890 wurde er vertreten von dem ältesten Professor, Dr. Stammer.

In den folgenden Jahren ließ Matthias es sich angelegen sein, die Gestaltung unserer Schule nach den neuen Lehrplänen von 1890 im einzelnen darzutun. Die Frucht dieser Arbeit liegt vor in der Beilage zum Osterprogramm 1894: „Lehrpläne und Lehraufgaben für das Städtische Gymnasium und Realgymnasium zu Düsseldorf". Als gemeinsame Arbeit des ganzen Kollegiums sollte sie keine konferenzmäßige Festlegung der Pläne auf dem Papier darstellen, sondern wirkliche, bereits vorliegende Praxis zur Grundlage haben, „um ein Muster zu geben, wie man's machen kann, nicht aber, wie man's unbedingt machen soll". Eine solche Praxis erstreckte sich aber erst über drei Jahre, und daher beschränkte sich die Darstellung auf die unteren Klassen, um nach entsprechender Zeit mittlere und obere zu bringen. Diese Arbeit ist aber von Matthias nicht mehr geleistet worden. Sechs Jahre hätten noch dazu gehört, um die Darstellung in ihrem ganzen Umfange zu geben, aber schon 1898 wurde der Direktor zu Höherem ausersehen. Im Januar dieses Jahres ging er als Königlicher Provinzialschulrat nach Coblenz. Die Interimsleitung der Anstalt fiel ihrem Senior, Professor Rothert, zu; Professor Braun übernahm die Führung des Seminars.

„Es sei erwähnt," sagt Rothert als Berichterstatter dieses Jahres, „daß Matthias, als er am 22. September 1885 die Leitung der Anstalt übernahm, sich das Ziel nicht niedrig steckte. Wir danken es ihm heute, daß er diese hohe Aufgabe im Auge behalten und seine damaligen Worte nicht bloß der Gelegenheit wegen gesprochen waren, sondern auch im vollsten Umfange verwirklicht wurden. Wie die Jugend es immer und bis zum letzten Tage in gleichem Maß empfunden hat, daß er jedem wackern Streben und jeder tüchtigen Arbeit ein ermunternder Freund, der Trägheit aber und jugendlichen Torheiten ein mahnender Warner und der Böswilligkeit, der Roheit und Unwahrhaftigkeit ein strenger und unerbittlicher Beurteiler sein werde, so danken es ihm nicht minder die Kollegen, daß er vor allem das Ziel erstrebte und für den Weg zu überzeugen und gewinnen trachtete." — Solchem Wirken entsprach der Erfolg. Die Schülerzahl der Anstalt ging im Lauf von 13 Jahren von 373 auf 563 empor. Gleichgeblieben war aber auch das Verhältnis der Konfessionen zueinander. Die schöne Tatsache, welche Rothert hieraus folgert, daß das Vertrauen auf diesem Gebiete nie erschüttert wurde, liegt auch heut noch vor. Matthias wurde mit Beaufsichtigung der Schule betraut; zwei Jahre noch sahen wir ihn als Königlichen Kommissar bei den Abiturientenprüfungen. Dann nahm er seinen Weg von Coblenz nach Berlin. Er erhielt das Dezernat für Posen und Westpreußen; dem Rheinland ist er damit entrückt worden. In seiner Eigenschaft als Regierungsvertreter wohnte er der zweiten Konferenz von 1900 bei. Als Wirklicher Geh. Oberregierungsrat schied er aus dem Staatsdienst am 1. Juli 1910, in den weitesten Kreisen bekannt durch sein populär-pädagogisches Buch: „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?"

Im Herbst des Jahres 1898 trat Matthias' Nachfolger an unserer Schule, Direktor Dr. Cauer, sein Amt an. Er war vorher in Schleswig-Holstein

und steht in dieser Hinsicht neben Kirchner, der aus Schlesien kam, während Matthias mit seiner Tätigkeit wesentlich dem Rheinlande angehört hatte. Als Oberlehrer und Privatdozent in Kiel, dann als Direktor in Flensburg tätig gewesen, besaß Cauer schon einen wissenschaftlich rühmlichst bekannten Namen, als er hierher kam, und hat diesen Ruf auch hier wie weiterhin in Wort und Schrift ausgedehnt. Seine tiefsten und reifsten Studien hat er dem Homer zugewendet. Aus ihnen ging sein Hauptwerk hervor: Grundlagen der Homerkritik. 2. Aufl., Leipzig 1909, aus ihnen auch eine Ausgabe des Homer zum Schulgebrauch. Sie ist ebenso wie Matthias' Xenophon bei uns in Verwendung geblieben.

Wie Matthias war auch er eine äußerst praktische Natur und beherrschte sein Ressort bis in die geringsten Kleinigkeiten. In fröhlicher Tafelrunde beim Abschied wurde ihm das Zeugnis ausgestellt, daß er kein „bequemer Vorgesetzter" gewesen sei, und launige Belege wurden dafür gegeben.

Er setzte das Werk der Lehrpläne, das Matthias begonnen hatte, fort, und das Programm 1901 bringt den „vollständigen Lehrplan nach Klassen geordnet". Er gab ferner (1902) als praktisches Beispiel eine Zusammenstellung der behandelten Themata zu den kleinen „Facharbeiten", dazu „eine Zusammenstellung derjenigen Begriffe und Anschauungen aus dem Leben der deutschen Sprache, die in den Klassen bis UII aufwärts allmählich zu festem Besitz gebracht werden sollen"[1]). Alles, was als zur äußeren Ordnung gehörig geschaffen worden war, vereinigte er unter „Vereinbarungen und Anordnungen über den äußeren Betrieb, gesammelt aus Konferenzprotokollen und Zirkularen Herbst 1898 bis Sommer 1903". Sie sind die Grundlage der äußeren Ordnung auch weiterhin geblieben[2]).

Eine andere Bestimmung schuf die Semesterpläne für die schriftlichen Arbeiten. Sie wurden zu Anfang jedes Halbjahres nach Rücksprache mit den Kollegen von dem Ordinarius festgelegt und in den Klassenzimmern aufgehängt. Das sah freilich pedantisch aus, hatte aber den nicht zu unterschätzenden Wert, daß die Arbeiten verschiedener Fächer nicht kollidieren konnten, daß Haus- und Klassenarbeiten angemessen wechselten und daß den Eltern die Möglichkeit gegeben war, bei Nachfragen stets genau zu wissen, wann und was für Arbeiten geschrieben wurden[3]).

Eine wichtige Änderung betraf sodann die Schulandachten für die evangelischen Schüler. Dieser Gottesdienst, der ursprünglich nur einmal in der Woche stattfand, war, der katholischen Schulmesse entsprechend, schon unter Matthias auf zwei Tage ausgedehnt worden, die Leitung aber lag in den Händen des Religionslehrers oder der Religionslehrer. Cauer beteiligte das ganze Kollegium, soweit es Neigung dazu hatte; er selbst schloß sich nicht aus. Vom Standpunkt

---

[1]) Zu Grunde lag ein Entwurf des Oberlehrers Stümpel.

[2]) Direktor Erythropel beriet sie mit einer Kommission durch und ließ sie nach Feststellung durch Konferenz vom 12. Februar 1912 in revidierter Form erscheinen.

[3]) Jetzt gefallen mit dem Extemporaleerlaß. Vgl. S. 33. Schon Leitritz legte kein Gewicht mehr auf sie, hielt aber die Rücksicht auf das Elternhaus fest, indem er an einem bestimmten Tage für Unter- und Mittelklassen sämtliche Hefte in den Händen der Schüler wissen wollte.

praktischer Pädagogik kann man diese Änderung anfechten, dem protestantischen „Prinzip" des Laienpriestertums entsprach sie. Von Cauers Nachfolgern wurde sie beibehalten.

Die Umordnung der Aula, von der wir berichtet haben, geht auf Cauer zurück, ebenso die Neuordnung der Schulbibliothek.* In den Lehrmitteln — drehbare Tafeln mit Schieferbezug, neue Kartenständer[1]) — wurden Änderungen vorgenommen; für die Schülerkorrekturen wurde die rechte Seite im Heft freigelassen, und die linke diente zur eigentlichen Arbeit. Auch in den Lehrbüchern trat vielfacher Wechsel ein. Man sieht aus diesen Beispielen, daß er bestrebt war, dem zehnten Gebot seines „Dekalogs für Direktoren" nachzukommen. Es lautet: Directorem pedanticum esse minime decet, simulare non dedecet. Als schöne Ergänzung tritt das erste hinzu: „Du darfst nicht denken, es sei deine eigentliche Aufgabe, darüber zu wachen, daß die Anordnungen der vorgesetzten Behörde ausgeführt werden." Er selbst erblickte sie vielmehr darin, mit wissenschaftlicher Auffassung des Berufs voranzugehen und unermüdlich an wissenschaftliche Gesinnung bei Lehrern und Schülern zu appellieren.[2]) Er verwarf bequem erleichternde Hilfsmittel, dringend und immer wieder warnte er in den Programmen vor gedruckten Präparationen und Spezialwörterbüchern zu den Autoren; die Tertianer im „Wälzen des Lexikons" selbst zu unterrichten, verschmähte er nicht.

Seine Wirksamkeit dauerte sieben Jahre, dann wurde auch er zu Höherem berufen. „Es war Ihnen möglich, mit seltener Gelehrsamkeit auf sprachlichem Gebiet — altem wie modernem — dazu in den historischen und mathematischen Disziplinen nicht nur teilnehmend, sondern auch anregend und anspornend in Wort und Schrift zu wirken. Dafür unseren neidlosen und herzlichen Dank, verbunden mit dem Bedauern, einen Gelehrten aus unserer Mitte scheiden zu sehen. Sie gehen von uns, verehrter Herr Direktor, nicht als der Vorgesetzte, der es nun einmal war per fas ac nefas, und hinter dem nichts oder wenig mehr gestanden hätte als staatliche Autorität, sondern als der Vorgesetzte, der es mit Recht war, als ein berufener, überlegener, geistiger Führer." So dachte sein Kollegium über ihn beim Scheiden, und wenn ich mich mit den angezogenen Worten selbst zitiert habe, so geschieht es, weil es mit zu den angenehmsten Erinnerungen meines Amtslebens gehört, daß ich den Abschiedsgruß ihm aussprechen durfte. Cauer ist als Provinzialschulrat nach Münster gegangen und hat dort bis 1912 gewirkt; jetzt ist er nur noch tätig als akademischer Professor, als Redakteur der „Neuen Jahrbücher für klassische Philologie und Pädagogik" und als Schriftsteller.

Die Direktorialgeschäfte führte der älteste Oberlehrer, Professor Brand, bis der neue Direktor Johannes Leitritz sein Amt antrat, nachdem er hier schon

---

[1]) Vgl. Anhang 5c.

[2]) Denselben Geist atmen auch seine Schriften, soweit sie sich mit didaktischem Gebiet berühren. Aus der Düsseldorfer Periode gehören dahin: Grammatica militans. Erfahrungen und Wünsche im Gebiet des latein. und griech. Unterrichtes. 2. Aufl. Berlin 1903. — Palaestra vitae. Eine neue Aufgabe des altklass. Unterrichtes. Berlin 1902. — Von deutscher Spracherziehung. Berlin 1906.

einige Jahre als Nachfolger des Herrn Direktors Masberg die Leitung der Realschule an der Prinz-Georg-Straße gehabt hatte. Er wurde mit großen Erwartungen empfangen. Sein geistig angeregtes Wesen, ungemeine Beherrschung der französischen und englischen Sprache, sowie humanistische Traditionen, die er vom Marienstifts-Gymnasium in Stettin, wo er Oberlehrer gewesen war, mitbrachte, ließen ihn gewissermaßen „prädestiniert" für das Amt an der Doppelanstalt erscheinen. So sprach es Herr Oberbürgermeister Marx aus in der Einführungsrede (1905). Es sollte anders kommen. Sehr bald ergriff schweres Leiden den kraftvollen Mann, und jahrelang schleppte er es mit zäher Körperkraft hin, mit ihm die Bürde des Amts. Denn öftere Beurlaubungen halfen nicht dauernd; schöpferisch tätig zu sein vermochte er nicht mehr; er erlag der unheilvollen Krankheit in den großen Ferien des Jahres 1910, im Alter von 56 Jahren, aufrichtig betrauert von allen, die ihn gekannt haben.

Leitritz war nicht das einzige Opfer, welches im verflossenen Zeitabschnitt der unerbittliche Tod in guten Jahren dahinraffte. Kurz vor seinem eigenen Scheiden leitete er tiefbewegt die Trauerfeier für den Vorschullehrer Herrn Adolf Herpel, der im Alter von 47 Jahren starb. Durch Gehirnlähmung verloren wir jähen Endes einen liebenswürdigen jungen Kollegen im Alter von 28 Jahren, Dr. Heinrich Schwienhorst (1906), und ebenso unerwartet kehrte Dr. Theodor Kükelhaus von einer Studienreise nach Paris todkrank zu uns zurück. Mit ihm schied, 38 Jahre alt, ein frischer, anregender Amtsgenosse, ein lebendiger Lehrer, ein hoffnungsvoller Forscher.[1]) Denen aber, die wir oben erwähnt haben als die Toten vom Stiftungsfest, wollen wir an dieser Stelle anschließen Kirchners Vorgänger, Direktor Dr. Böttcher-Königsberg. Er starb 1900 im Alter von 62 Jahren.

Der ernsten Seite des Lebens hat aber auch hier die freudige gegenübergestanden. Der gefeierte Name Matthias verbreitete seinen Glanz über die ganze Anstalt. Nie wohl hat sie eine so starke Bewegung für die Mitglieder des Kollegiums nach „aufwärts" gehabt, als nach seinem Scheiden.

Zu den auf Seite 17 genannten drei Direktoren kommen hinzu die Herren Drr. Niepmann-Bonn und Zehme-Berlin, seit wenigen Tagen noch Dr. Kehmptzow-Neuwied; zu Provinzialschulrat Dr. Cramer die Herren Dr. Cauer-Münster und Kreutzberg-Hannover; neben Matthias und Jansen trat Dr. Norrenberg ins Kultusministerium. Insgesamt sind also im verflossenen Zeitraum aus der Anstalt hervorgegangen: sechs Direktoren, drei Provinzialschulräte, drei Räte im Ministerium. Mittelbar wird die Zahl noch größer. Dann kommt zu den Schulräten noch Herr Geheimrat Dr. Nelson, der langjährige Dezernent unserer Anstalt.[2])

[1]) Kükelhaus starb am 8. Mai 1904. Unter dem 9. April eben dieses Jahres sandte er mir noch eine Karte aus Paris, auf der unter geschäftlichen Mitteilungen die Worte standen: „Hier geht mir das Leben gar lieblich ein." — Tragische Ironie!

[2]) Die Dezernenten insgesamt waren die Herren Provinzialschulräte: Dr. Deiters; Geh. Regierungsrat Dr. Münch; Dr. Matthias; Geh. Regierungsrat Dr. Nelson; Oberregierungsrat Dr. Buschmann (seit 1912).

Denn auch er hat ihr als Lehrer angehört; zur Zeit des Jubiläums war er allerdings schon aus dem Kollegium geschieden. Dann gehört hierher auch Direktor Dr. Hölk-Lüneburg, der von uns aus in bisheriger Eigenschaft erst nach Steglitz ging. —

Auch an reichem Innenleben, an der Arbeit der stillen Studierstube, hat es nicht gefehlt. Es wurden an Beilagen zu den Programmen außer den schon genannten Lehrplänen und Lehraufgaben (1894) veröffentlicht:

1893 Walter Jost: Die Entwicklungsphasen der geometrisch-ornamentalen Urtypen im Vergleich mit der jetzigen Verzierungskunst der Bewohner des Südseearchipels.
1896 Heinrich Wolf: Mythus, Sage, Märchen (Sommer und Winter).
1897 Paul Serf: Hydroelektrische Analogien.
1900 Paul Cauer: Wie dient das Gymnasium dem Leben? Ein Beitrag zu den Aufgaben praktischer Geistesbildung.
1902 Paul Cauer: Woher und Wohin? Sechs Reden zur Entlassung der Abiturienten.
1904 Lothar Volkmann: Wissenschaftlich geordneter Katalog der Schulbibliothek.
1905 Emil Kroymann: Theodor Kükelhaus. Eine Gedächtnisrede.
1906 Johannes Schöne: Griechische Personennamen als religionsgeschichtliche Quelle.

Also acht Beilagen gegen zweiundvierzig der ersten fünfzig Jahre. Das könnte auffallen. Man darf aber nicht vergessen, daß seit Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts diese Beilagen aufgehört haben, Pflichtleistungen zu sein, und außerdem, daß die Munifizenz der städtischen Behörden hinsichtlich der Kosten solcher Veröffentlichungen nachgelassen hat. Die literarische Tätigkeit des Kollegiums überhaupt hat keineswegs geruht, und die Bibliothek hat auch reiche Beiträge aus der Feder der Lehrer erhalten. Mit Sonderwerken oder Schriften sind in ihr vertreten: Cauer, Kroymann, Lausberg, Matthias, Rothert, Spieß, Volkmann, Weber, Wolf. Und das sind zumeist nur die Arbeiten, die an Geschenken vorliegen; was darüber hinausgeht, wie auch alles, was in Zeitschriften erschienen ist, entzieht sich vielfach meiner Kenntnis.

Von Leitritz heißt es im Nachruf: „Er war, was sein Vorname andeutet, eine echte Johannesnatur; Liebe und Freundlichkeit, warme Herzensgüte, stete Hilfsbereitschaft zeichneten ihn aus." Und damit hängt denn auch aus seiner Amtsperiode noch eine Erscheinung zusammen, die uns die Reform auf weiblichem Schulgebiet zeigte. Flüchtig hatte sie uns bisher nur berührt, als im Jahre 1897, unter Vorsitz des Herrn Geheimrats Münch, Margarete Heine aus Cleve bei uns die Reifeprüfung als Extraneerin bestand.[1]) Nun rückte die Reform uns näher. Für die wissenschaftliche Ausbildung weiblicher Jugend sorgt jetzt in Düsseldorf die Studienanstalt, die mit der Luisenschule unter Herrn Direktor Howe verbunden ist. Sie wird nächste Ostern ihre ersten Reifeprüflinge entlassen; 1908

[1]) Im Juli 1911 sind ihr sechs Damen gleichzeitig gefolgt. Sie bestanden alle die Reifeprüfung am Gymnasium.

war sie erst im Entstehen. Und doch waren damals der interessierten Mädchen, die zum Examen drängten, nicht wenige. Ein Antrag, ihnen im Zeitalter der Koedukation die Teilnahme am Unterricht der höheren Knabenschulen zu gestatten, wurde vom Herrn Minister abschlägig beschieden. Wollten sie am Ort bleiben, so waren sie auf Selbsthilfe angewiesen, und so einigte man sich über Privatkurse. Die Seele der Organisation war Herr Professor Peters vom Hohenzollern-Gymnasium; er wußte, soweit nicht weibliche Hilfe nötig war, eine Reihe hiesiger Kollegen zu interessieren. Es galt schließlich nur noch die „Platzfrage" zu regeln. Im Hohenzollern-Gymnasium schien man die „saumnachschleppenden" Schüler nicht gern zu sehen, und so öffnete Leitritz ihren Bestrebungen die Pforte unseres Hauses. Auf „Stube 53" wurden die Damenkurse untergebracht, und dort sind sie denn auch mit recht erfreulichem Ergebnis zu Ende geführt worden.

Wilhelm Münch, der uns die erste Damenbekanntschaft vermittelt hat, möge bei dieser Gelegenheit eine Stelle finden als Poet auf dem genannten Gebiet. Er singt:

Und drinnen waltet —
Nein, das ist veraltet —
Drin repräsentieret
Die Dame des Hauses.
Zwar Mutter der Kinder,
Doch hält sie sich weise
Meist fern ihrem Kreise;
Sie lehrt nicht die Mädchen
Und wehrt nicht den Knaben
(Sie wird doch wohl Bonne
Und Hauslehrer haben!)
Beansprucht ohn' Ende
Der Dienerschaft Hände.
Für Verlust und Gewinn
Hat sie gar keinen Sinn.
Kauft zierliche Sachen im prunkenden Laden,
Hantieret nur selten mit Nadel und Faden
Und beziehet en gros für den stilvollen Schrein
Von Rudolf Herzog den schneeigen Lein,
Sie kultiviert nur den Glanz und den Schimmer
Und — ruhet sonst immer.[1])

Sind's nur die morosen Auslassungen eines Junggesellen — Münch war es — oder haben sie doch am Ende auch etwas mit dem Kern der „Frauenfrage" zu tun? Das mögen Sachverständige entscheiden. —

* * *

[1]) Entnommen aus seinem letzten Werk: Der Schneider von Breslau und andere Geschichten. Mit biogr. Nachruf von A. Matthias. München 1913. S. 25.

Wir richten unsern Blick nur noch auf die letzte Seite der Jugendarbeit, welche Se. Majestät betonte, die gemütliche Ausbildung, die körperliche Ertüchtigung der Zöglinge.

Zur ersteren gehört der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern außerhalb des Unterrichtes — die Ausflüge — und die Berührung der Schule mit dem Elternhaus.

Die Ausflüge haben ja längst, auch schon vor 1888, aufgehört, ein Gesamtunternehmen der Schule zu sein; sie bestehen nur noch aus Partien der einzelnen Klassen. Auch werden sie nicht mehr insgesamt auf einen Tag gelegt, wie es noch unter Matthias der Fall war, sondern die Ordinarien folgen eigener Wahl des Tages und eigener Neigung hinsichtlich ihrer Gestaltung. Meist beschränkten sie sich auf einen Tag[1]), teilweise aber wurden sie auch ausgedehnt auf zwei oder drei Tage, gingen bis nach Belgien hinein oder an die Mosel. Dabei waren sie vielfach mit wissenschaftlicher Anregung verbunden, man besuchte die Altertümer in Trier, den Limes oder die Kirchenbauten von Köln. Wurde nur der letztere Zweck verfolgt, so traten neben die Ausflüge auch noch Besuche von Sehenswürdigkeiten, öffentlichen Instituten oder Fabriken. Gemeinsam sahen wir (1907) die landwirtschaftliche Ausstellung; einzelne Besuche galten u. a. dem Diakonissenhaus in Kaiserswerth, der Kartause in Rath, der Stadtverordnetenversammlung, dem Schwabenbräu, der Porzellanfabrik von Jos. Hohmann, dem Städtischen Elektrizitätswerk und den Werken von Haniel & Lueg. Einen gewissen Ersatz für Gesamtausflüge gaben fröhliche Sängerfahrten, insofern sie doch um den Chor eine größere Gesellschaft, die weit über eine Einzelklasse hinausging, vereinigten. Sie haben vielfach stattgefunden unter Führung der Gesangslehrer Schröter und Günther und waren oft mit instrumentalen, deklamatorischen und mimischen Leistungen der Schüler verbunden. Der patriotischen Fahrt von 1895 haben wir schon gedacht (vgl. S. 29); ich füge als illustrierendes Beispiel noch hinzu den kurzen Bericht über die andere, die wir gleichfalls (S. 20) schon gestreift haben.

„Am 1. Juni 1901 waren 50 Jahre vergangen, seit Herr Oberlehrer Schröter in den Schuldienst — damals an der Präparandenanstalt in Weißenfels — eingetreten war. Nachdem er den eigentlichen Erinnerungstag in seiner thüringischen Heimat verlebt hatte, wurde ihm von unsrer Schule am Freitag, 7. Juni, vormittags 11 Uhr, eine schlichte, von Gesang begleitete Feier veranstaltet, bei welcher der Direktor den von Seiner Majestät dem König ihm verliehenen Kronenorden IV. Klasse mit der Zahl 50 sowie ein Glückwunschschreiben des Kuratoriums überreichte. Das Kollegium widmete dem Jubilar zum Andenken ein Bild, das Flötenkonzert Friedrichs des Großen, in künstlerischer Wiedergabe und würdiger Einrahmung.

Am Nachmittage desselben Freitags fand ein Ausflug des Sängerchores statt, diesmal von Herrn Dr. Marseille arrangiert, durch das Wetter aufs beste unterstützt. Außer den Mitgliedern des Chores und einer Anzahl andrer Schüler

[1]) Dafür tut gute Dienste das „Wanderbuch", d. h. eine kurze Aufzeichnung der unternommenen Wanderungen mit allen Einzelheiten. Es wurde nach einer Anregung des Professors Braun von Matthias angelegt und ist fortgeführt worden.

nahmen Angehörige der Mitwirkenden sowie die Herren des Lehrerkollegiums mit ihren Damen zahlreich an dem Feste teil. Hin- und Rückfahrt erfolgte durch einen Extrazug. Von Station Calcum aus ging es eine halbe Stunde weit in den Wald, wo durch das freundliche Entgegenkommen der Fürstlich-Hatzfeld'schen Forstverwaltung ein ausgedehnter Platz in der Nähe des Forsthauses Schall zur Verfügung gestellt, zugleich durch einen Gastwirt aus Calcum für Erfrischungen gesorgt war. Von Schülern der oberen Klassen wurde mit einfachsten Mitteln zwischen hohen Bäumen „Peter Squenz" von Andreas Gryphius aufgeführt, vom Chor eine Reihe von Liedern vorgetragen. Das fröhliche Zusammensein gab auch einem Vertreter der Schüler Gelegenheit, der Verdienste zu gedenken, die sich Herr Oberlehrer Schröter viele Jahre hindurch um die Pflege des Gesanges an unsrer Anstalt erworben hat." Er hat aber damit auch — so können wir weitergehend sagen — das Seinige getan für ein Zusammengehen von Schule und Elternhaus.

Was diesen Punkt betrifft, so hat sich die Schule ferngehalten von modernsten Bestrebungen, wie Elternabenden oder Diskussionen über erzieherische Probleme. Wohl aber ist Weisung für sie geblieben, was Direktor Matthias schon 1895 hervorhebt. „Die Festlichkeiten sowie die Teilnahme an den sonstigen Veranstaltungen, an denen sich die Schule außerdem beteiligt, liefern einen Beweis dafür, daß wir besonderer Anregung durch Verfügungen der vorgesetzten Behörden nicht bedürfen, ‚um das Band zwischen Schule und Haus und Bürgerschaft zu knüpfen'. Unsere Schule ist immer bestrebt gewesen, Anschluß an das Leben auch außerhalb der Schule überall da zu suchen und zu finden, wo dieser Anschluß der Erziehung der Jugend zu allem Schönen, Guten und wahrhaft Volkstümlichen nützlich und heilsam sein kann." Wir haben die Eltern unserer Schüler oft gesehen, nicht nur, wie schon berichtet, bei den offiziellen Schulfeiern, sondern ebenso, wenn nicht mehr noch, bei Choraufführungen in der Aula, bei den Sängerausflügen, bei Veranstaltungen zu Wohltätigkeitszwecken, bei wissenschaftlichen Abenden oder Tagungen.[1]) Vorträge für „Frauenwohl" und Versammlungen des Gymnasialvereins haben häufig in unserer Aula stattgefunden unter reger Beteiligung von interessiertem Publikum. Nicht zum wenigsten aber nahmen Eltern und Geschwister unserer Schüler teil an den Aufführungen des Schülermusikvereins, der unter eigener Leitung stand, und dessen Tätigkeit von der Schule sehr gern gesehen wurde. Nicht immer sind für solchen Verein die nötigen Kräfte vorhanden, und darum ruht er denn auch leider gegenwärtig. Besser ist daran der Turnverein, dem es bei der Popularität seiner Bestrebungen an Nachwuchs nie gefehlt hat.

Damit kommen wir aber auch schon auf das Gebiet der Körperpflege. Weit über das von der Schule Gebotene[2]) hat sie sich ausgedehnt in dem eben

[1]) Über den „Bildungsverein" vgl. S. 14. Es möge an dieser Stelle auch erwähnt sein, daß die „Akademischen Kurse für allgemeine Fortbildung und Wirtschaftswissenschaften", welche die Stadtverwaltung (1911) eingerichtet hat, nicht ohne Anregung (Professor Dr. Meier) und Mitarbeit unseres Kollegiums waren.

[2]) Darüber vgl. Anhang 5g.

genannten Verein. Und hier bin ich denn in der glücklichen Lage, einen der alten Schüler, der selbst die Leitung des Vereins gehabt hat, sprechen zu lassen. Herr Bankvolontär Max Zimmermann (Abiturient 1912) berichtet:

Der Schülerturnverein.

Es war ein glücklicher Gedanke, den einige Primaner und Sekundaner im Sommer des Jahres 1886 faßten, der Anregung mehrerer ihrer Lehrer, besonders des Herrn Streblow, folgend, einen Turnverein für die oberen Klassen der Anstalt zu gründen[1]). Muß es doch schon lange den gesunden und lebensfrohen Jungmännern in den Sehnen und Muskeln gesteckt haben, sich mehr, als die Schule in ihrem Plane vorsehen konnte, nach Jahnscher Art an Reck und Ringen, Trapez und Barren, im Laufen und Springen zu üben und so den Körper zu stählen, die Brust zu weiten und den Geist zu erfrischen nach langer, eifriger Arbeit in stiller Stube. Wie glücklich und nutzbringend jene Gründung war, das beweist ihre Nachahmung bei anderen Anstalten: da folgten wenige Jahre darauf die Oberrealschule am Fürstenwall, etwa zehn Jahre später das Königliche Gymnasium und vor einigen Jahren das neugebildete Reformrealgymnasium und die nun zur Oberrealschule ausgebaute Schule an der Scharnhorststraße mit der Gründung gleicher Schülervereine. Und der dauernde Erfolg, dessen unser Verein sich seither erfreuen durfte, mag auch ein Zeichen für seine Daseinsberechtigung sein.

Die ersten Jahre sind für den Verein nicht leicht gewesen. Es war da noch so manches Vorurteil zu bekämpfen, und seinen Willen und sein Können mußte der Verein erst durch seinen Erfolg beweisen. Zu diesem Zwecke, sowie um weitere neue Mitglieder heranzuziehen, aber auch um selbst zu sehen, was zu leisten möglich sei, wurde alljährlich ein öffentliches Turnen veranstaltet, zu dem Freunde der Turnerei, vor allem die Eltern und Lehrer der Veranstalter, eingeladen wurden. Und heute noch wird wenige Wochen vor Weihnachten ein Schauturnen abgehalten, zu dem nun jedes Jahr mehr Zuschauer — im vergangenen Jahre waren es über 700 — sich einfinden. Und kaum einen gibt es, der abfällig über die Leistungen der frischen Jungen in ihren weißen Anzügen urteilte.

In den ersten Jahren bestand der Verein nur aus Primanern und Sekundanern. Nach vier Jahren wurde auch Tertianern der Eintritt in die Reihen der Turner eröffnet. Aber es muß wohl kein Jahnscher Geist in jener Gemeinschaft geweht haben, sonst hätte es nicht dazu kommen können, daß sich der Verein 1892 — wenn auch nur für kurze Zeit — auflöste. Ein guter Rest aber blieb der Fahne treu, aus dem der Verein in verbesserter Gestalt wieder auflebte. Andere, weiterschauende Primaner übernahmen seine Führung, und in ernster, zielbewußter Arbeit wurde nachgeholt, was früher versäumt worden war. In der Aufnahme neuer Mitglieder war man nicht engherzig und ließ selbst solche zu, die zwar noch wenig leisteten, aber den Willen zeigten, gutes Turnen zu erlernen.

---

[1]) Der erste Leiter des Vereins war Wilhelm Hennighausen. Vgl. S. 21.

So stieg die Zahl der Turner von Jahr zu Jahr, und auch die Leistungsfähigkeit des Durchschnitts besserte sich immer mehr.

Als der Schulhof für die wachsende Schar bei den Spielen im Sommer zu klein wurde, gingen die Turner an einem zweiten Nachmittag der Woche hinaus an des Rheines grüne Uferwiesen und trieben dort ihre Ballspiele unter lachendem, manchmal auch unter weinendem Himmel.

Im Jahre 1911 wurde auch den Quartanern Gelegenheit zum Turnen außerhalb des Schulunterrichtes gegeben. Für sie wurde im Verein eine Zöglingsabteilung eingerichtet. Diese turnt an einem besonderen Nachmittag unter der Oberleitung eines Primaners und der Riegenleitung von Tertianern, die dadurch zu erfahrenen Vorturnern herangebildet werden.

Im Jahre 1911 hatte sich der Verein für einen besonderen Tag vorzubereiten, konnte er doch am 2. Juni desselben Jahres auf ein fünfundzwanzigjähriges ehrenvolles Bestehen zurückblicken. Da die Jahreszeit das Turnen an Reck und Barren, an Pferd und Kasten erschwerte, entstand der Gedanke, zu zeigen, daß auch auf anderen Gebieten des Sports, in der Leichtathletik, der Verein eine tüchtige Mannschaft stellen konnte; und es sollte diese außergewöhnliche Gelegenheit auch dazu benutzt werden, zum ersten Male mit den übrigen Turnvereinen der Düsseldorfer höheren Lehranstalten in die Schranken zu treten und ihre turnerischen Kräfte gegeneinander zu messen. Der Tag, allen Teilnehmern unvergeßlich, brachte unserem Verein einen vollen Erfolg: es fielen von den verteilten Preisen (Eichenkränze) nicht weniger als zwei Drittel an Turner unseres Vereins. Seitdem sollen gleiche Veranstaltungen alljährlich abgehalten werden.

Ein Bild von dem dauernden Wachsen unseres Vereins mögen folgende Mitgliederzahlen geben:

1886: 24	1895: 36	1904: 53
1887: 11	1896: 28	1905: 40
1888: 24	1897: 24	1906: 45
1889: 10	1898: 44	1907: 55
1890: 19	1899: 38	1908: 41
1891: 32	1900: 42	1909: 48
1892: 20	1901: 44	1910: 68
1893: 14	1902: 32	1911: 90 (einschl. 17 Zögl.)
1894: 33	1903: 40	1912: 79 (einschl. 16 Zögl.)

Einen guten Teil des Erfolges unseres Vereines in seinem nun mehr als fünfundzwanzigjährigen Bestehen hat er dem Wohlwollen der Direktoren und des Lehrerkollegiums zu verdanken, dieses aber auch verdient durch den Eifer und das gute Betragen seiner Mitglieder, vor allem durch den guten, kameradschaftlichen Geist, der unter ihnen herrscht und immer herrschen möge!

Gewiß, der Herr Verfasser des Berichts, dem hiermit für seine Mitarbeit herzlich gedankt sein soll, hebt mit Recht die Teilnahme der Lehrer an diesen Bestrebungen hervor. Sie hat auch weiterer Ausdehnung nicht gefehlt; zur Turnerei ist ein Ruderverein getreten, Tennisspiel und Altwandervogel. Nur wo das Turnen auszuarten drohte in Sucht nach Gipfelleistungen, oder wo sich die üble Erscheinung der „Vereinsmeierei" bemerkbar machte, hat die Schule warnend ihre Stimme erhoben oder ist eingeschritten. Eine Umfrage des Herrn Direktors Erythropel ergab, daß 192 Schüler nicht weniger denn 25 Vereinen angehörten. Es wurde Remedur geschaffen.

Als väterlicher Freund, Warner und Berater der Jugend ist nun zum Lehrerkollegium auch noch ein hochverdienter Mann aus ärztlichen Kreisen freiwillig hinzugetreten. Herr Sanitätsrat Dr. E. von den Steinen unterzieht sich seit Jahren schon der ernsten, aber doch auch so dankenswerten Aufgabe, unsere heranwachsenden Schüler zu belehren und aufzuklären über die schweren Gefahren auf sittlichem Gebiete. Der herzliche Dank, mit dem die Chronik dauernd seine Bemühungen begleitete, soll auch an dieser Stelle nicht fehlen.

Endlich hatten wir noch interessante Gelegenheit, auch auf diesem Gebiet zu sehen, wie sich pädagogische Maßnahmen und Reformen durchkreuzten und aufhoben. Herr Direktor Erythropel ist Anhänger des sogenannten Zehnminuten-Turnens, welches bezweckt, durch bestimmte Freiübungen neben dem eigentlichen Turnunterricht Haltung und Atmung des Schülers zu regeln und zu kräftigen, ihm womöglich diese Übungen zur Lebensgewohnheit zu machen. Er hatte in Hameln gute Erfolge damit erzielt und versuchte auch hier ihre Einführung. Seiner eigenen Begeisterung für die Sache gelang es leicht, einen Stab freiwilliger Mitarbeiter im Kollegium zu finden. Möllers „Zehnminutenturnen" war angeschafft, und die Übungen waren im schönsten Gange; da — kam durch Verfügung die „Kurzstunde", welche die Dauer des Unterrichtes auf 45 Minuten festlegt, und — die Freiübungen fielen. Modern war eigentlich diese Entscheidung nicht. Man hätte sonst das eine tun, das andere nicht lassen müssen. Die zehn Minuten, welche von der Kurzstunde noch abgingen, wären doch leicht durch „verbesserte Methode des Unterrichts" auszugleichen gewesen, und — Düsseldorf hätte den Ruhm, die „Überkurzstunde" erfunden zu haben. Doch ich bin unmodern genug, um die Lösung, wie sie vorliegt, sehr richtig zu finden; stellen wir also die „Überkurzstunde" unter die „Zukunftsfragen".

* * *

Wir sind zu Ende; nur ein kurzer

Rückblick und Ausblick

sei noch gestattet.

Ein Vierteljahrhundert haben wir vorüberziehen gesehen; viel Leben hat geherrscht, viel ist geändert und geschaffen worden. Was ist das Ergebnis?

„Die Zahl der höheren Schulen hat gewaltig zugenommen, neue Arten sind zu den erprobten alten getreten; die Zahl ihrer Schüler ist, namentlich in den großen Städten, in beständigem Wachsen. Weit mehr junge Leute als früher erhalten das Zeugnis der wissenschaftlichen Befähigung für den einjährig-freiwilligen Heeresdienst, weit mehr das Reifezeugnis einer der jetzt untereinander gleichberechtigten neunklassigen höheren Schulen. Die Zeugnisse sehen wohl gar besser aus als früher, die Befreiungen von der mündlichen Prüfung sind recht zahlreich" (E. Heinze). Nehmen wir dazu Turnen, Sport, Musik, Kurzstunde, und was wir sonst an Reformen gesehen haben, dann liegt doch eine große und achtungswerte Leistung vor. Oder — nicht?

Die Antwort geben uns die beiden Männer, um die sich im wesentlichen die letzte Geschichte unserer Schule zusammendrängte — Matthias und Cauer.

Es ist ein schöner Zufall, daß die beiden alten Direktoren gewissermaßen auch mit einer Festgabe bereits erschienen sind; ich meine ihre letzten Werke, die mir bekannt geworden sind. Matthias gibt: „Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung", Berlin, Weidmann, 1913; Cauer: „Aus Beruf und Leben", Berlin, Weidmann, 1912. Matthias bietet „ein Buch für Freunde deutscher Bildung", Cauer: „Heimgebrachtes". Almae matri Portensi.

Matthias ist freudig und zuversichtlich gestimmt. Der beschrittene Weg ist der richtige; die Zukunftsfragen werden sich lösen, wenn endgültig mit dem „alten Schlendrian" gebrochen wird, wenn durch unablässige Arbeit der Lehrer das Gute, ja Hervorragende, das sich jetzt schon an einzelnen Anstalten zeigt, mehr und mehr zum Gemeingut vieler, ja aller Schulen wird.

Bei Cauer klingt ein schwermütiger Unterton mit: „Seit 1891 ist bei Gestaltung der Lehrpläne die Rücksicht auf die Schwachen, die das Ziel der Schule doch nicht erreichen, gar zu sehr bestimmend gewesen. Und so werden jetzt manchem fähigen und frischen Jungen die schönen Primanerjahre verkümmert, weil man zwar nichts von ihm fordert, ihm aber auch nichts gibt. Wahrlich, es ist Zeit, umzulenken und auf dem Weg, der abwärts führt, nicht weiterzuschreiten" (S. 234).

Ein schweres Bedenken wird hier berührt. Noch ist es nicht gerade Gegenstand öffentlicher Diskussion, aber seine Vorboten sind doch schon im Parlament erschienen mit der Frage: Ist das „geistige" Niveau unserer höheren Schulen noch das alte? Gehen die „unsichtbaren" Leistungen der Schule nicht zurück? Se. Exzellenz, der Herr Kultusminister v. Trott zu Solz hat den Bescheid gegeben, daß die Lehrziele der Schule nicht herabgesetzt sind, daß die Schule die Aufgabe der „Auslese" hat.

Matthias behandelt „das Dogma von der Aufrechterhaltung der Lehrziele" ironisch. „Die Lehrziele sind nicht wegen dieses Dogmas da, sondern die Lehrziele sind da, um erreichbar zu sein" (S. 151). Gewiß, aber erreichbar für wen? Das eben ist die Frage.

Und warum das ängstliche Festhalten am Dogma, an der Fiktion? Wenn Matthias recht hat, so ist der Grund „der übertriebene Respekt vor vergangenen Zeiten und vor früheren Lehrzielen, die in der Phantasie sich viel größer zeigen, als sie in Wahrheit waren". Das ist möglich, aber, wenn andere recht haben, so steckt auch ein Stück „sozialen Gewissens" dahinter. Thaddaeus Zielinski hat dafür die schwerwiegende Formel geprägt, und, was mehr ist, er hat sie ergreifend und erschütternd dargestellt: „Eine leichte Schule ist ein soziales Verbrechen." Cauer hat nach dieser Seite hin eine „praktische"(?) Antwort gegeben. „Die Zahl der Schüler", so heißt es in seiner Abschiedsrede, „ist sich gleich geblieben, 739 bei meinem Eintritt, 739 nach dem zuletzt gestern aufgenommenen Bestand." Das ist kein Zufall. Seine Anstalt galt im Publikum als „die schwere Schule".

Wer hat recht? Adhuc sub iudice lis est.

* * *

Wir bleiben in diesem Gedankengang bei unserer Schule. Ich denke, wir dürfen uns freuen.

Zum erstenmal haben an unserer Festschrift Schüler teilgenommen. Herrn Zimmermann haben wir gehört, und ich habe nunmehr hinzuzufügen, daß auch der reiche Bilderschmuck dieses Berichts eine Arbeit unserer Schüler ist, hervorgegangen aus dem Zeichenunterricht. Das unterscheidet diese Festschrift charakteristisch von der letzten.

Aber beide Arbeiten bewegen sich auf „sichtbarem" Gebiet, und die eigentliche Tätigkeit der Schule ist geistig, also „unsichtbar". „Zu den Lieblingsbegriffen des Fürsten Bismarck gehörte der von „Imponderabilien", denen er verborgenen, doch starken Einfluß in der Politik zuschrieb; nach diesem Muster dürfen wir — mit unschönem Wort, aber rechtschaffenem Sinn — von „Inexponibilien" sprechen, die bei der still werbenden Arbeit des Lehrers und Erziehers nicht nur mit ins Gewicht fallen, sondern das eigentlich Wertvolle ihres Inhalts ausmachen" (Cauer, S. 254).

Und doch, in gewissem Sinne könnten auch sie „sichtbar" und „ausstellbar" werden. Wie wäre es, wenn die Generation, die nun dem hundertjährigen Stiftungsfeste entgegeneilt, sich auch auf dieses Gebiet begäbe? wenn sie das, was Lehrerwerk war bei der Festschrift bisher und auch diesmal es ist, in ihre Hände nähme? wenn sie zur Zentenarfeier „wissenschaftliche" Beilagen brächte aus ihrer Feder? Das — wäre des Schweißes der Edlen wert.

Und wenn dann — sei's auch in deutscher Sprache — darüberstehen könnte das Wort des alten Homer:

„Tüchtiger rühmen wir uns, weit mehr denn unsere Väter",

das wäre eine herrliche Lösung der „Zukunftsfrage", die sinnigste Jubelgabe, der schönste Lohn für

Die alte Schule an der Klosterstraße.

* * *

Mit Rothert haben wir begonnen, sein Scheidewort soll auch über dem neuen Zeitabschnitt stehen:

„Mögen alle, die an der Anstalt irgendwie beteiligt sind, derselben weiter zugetan bleiben! Mögen die Behörden ihr Wohlwollen und die Eltern ihr Zutrauen derselben erhalten! Mögen die Lehrer immerdar Freudigkeit am Beruf und die Schüler volle Lust an ihrer Aufgabe finden! Und möge der allmächtige Gott die Arbeit an dieser Schule zum Besten ihrer Schüler und zum Gedeihen der Stadt auch fernerhin segnen!"

Q. B. F. F. F. Q. S.!

Altes Schulgebäude an der (bis 1860) Zitadellstraße (ehemaliges Franziskanerkloster).

Vorderseite der Schule an der Klosterstraße (seit 1860).

Schulhof an der Klosterstraße.

Schulhof an der Klosterstraße mit der Bismarckeiche.

Aula — Nordseite.

Aula — Südseite.

Mittelfenster der Aula.

Konferenzzimmer.

Amtszimmer des Direktors.

Bibliothek.

Anhang zur Geschichte der Anstalt

Gesammelt von Prof. Dr. Peter Bauer.

I. Kuratorium.

a) Vorsitzende des Kuratoriums:

Oberbürgermeister **Lindemann** . . . . . von 1887—1899
„ **Marx** . . . . . „ 1899—1910
„ **Oehler** . . . . . „ 1910 an.

b) Mitglieder:

Von den Mitgliedern des Kuratoriums vor 25 Jahren gehört demselben Herr Justizrat **O. Euler** ununterbrochen, und zwar seit dem Jahre 1878 schon an.

Justizrat **Frings** . . . . . von 1879 bis zu seinem Tode 1890.
Konsistorialrat **Natorp** . . . . . „ 1861 „ „ „ „ 1891.
Geh. Kommerzienrat **Pfeiffer** . . . . . von 1875—1892.
Fabrikbesitzer **G. Bloem** . . . . . „ 1869—1898.
Gymnasialdirektor Dr. **Kiesel** . . . . . „ 1886—1898.
Pfarrer **Nottebaum** . . . . . von 1875 bis zu seinem Tode 1902.
Geh. Sanitätsrat Dr. med. **Volkmann** . . . . . von 1890—1910.
Superintendent **Blech** . . . . . von 1891 bis zu seinem Tode 1898.
Dr. med. **Alb. Poensgen** . . . . . von 1892—1898.
Justizrat **Peter Frings** . . . . . „ 1898—1908.
Kaufmann **Fusbahn** . . . . . „ 1898 an.
Rechtsanwalt Dr. **Lohe** . . . . . „ 1898 „
Pfarrer **Petersen** . . . . . „ 1898—1904.
Fabrikbesitzer **Herzfeld** . . . . . „ 1900—1910.
Pfarrer **Bechem** . . . . . „ 1902 an.
Pfarrer **Schöttler** . . . . . „ 1904—1908.
Dr. iur. **Hüsgen** . . . . . von 1908 bis zu seinem Tode 1912.
Pfarrer **Burckhardt** . . . . . von 1908—1910.
Pfarrer **Vits** . . . . . „ 1910—1912.
Geschäftsführer der Handelskammer und der Börse Dr. **Brandt** „ 1910 an.
Justizrat Dr. **Cohen** . . . . . „ 1910 an.
Pfarrer **Müntinga** . . . . . „ 1912 an.

Als Direktoren der höheren Schulen Düsseldorfs waren Mitglied des Kuratoriums:

Direktor **Viehoff** . . . . . von 1878 bis zu seinem Tode 1910.
„ Prof. **Masberg** . . . . . von 1896 an.
„ Prof. Dr. **Cauer** . . . . . „ 1898—1905.
„ Prof. **Leitritz** . . . . . von 1903 bis zu seinem Tode 1910.
„ Dr. **Schweigel** . . . . . von 1906 an.
„ **Koch** . . . . . „ 1910 „
„ Prof. **Schmitt** . . . . . „ 1910 „
„ **Erythropel** . . . . . „ 1911 „
„ Dr. **Mosler** . . . . . „ 1911 „

2. Lehrer der Anstalt.

(In der Reihenfolge ihres Eintritts. Die Angaben sind teils den Programmen entnommen, teils von den Beteiligten gemacht.)

A.

Vom Lehrerkollegium vor 25 Jahren gehören jetzt noch demselben an die Herren Professoren Dr. Volkmann, Dr. Wolf, Dr. Bastgen, Fortmann und Müller, sowie die Herren Karl Streblow, Günther und Mauermann. Die biographischen Nachrichten dieser Herren liegen vor in der Festschrift der Anstalt zum fünfzigjährigen Jubiläum.

Von den andern Herren, die im Laufe der 25 Jahre ausgeschieden sind, kann folgendes berichtet werden:

1. Prof. Dr. **Stammer** trat Ostern 1891 in den Ruhestand. Seit Ostern 1852, also 39 Jahre lang, hatte er ununterbrochen dem Lehrerkollegium unserer Schule angehört. Lange war er der Verwalter des chemischen Laboratoriums und der Bibliothek. Als Senior des Kollegiums verwaltete er mehrere Male in Vertretung das Direktorat. Er veröffentlichte eine Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten, darunter in der Festschrift zur fünfzigjährigen Gedenkfeier: Allgemeine Theorie der Umhüllungsflächen und einige damit zusammenhängende Eigenschaften der Flächen zweiten Grades. Februar 1891 wurde ihm der Kronenorden III. Klasse verliehen. März 1899 feierte er sein goldenes Doktorjubiläum. Er starb zu Düsseldorf am 28. März 1905 im Alter von fast 79 Jahren.

2. Prof. Dr. **Czech** trat Ostern 1895 in den Ruhestand, nachdem er über 40 Jahre, und zwar seit dem 1. Januar 1857, an unserer Anstalt im Amte war. Die Bepflanzung des Schulhofes und die Anlage eines botanischen Gartens geschah unter seiner Leitung. Er verwaltete lange das naturwissenschaftliche Kabinett. April 1893 wurde ihm der Rang der Räte IV. Klasse zuerkannt. Februar 1895 wurde ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen. Im Juli 1907 konnte er sein goldenes Doktorjubiläum feiern. Er verschied zu Dresden am 27. Dezember 1907.

3. Zeichenlehrer und Landschaftsmaler **Balduin Wolff**, einer der Mitbegründer des hiesigen Künstlervereins „Malkasten", schied 1890 aus dem Lehrerkollegium. Von März 1858 an war er an der Anstalt tätig. Im Juli 1899 konnte ihn eine Deputation zum 80. Geburtstage beglückwünschen. Er verschied zu Düsseldorf im hohen Alter von 88 Jahren am 17. November 1907.

4. **Friedrich Schröter**, Lehrer am Gymnasium und Realgymnasium, verließ die Anstalt Ostern 1902, nachdem er kurz vorher in seltener Frische die Feier des 70. Geburtstages begangen hatte und sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum hatte feiern können. Seit dem 1. Oktober 1865 gehörte er der Anstalt an. Mai 1895 wurde ihm der Titel Oberlehrer verliehen. In umsichtiger Tätigkeit hat er segensreich gewirkt, besonders auch durch die Erhaltung einer guten Tradition im Chorgesang. März 1902 wurde ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen. Er starb im Jahre 1911 zu Düsseldorf.

5. Vorschullehrer **Karl Duckweiler** wirkte seit Herbst 1864 an der Anstalt. Nur zweimal hat er seinen Unterricht unterbrochen, einmal in den Jahren 1870/71, als er am Feldzuge gegen Frankreich teilnahm, und ein zweites Mal im Sommer 1900, wo ihn eine Krankheit zu vorübergehender Aufgabe seiner Arbeit nötigte. Ostern 1907 trat er in den Ruhestand und wurde ihm der Kgl. Kronenorden verliehen. Er starb im Oktober 1908 zu Düsseldorf.

6. Prof. Dr. **Mieck** trat Oktober 1894 in den Ruhestand. Seit dem 1. November 1863 im Amte, zunächst an der Städtischen Höheren Schule in Mülheim am Rhein tätig, mit Herbst 1865 an die damalige Realschule I. Ordnung zu Düsseldorf berufen, hat Herr Dr. Mieck alle Wandlungen und allen Wechsel an unserer Schule in fast dreißigjähriger Tätigkeit mitgemacht und unermüdlich in treuer Pflichterfüllung seines Amtes gewaltet. Eine Anzahl von Arbeiten auf dem Gebiete romanischer und germanischer Sprachforschung legt Zeugnis ab von seinem eigenartigen wissen-

schaftlichen Streben. September 1890 erhielt er den Professortitel, April 1893 den Rang der Räte IV. Klasse. Bei seinem Ausscheiden wurde ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen. Am 4. Mai 1907 verstarb er zu Coblenz.

7. Prof. **Eduard Rothert** trat mit Ende des Schuljahres 1898/99 aus dem Kollegium aus. Seit Ostern 1866 gehörte er der Schule an, zu deren gedeihlicher Entwicklung er mit voller Kraft und schönem Erfolge mitgearbeitet hat. Durch wissenschaftliche Arbeiten weit über unsere Stadt und unsere Provinz bekannt, fand er doch das Schwergewicht seiner Tätigkeit im persönlichen Wirken als Lehrer und Erzieher der Jugend. Mai 1888 erhielt er den Professortitel, April 1893 den Rang der Räte IV. Klasse. Vom Januar bis Herbst 1898 leitete er die Anstalt. März 1899 wurde ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse und zu Weihnachten 1909 der Kronenorden III. Klasse verliehen. Daß ihm auch jetzt noch das Wohl unserer Anstalt sehr am Herzen liegt, beweist er durch seine ständige Teilnahme an den Festlichkeiten der Schule.

8. Prof. Dr. **Jansen** wurde im Sommer 1893 zum Direktor des Realgymnasiums zu Münster gewählt, er verließ am 1. Oktober 1893 sein hiesiges Amt. Schon von Herbst 1867 bis 1868 als Probekandidat an der damaligen Realschule tätig, kehrte er 1872 zu definitiver Beschäftigung an unsere Anstalt zurück, an der er sodann 21 Jahre tätig gewesen ist. Beim Aufbau der Gymnasialabteilung und der Ausgestaltung des Königlichen Seminars war er besonders beteiligt. März 1893 wurde ihm der Professortitel verliehen, April 1893 der Rang der Räte IV. Klasse. Im Jahre 1904 wurde er ins Kultusministerium berufen. Diesem gehörte er mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrates als Vortragender Rat bis zum Jahre 1909 an. Er starb im März 1910 zu Groß-Lichterfelde.

9. Professor **Hugo Brand** trat Oktober 1910 in den Ruhestand. Er hat der Schule nicht weniger als 41 Jahre lang seine Kraft gewidmet. Im Herbst 1869, als er als Lehrer an unsere Anstalt kam, war diese noch klein und unbedeutend; seit dieser Zeit hat Herr Professor Brand alle Wandlungen der Schule miterlebt und sie zu einer der größten Anstalten der preußischen Monarchie anwachsen sehen. März 1893 wurde ihm der Professortitel verliehen, Oktober 1894 der Rang der Räte IV. Klasse.

10. Professor **Ferdinand Ahrend** verließ mit Schluß des Schuljahres 1909/10 die Anstalt, um nach vierzigjähriger Tätigkeit in den wohlverdienten Ruhestand zu treten. Er wurde zu Ostern 1873 an unsere Anstalt berufen. Mit unermüdlicher Sorgfalt hat er umsichtig die naturwissenschaftlichen Sammlungen verwaltet und sich auch dadurch den Dank der Schule verdient. März 1893 wurde ihm der Professortitel verliehen, Oktober 1894 der Rang der Räte IV. Klasse.

11. Dr. iur. **Christian Lingen** schied Ostern 1905 aus dem Kollegium aus, um einem Ruf zum Domherrn in Trier zu folgen. 32 Jahre lang hat er an der Anstalt gewirkt, den doppelten Beruf des Lehrers und Seelsorgers mit gleicher Treue ausübend und in der besonderen Stellung des katholischen Religionslehrers an einer paritätischen Schule deren Schwierigkeiten allseitig gerecht werdend. März 1893 wurde ihm der Professortitel und Juli 1905 der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen.

12. Prof. Dr. **Reinhold Braun** verließ Weihnachten 1900 die Anstalt, da er zum Direktor an das Städtische Gymnasium in Hagen berufen worden war. Seit Herbst 1877 war er an der Anstalt tätig. Prof. Braun hat jahrelang die Bibliothek sorgsam und umsichtig verwaltet und auch abgesehen davon durch die Anregung, die er aus seinen Studien, sowie aus einer archäologischen Studienreise nach Italien schöpfte und gern weitergab, zur Förderung des wissenschaftlichen Sinnes an der Anstalt beigetragen. März 1893 wurde ihm der Professortitel verliehen, Juni 1898 der Rang der Räte IV. Klasse.

13. Prof. **Jakob Schmitz**, der schon längere Zeit leidend war, trat 1902 in den Ruhestand. Seit Herbst 1878, also fast 25 Jahre, hatte er dem Kollegium angehört. März 1893 wurde ihm der

Professortitel, Juni 1898 der Rang der Räte IV. Klasse und März 1902 der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen.

14. Prof. **Hermann Schulte** verließ die Anstalt Ostern 1902. Zwei Jahrzehnte lang hat er an der Anstalt gewirkt. 15. Juli 1894 wurde ihm der Professortitel verliehen, Juni 1898 der Rang der Räte IV. Klasse. März 1902 wurde ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen.

15. Prof. Dr. **Heinrich Spieß** wurde zu Ostern 1901 zum Direktor des Städtischen Gymnasiums in Bochum gewählt. Seit Ostern 1884 wirkte er an der Anstalt. Er verwaltete die Kartensammlung, seine unterrichtliche Tätigkeit war mit gleichem Eifer und Erfolg dem Deutschen wie den beiden alten Sprachen zugewendet. Dezember 1900 wurde ihm der Professortitel verliehen. Er ist jetzt Direktor des Städtischen Gymnasiums in Danzig.

16. Direktor Dr. **Matthias** wurde im Januar 1898 zum Königlichen Provinzialschulrat befördert. Seit September 1885 stand die Anstalt unter seiner Leitung. In diese Zeit fällt die Entwicklung des humanistischen Gymnasiums, in ihr stieg die Schülerzahl von 373 auf 563; dieses Wachstum traf vor allem die Oberstufe, nur wenig die unteren Klassen: die Primen und Sekunden, die Tertien und Quarten, die Quinten und Sexten zählten 1885: 66, 153 und 151 Schüler, dagegen 1898: 150, 242 und 171 Schüler. Ende Januar 1898 verließ Dr. Matthias Düsseldorf, um sein neues Amt in Coblenz anzutreten. 1900 wurde er mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrates als Vortragender Rat ins Kultusministerium berufen; bald darauf wurde er Geheimer Oberregierungsrat und am 1. Juli 1910 Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat. Seit diesem Zeitpunkt ist er aus dem Verwaltungsdienst ausgetreten.

17. Dr. **August Maurer** wurde zu Ostern 1901 zum Direktor der Königlichen Oberrealschule in Saarbrücken ernannt. Dr. Maurer gehörte der Anstalt seit Neujahr 1886 an, er hat dem physikalischen Kabinett vorgestanden und zumal bei dessen Überführung in die neuen Räume im Herbst 1899 seine Einsicht und Arbeitskraft für die Schule nutzbar gemacht. Seit 1912 ist er Direktor der Oberrealschule in Wiesbaden.

18. Dr. **Albert Wulff** wurde im Jahre des fünfzigjährigen Jubiläums unserer Anstalt, an der er schon seit 1886 als wissenschaftlicher Hilfslehrer tätig war, zum Oberlehrer ernannt. Im Februar 1901 trat er in den Königlichen Schulverwaltungsdienst über. In diesem war er zuerst Kreisschulinspektor in Crefeld; jetzt ist er Regierungs- und Schulrat in Arnsberg.

Von den Toten der letzten 25 Jahre seien hier noch erwähnt:

1. Dr. **Carl Böttcher**, Direktor unserer Anstalt von 1878 bis 1882. Er übernahm im Jahre 1882 die Leitung des Realgymnasiums auf der Burg in Königsberg i. Pr. Er starb im Herbst 1900.

2. Geh. Regierungsratsrat Prof. Dr. **Kirchner**, Direktor unserer Schule von 1882 bis 1885. In letzterem Jahre übernahm er die Leitung der Königlichen Ritterakademie in Liegnitz. Aus diesem Amte schied er im Jahre 1903; er starb im Oktober 1907.

3. Prof. Dr. **Honigsheim** schied aus seinem Amte an unserer Schule im Jahre 1888. Er starb zu Düsseldorf im Februar 1902.

4. Dr. **Abraham Wedell** erteilte als Rabbiner seit Herbst 1876 den israelitischen Relegionsunterricht an unserer Schule. Er starb, von schwerer Krankheit ergriffen, im Alter von 48 Jahren im September 1891.

B.

Seit dem Jubiläumsjahre 1888 sind in das Lehrerkollegium eingetreten, teils aber aus ihm auch schon ausgeschieden:

a) Direktoren und Oberlehrer.

1. **Franz Cramer**, geboren am 10. Oktober 1860 zu Münstereifel, besuchte von Herbst 1870 bis Ostern 1879 das dortige Gymnasium. Er studierte darauf zu Bonn, Freiburg i. Br. und Marburg Philologie. Nach im Juni 1884 bestandenem Staatsexamen leistete er am Königlichen Gymnasium zu Düsseldorf Juni 1885 bis Herbst 1886 das Probejahr ab, war dann vertretungsweise tätig Juni und Juli 1887 am Gymnasium zu Birkenfeld und von Oktober 1887 bis Ostern 1888 am Königlichen Gymnasium zu Duisburg. Im Juli 1886 wurde er zum doctor philosophiae promoviert. Ostern 1888 wurde er wissenschaftlicher Hilfslehrer und 1889 Oberlehrer unserer Anstalt. Ostern 1902 verließ er die Anstalt, um die Direktion des in Entwicklung zur Vollanstalt befindlichen Progymnasiums in Eschweiler zu übernehmen. 1908 wurde er Direktor des Kgl. Hohenzollern-Gymnasiums zu Düsseldorf und 1911 Provinzialschulrat zu Münster.

2. **Emil Niepmann**, geboren zu Hörde am 20. März 1859, besuchte die Gymnasien zu Elberfeld und Bonn. Nach bestandenem Maturitätsexamen studierte er zu Bonn, Berlin und Marburg klassische Philologie und Geschichte. Nachdem er am letztgenannten Orte die Prüfung pro facultate docendi bestanden, wurde er dem Gymnasium zu Elberfeld zur Ableistung des vorschriftsmäßigen Probejahres Ostern 1888 überwiesen. Seit Ostern 1889 war er an hiesiger Anstalt als wissenschaftlicher Hilfslehrer, seit 1890 als Oberlehrer tätig. Herbst 1906 verließ er die Anstalt, um einem Rufe in das erledigte Direktorat des Städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Bonn zu folgen. Auch außerhalb der Schule hat sich Herr Dr. Niepmann als Kustos des Städtischen historischen Museums ein wesentliches Verdienst erworben.

3. **Wilhelm Bohnhardt**, geboren am 22. April 1863 zu Erfurt, besuchte von Herbst 1874 bis Ostern 1882 das Gymnasium und Realgymnasium Ernestinum zu Gotha. Er studierte darauf zu Jena, Leipzig, Berlin und Marburg neuere Philologie, Deutsch und Geschichte. Im Mai 1887 wurde er am letztgenannten Orte zum doctor philosophiae auf Grund einer Dissertation „Das Personalpronomen im Altprovenzalischen" promoviert. Nachdem er daselbst am 1. Juni 1888 das Staatsexamen bestanden hatte, wurde er im Herbst desselben Jahres der hiesigen Anstalt zur Ableistung des vorschriftsmäßigen Probejahres überwiesen. Seit Herbst 1889 war er als wissenschaftlicher Hilfslehrer tätig. Dezember 1906 wurde ihm der Charakter als Professor, Januar 1907 der Rang der Räte IV. Klasse verliehen.

4. **Franz Kreutzberg**, geboren am 6. März 1864 zu Ahrweiler, besuchte die höhere Schule zu Ahrweiler und das Apostelgymnasium zu Köln. Nach bestandenem Abiturientenexamen studierte er zu Bonn neun Semester Mathematik und Naturwissenschaften. Nachdem er daselbst die Prüfung pro facultate docendi bestanden, wurde er dem Apostel-Gymnasium zu Köln zur Ableistung des vorschriftsmäßigen Probejahres Herbst 1888 überwiesen. Von Herbst 1889 bis Herbst 1890 genügte er der militärischen Dienstpflicht in Köln und war zu gleicher Zeit an dem Apostel- und (im Sommer 1890) am Marzellen-Gymnasium zu Köln als wissenschaftlicher Hilfslehrer tätig. Herbst 1890 wurde er dem Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Köln als wissenschaftlicher Hilfslehrer überwiesen, woselbst er bis Ostern 1891 verblieb. Ostern 1891 wurde er Oberlehrer an hiesiger Anstalt; längere Zeit war er Verwalter des chemischen Laboratoriums. Auch gehörte er seit 1893 der Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige an der Regierung an. 1. November 1903 siedelte er nach Posen über, um als schultechnischer Mitarbeiter in das dortige Königliche Provinzialschulkollegium einzutreten und um einem Ruf als Professor an der neugegründeten Akademie zu Posen zu folgen. 1908 wurde er zum Königlichen Provinzialschulrat in Hannover ernannt.

5. **Arnold Zehme**, geboren am 23. August 1865 zu Barmen, besuchte das Städtische Gymnasium zu Barmen, welches er Ostern 1884 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Nachdem er in Halle a. d. S. und Leipzig klassische und deutsche Philologie studiert hatte, bestand er am 16. Februar 1889 in Halle die Prüfung pro facultate docendi. Im Dezember 1890 wurde er auf Grund einer Dissertation über Wolfram von Eschenbach in Halle zum Doctor philosophiae promoviert. Ostern 1889 bis Ostern 1890 absolvierte er am Gymnasium in Barmen das vorschriftsmäßige Probejahr, Ostern 1890 bis Ostern 1891 war er ebendaselbst als wissenschaftlicher Hilfslehrer tätig und Ostern 1891 bis Ostern 1892 als solcher an der hiesigen Anstalt. Zu diesem Zeitpunkt wurde er zum Oberlehrer gewählt. 1. November 1901 verließ er die Anstalt, da er als Direktor des Städtischen Gymnasiums in Stendal gewählt war. Er ist jetzt Direktor des Joachim-Friedrich Gymnasiums in Berlin-Wilhelmsdorf, nachdem er vorher noch die Leitung des Gymnasiums in Nordhausen hatte.

6. **Johann Norrenberg**, geboren am 3. März 1864 zu Köln am Rhein, besuchte von Herbst 1875 bis Ostern 1884 das Städtische Realgymnasium seiner Vaterstadt. Hierauf studierte er an der Universität Bonn neun Semester Mathematik und Naturwissenschaften und wurde hier am 29. Februar 1888 zum doctor philosophiae promoviert. Nachdem er im September 1888 dem Realgymnasium zu Köln zur Ableistung des Probejahres überwiesen worden, bestand er im Dezember desselben Jahres die Prüfung pro facultate docendi. Seit Beendigung des Probejahres wurde er als wissenschaftlicher Hilfslehrer an dem Apostel-Gymnasium zu Köln sowie an dem Gymnasium zu Siegburg, Neuß, Saarlouis und Aachen beschäftigt. Vom Herbst 1893 bis zum Herbst 1901 war er Oberlehrer an unserer Anstalt.. Im Jahre 1901 wurde er mit dem Titel eines Professors als schultechnischer Mitarbeiter in das Königliche Provinzialschulkollegium zu Posen und zwei Jahre später als Hilfsarbeiter ins preußische Kultusministerium berufen. 1905 wurde er Königlicher Provinzialschulrat in Münster i. W. und 1909 mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrates Vortragender Rat im Kultusministerium.

7. **Karl Lausberg** wurde am 17. Dezember 1861 zu Trempershof bei Lüdenscheid geboren. Auf der Lateinschule zu Herdecke a. d. Ruhr und dem Realgymnasium und Gymnasium zu Hagen vorgebildet besuchte er die Universitäten Tübingen, Berlin und Münster, wurde Herbst 1884 zum doctor philosophiae promoviert und bestand das Staatsexamen im Juli 1885. Zu Herbst desselben Jahres wurde er dem Realgymnasium zu Düsseldorf zur Ableistung des Probejahres überwiesen, unterbrach dieses aber Ostern 1886, um einen längeren Aufenthalt im Auslande zu nehmen. Herbst 1889 kehrte er zurück, vollendete an derselben Anstalt sein Probejahr, wirkte von Ostern 1890 bis Ostern 1895 an der Realschule zu Düsseldorf und wurde Ostern 1895 an das Realgymnasium und Gymnasium berufen. Januar 1907 wurde ihm der Professortitel, bald darauf der Rang der Räte IV. Klasse verliehen.

8. **Paul Serf**, geboren am 9. August 1867 zu Köln am Rhein, besuchte von Ostern 1877 bis Ostern 1886 das dortige Königliche Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Hierauf studierte er an der Universität Bonn neun Semester Mathematik und Naturwissenschaften und wurde hier am 6. August 1890 zum doctor philosophiae promoviert. Am 11. Juli 1891 bestand er die Prüfung pro facultate docendi. Die erste Hälfte des Probejahres leistete er am Städtischen Realgymnasium zu Köln ab; in der zweiten Hälfte wurde ihm eine Vertretung am Königlichen Gymnasium zu Neuwied übertragen. Nach Beendigung des Probejahres wurde er Herbst 1894 an das Königliche Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Köln als wissenschaftlicher Hilfslehrer überwiesen. Ostern 1895 kam er als Oberlehrer an unsere Anstalt. Juli 1909 wurde ihm der Charakter als Professor verliehen, August 1909 der Rang der Räte IV. Klasse. Seit 1903 ist er der Verwalter der physikalischen Sammlung.

9. **Gustav Stümpel** wurde am 29. Dezember 1868 in Minden i. W. geboren. Nachdem er auf dem Königlichen Gymnasium zu Minden vorgebildet, studierte er auf den Universitäten Marburg, Berlin und Münster und bestand im Februar 1895 das Staatsexamen. Zu Ostern des-

selben Jahres wurde er dem Königlichen Gymnasium zu Minden zur Ableistung des Seminarjahres, und Ostern 1896 derselben Anstalt zur Ableistung des Probejahres überwiesen. Seit Ostern 1897 am hiesigen Gymnasium und Realgymnasium als wissenschaftlicher Hilfslehrer tätig, wurde er vom 1. April 1898 ab als Oberlehrer an demselben angestellt. Juli 1910 wurde ihm der Professortitel, August 1910 der Rang der Räte IV. Klasse zuerkannt.

10. **G. Marseille** wurde am 20. August 1865 zu Homberg, Regierungsbezirk Kassel, geboren. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Marburg vorgebildet, besuchte er die Universitäten Marburg und Berlin, um Theologie und Philologie zu studieren. Am 3. Juli 1889 legte er vor der theologischen Fakultät zu Marburg das theologische Examen ab, am 25. Oktober 1889 vor dem Konsistorium in Kassel das Tentamen pro licentia concionandi. Nach längerer Tätigkeit als Hauslehrer bestand er am 19. Februar 1892 das Examen pro facultate docendi. Das Seminarjahr absolvierte er am Realgymnasium zu Barmen, das Probejahr an der Oberrealschule daselbst. Dann war er als wissenschaftlicher Hilfslehrer in Elberfeld, Kreuznach und Düsseldorf beschäftigt. Mit dem 1. April des Jahres 1897 wurde er als Oberlehrer am Städtischen Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf fest angestellt. Die Universität Marburg promovierte ihn am 17. Februar 1898 zum doctor philosophiae. Zu Ostern 1902 verließ er die Anstalt, um die Leitung des Neben-Alumnats bei dem Königlichen Pädagogium in Putbus zu übernehmen, an das er als Oberlehrer überging. Jetzt leitet er eine eigene Anstalt, die Erziehungsschule Schloß Bischofstein im Kreise Erfurt.

11. **Paul Cauer**, geboren im Dezember 1854 zu Breslau, besuchte zuerst das Gymnasium zu St. Maria Magdalena in seiner Vaterstadt, dann die Gymnasien in Potsdam und Hamm, zuletzt die Königliche Landesschule Pforta, von der er Ostern 1872 mit dem Zeugnis der Reife entlassen wurde. Darauf studierte er sechs Semester lang in Leipzig klassische und deutsche Philologie, hauptsächlich unter Leitung von Georg Curtius, Ritschl und Zarucke, und erwarb hier Ostern 1875 die philosophische Doktorwürde. Während des folgenden Sommers hielt er sich in Straßburg auf, wo er u. a. an Scherers literarisch-geschichtlichen Übungen teilnahm, und begab sich im Herbst desselben Jahres zur Fortsetzung philologisch-historischer Studien nach Berlin. Hier arbeitete er in den von Kirchhoff und von Theodor Mommsen privatissime gehaltenen Seminarien, hörte daneben Treitschke und Zeller, sowie eine Reihe mathematischer Vorlesungen bei Kummer. Vom Oktober 1877 bis zum September 1878 genügte er in Eisenach seiner militärischen Dienstpflicht und bestand während dieser Zeit, im Dezember 1877, in Berlin das Examen pro facultate docendi. Michaelis 1878 trat er zur Ableistung des pädagogischen Probejahres und zugleich als wissenschaftlicher Hilfslehrer beim Königlichen Wilhelm-Gymnasium in Berlin ein, wurde Ostern 1880 als ordentlicher Lehrer am Städtischen Friedrich-Gymnasium daselbst angestellt, aber nach einem halben Jahre ans Wilhelm-Gymnasium zurückberufen. Ostern 1884 folgte er der Aufforderung, eine Oberlehrerstelle am Königlichen Gymnasium in Kiel zu übernehmen, in der er zwölf Jahre blieb. Seit dem Herbst 1890 war er daneben als Privatdozent an der Universität habilitiert und hielt Vorlesungen, vorzugsweise interpretierender Art, aus dem Gebiete der römischen und griechischen Literatur. Ostern 1896 wurde er zum Direktor des Königlichen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Flensburg ernannt, von dort aus im Herbst 1898 zum Direktor unserer Anstalt nach Düsseldorf berufen. Im Oktober 1905 schied er von der Anstalt, um eine Provinzialschulratsstelle und eine Universitätsprofessur für die klassische Philologie in Münster zu übernehmen. Juni 1903 wurde ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse, im Jahre 1911 der Titel eines Geheimen Regierungsrates verliehen. Im Jahre 1912 schied er auf seinen Wunsch aus dem Verwaltungsdienst aus.

12. **Theodor Kükelhaus**, geboren im Juni 1866 in Köln am Rhein, besuchte das Königstädtische Gymnasium in Berlin, von dem er Ostern 1886 mit dem Zeugnis der Reife entlassen wurde. Nachdem er in Freiburg i. B. und Berlin Geschichte und klassische Philologie studiert hatte, wurde er im Frühjahr 1892 auf Grund einer gedruckten Dissertation („Der Ursprung des Planes vom ewigen Frieden in den Memoiren des Herzogs von Sully") von der philosophischen Fakultät

in Berlin zum Doktor promoviert; im Herbst 1894 bestand er ebendort die Prüfung pro facultate docendi. Im Jahre 1895 hielt er sich zu Studienzwecken in Paris auf. Von Ostern 1896 an absolvierte er in Berlin das Seminarjahr am Friedrich-Gymnasium und darauf (bis Ostern 1898) das Probejahr am Königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Im Sommer 1898 trat er eine wissenschaftliche Reise nach England und Frankreich an und war während des Winters 1902/03 mit archivalischen Studien in Paris beschäftigt. Während einer Studienreise, die er 1903 im Auftrage der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften unternommen hatte, wurde er in Paris vom Typhus befallen, kehrte schwerkrank zurück und erlag am 8. Mai seinem Leiden. Eine außerordentliche Arbeitskraft sowie die seltene Fähigkeit, sich in Knabenart und Knabensinn ganz hineinzudenken, gelegentlich auch hineinzuleben, zeichneten ihn aus.

13. **Cornelius Hölk** wurde im November 1869 in Itzehoe geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Glückstadt durchgemacht hatte, studierte er auf den Universitäten Heidelberg (als Schüler von Erwin Rohde), Leipzig und Kiel klassische Philologie und Geschichte. Am 24. Februar 1894 wurde er auf Grund einer gedruckten Dissertation De acusmatis sive symbolis Pythagoricis in Kiel zum doctor philosophiae promoviert; ebendort bestand er am 21. Juli 1894 das Staatsexamen. Nachdem er vom 1. Oktober 1894 bis ebendahin 1895 seiner Militärpflicht in Hadersleben genügt hatte, unternahm er für ein Jahr eine Studienreise nach Italien und Griechenland. Nach der Rückkehr absolvierte er das Seminarjahr am Gymnasium in Altona, wurde dann Michaelis 1897 zur Ableistung des Probejahres dem Gymnasium in Kiel überwiesen, das er aber schon zu Neujahr wieder verließ, um die Vertretung eines erkrankten Oberlehrers am Gymnasium in Rendsburg zu übernehmen. Seit dem 1. Oktober 1898 war er als wissenschaftlicher Hilfslehrer am Gymnasium in Husum beschäftigt. Von dort ist er an unsere Anstalt berufen worden. Ostern 1907 verließ er die Schule, um an das Gymnasium zu Stegliß überzutreten. Seine wissenschaftlichen Vorträge haben ihm auch außerhalb der Schule reiche Anerkennung gebracht. Jetzt ist er Direktor des Städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Lüneburg.

14. **Kurt Reinhard,** geboren im März 1867 in Allendorf im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, besuchte das Gymnasium in Rudolstadt und wurde von diesem zu Ostern 1886 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Auf den Universitäten zu Leipzig, Prag, Heidelberg, Jena und Kiel studierte er Naturwissenschaften und Geographie, bestand in Kiel 1892 das Staatsexamen und wurde dort im Juli 1895 auf Grund einer gedruckten Dissertation („Untersuchungen über die Molluskenfauna des Rupelthons zu Itzehoe") zum doctor philosophiae promoviert. Von Michaelis 1894 an absolvierte er am Königlichen Gymnasium in Altona das Seminarjahr und darauf am Königlichen Gymnasium und Realgymnasium zu Flensburg das Probejahr. Von Michaelis 1896 an war er zwei Jahre Hauslehrer in Tönning, mit Ostern 1898 wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Realschule zu Elmshorn; hier wurde er Ostern 1899 zum Oberlehrer befördert und 1900 an unsere Anstalt berufen. Juli 1910 wurde er zum Professor ernannt und ihm August 1910 der Rang der Räte IV. Klasse zuerkannt. Seit 1903 ist er Verwalter der chemischen Sammlung.

15. **Wilhelm Meier,** geboren im Mai 1870 in Köln, katholischer Konfession, besuchte das Gymnasium an Aposteln zu Köln und wurde von diesem zu Ostern 1891 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Auf der Akademie zu Münster und auf den Universitäten zu München und Bonn studierte er Philologie und Geschichte, wurde in Bonn im Dezember 1895 auf Grund einer Dissertation („Compositions- und Successionsverhandlungen unter Kaiser Matthias während der Jahre 1615 bis 1618") zum doctor philosophiae promoviert und bestand dort im Dezember 1896 das Staatsexamen. Von Ostern 1897 an absolvierte er am Städtischen Friedrich-Gymnasium in Berlin das Seminarjahr und darauf am Königlichen Prinz-Heinrich-Gymnasium in Berlin-Schöneberg das Probejahr. Im Sommer 1899 machte er eine größere Reise nach Rußland. Von Herbst 1899 bis Ostern 1900 war er wissenschaftlicher Hilfslehrer am Königlichen Gymnasium in Neuß; Ostern 1900 wurde er als Oberlehrer an das Städtische Gymnasium zu Patschkau in

Schlesien berufen und kam von dort Ostern 1901 an unsere Anstalt. Dezember 1911 wurde ihm der Charakter als Professor, Januar 1912 der Rang der Räte IV. Klasse verliehen. Ostern 1907 erhielt er für ein Jahr Urlaub zu Studienreisen und wissenschaftlichen Arbeiten. Er veröffentlichte eine Reihe von historischen Aufsätzen, u. a. „Die Historia anabaptistica des klevischen Humanisten und Geh. Rats Konrad Heresbach" (Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk. Bd. LXII); „Die geplante Heirat Philipp Wilhelms von Pfalz-Neuburg mit der Schwester des Großen Kurfürsten" (Niederrhein. Annalen 1908); „Brandenburg und das Kölner Erzbistum sowie sein Verhältnis zu den Religionsparteien in Kleve" (Festschrift des Histor. Ver. f. d. Niederrhein 1909).

16. **Emil Kroymann,** geboren im Dezember 1865 in Bordesholm (bei Kiel), evangelischer Konfession, besuchte das Gymnasium in Rendsburg und wurde von diesem zu Ostern 1886 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Auf den Universitäten Kiel und Göttingen studierte er Philologie und Theologie, wurde im Februar 1893 in Göttingen auf Grund einer gedruckten Dissertation (Quaestiones Tertullianeae criticae) zum doctor philosophiae promoviert und bestand im Juli 1894 ebendort das Staatsexamen. Von Michaelis 1894 an absolvierte er am Königlichen Gymnasium in Altona das Seminarjahr und darauf am Königlichen Gymnasium in Plön das Probejahr, von dem ihm die zweite Hälfte zum Zweck einer Studienreise nach Italien erlassen wurde. Von Michaelis 1896 bis Ostern 1901 war er in Plön als wissenschaftlicher Hilfslehrer tätig. Von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien ist er als Mitarbeiter am Corpus ecclesiasticorum latinorum gewonnen und mit der Herausgabe eines Teiles der Schriften des Tertullian betraut worden. Ostern 1901 wurde er zum Oberlehrer in Düsseldorf gewählt. Zu Ostern 1906 schied er von der Anstalt, um an das neue Städtische Reform-Gymnasium und Reform-Realgymnasium zu Essen-Rüttenscheid überzugehen. Jetzt ist er Professor am Gymnasium zu Steglitz.

17. **Leo Weber,** geboren im Juni 1868 in Weimar, evangelischer Konfession, besuchte die Gymnasien in Weimar und Eisenach und wurde von letzterem zu Ostern 1888 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Auf den Universitäten zu Jena, München und Göttingen studierte er alte Sprachen, Archäologie, Germanistik und Geschichte, nachdem er vom 1. Oktober 1888 ab in Eisenach der militärischen Dienstpflicht genügt hatte. Im Dezember 1894 wurde er in Göttingen auf Grund einer gedruckten Dissertation (Anacreontea) zum doctor philosophiae promoviert und bestand daselbst im Februar 1896 das Staatsexamen. Von Ostern 1896 an absolvierte er am Königlichen Gymnasium in Coblenz das Seminarjahr und darauf am Städtischen Gymnasium in Elberfeld das Probejahr. Von Ostern 1898 ab war er wissenschaftlicher Hilfslehrer am Königlichen Gymnasium in Wetzlar. Ostern 1901 wurde er Oberlehrer an unserer Anstalt. Dezember 1910 wurde ihm der Charakter als Professor, Januar 1911 der Rang der Räte IV. Klasse verliehen. Herbst 1908 erhielt er für ein Jahr Urlaub zu einer Studienreise nach Griechenland, Kleinasien und Italien. Veröffentlichungen: 1. (Ernst und) Leo Weber, Zur Erinnerung an Hugo Weber. Weimar (H. Böhlau) 1906. — 2. Apollon Pythoktonos im phrygischen Hierapolis (Philologus 69). — 3. Analecta Herodotea. Pars I (Philologus, Supplementband XII). — 4. Zur Münzprägung des phrygischen Hierapolis (ΧΑΡΙΤΕΣ Friedrich Leo . . . dargebracht). — 5. Die Homoniemünzen des phrygischen Hierapolis (Journal international d'archeologie numismatique XXIV. 1912). — 6. Im Banne Homers. Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt. Leipzig (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) 1912. — 7. The coins of Hierapolis in Phrygia (Numismatic Chronicle 1913).

18. **Johannes Schöne,** geboren im Juli 1876 in Meißen, evangelischer Konfession, besuchte die Fürsten- und Landesschule St. Afra, von der er Ostern 1895 mit dem Zeugnis der Reife entlassen wurde. Er studierte auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen die alten Sprachen, genügte seiner militärischen Dienstpflicht in Dresden vom 1. Oktober 1895 an, wurde am 19. Oktober 1899 auf Grund einer gedruckten Dissertation (De dialecto Bacchylidea) in Leipzig zum doctor

philosophiae promoviert und bestand ebenda seine Staatsprüfung im Mai 1900, nachdem er im Sommer 1899 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Thesaurus linguae latinae in Göttingen tätig gewesen war. Er begann sein Probejahr Juni 1900 an der Nicolaischule in Leipzig und vollendete es am Gymnasium zum Heiligen Kreuz in Dresden. Von dort wurde er Ostern 1901 an unsere Anstalt als Oberlehrer berufen. Zu Ostern 1906 schied er von der Anstalt, um an das Realgymnasium seiner Vaterstadt Meißen überzugehen.

19. **Peter Bauer**, geboren 10. Juli 1871 in Köln, katholischer Konfession, besuchte das Gymnasium an Marzellen zu Köln und wurde von diesem zu Ostern 1891 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Auf der Universität zu Bonn studierte er Mathematik, Physik und Geographie, wurde dort im August 1894 auf Grund einer gedruckten Dissertation („Bestimmung des Grenzwertes für das Produkt der Hauptkoeffizienten in reduzierten quadratischen quaternären Formen") zum doctor philosophiae promoviert und bestand ebendaselbst im Dezember 1895 das Staatsexamen. Von Ostern 1896 an absolvierte er am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Köln das Seminarjahr und darauf am Gymnasium zu Düren und am Progymnasium zu Euskirchen das Probejahr, wo er gleichzeitig beurlaubte Oberlehrer vertrat. An letzterer Anstalt verblieb er noch während des Sommersemesters 1898 als wissenschaftlicher Hilfslehrer. Zu Michaelis 1898 wurde er als Oberlehrer an die Oberrealschule zu M.Gladbach berufen, von wo er Herbst 1901 an unsere Anstalt gekommen ist. Im Juli 1911 wurde er zum Professor ernannt und ihm der Rang der Räte IV. Klasse verliehen. Seit dem Bestehen des Löbbecke-Museums im Jahre 1903 gehört er dessen Kuratorium an. Seit Ostern 1904 ist er Mitglied der Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige an der Regierung, seit 1903 Verwalter der Sammlung der geographischen Karten und der Anschauungsmittel.

20. **Heinrich Speitkamp**, geboren im Januar 1866 zu Münster i. W., katholischer Konfession, studierte nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums Mathematik und Naturwissenschaften in Münster und Berlin und bestand die Staatsprüfung im Januar 1891. Das Seminarjahr leistete er am Realgymnasium zu Münster ab, das Probejahr am Gymnasium zu Coesfeld. Dann war er bis zum Herbst 1893 Rektor der Höheren Stadtschule zu Haltern. Nach Erfüllung seiner militärischen Dienstpflicht war er Hilfslehrer am Realgymnasium zu Münster, am Realprogymnasium zu Papenburg, an der Gewerbeschule zu Hagen und im Kadettenkorps. Hier wurde er am 1. Oktober 1897 Oberlehrer. Als solcher wirkte er drei Jahre an den Kadettenanstalten zu Karlsruhe und Groß-Lichterfelde und eineinhalb Jahre am Realgymnasium zu Dortmund, von wo er Ostern 1902 an die hiesige Anstalt überging. Dezember 1908 wurde er zum Professor ernannt, Januar 1909 wurde ihm der Rang der Räte IV. Klasse verliehen. Seit 1910 verwaltet er die naturwissenschaftliche Sammlung.

21. **Gustav Nordmeyer**, geboren im September 1868 zu Halle i. W., evangelischer Konfession, besuchte das Gymnasium zu Mörs bis Ostern 1888. Er studierte dann in Basel und Bonn klassische Philologie und Theologie, wurde im Frühjahr 1892 auf Grund einer gedruckten Dissertation (De Octaviae fabula) zum doctor philosophiae promoviert und bestand am 28. Januar 1893 das Staatsexamen. Vom 1. April 1893 ab genügte er seiner Militärpflicht in Trier. Von Ostern 1894 an war er den Königlichen Gymnasien in Bonn und Mörs zur Ableistung des Seminarjahres, dann des Probejahres überwiesen. In Mörs war er auch ein Jahr Hilfslehrer, bis er zu Ostern 1897 als Oberlehrer an das Gymnasium zu M.Gladbach berufen wurde. Aus der dortigen Stellung ging er Ostern 1902 in die an unserer Anstalt über. Dezember 1909 wurde er zum Professor ernannt und ihm Januar 1910 der Rang der Räte IV. Klasse verliehen.

22. **Ludwig Wirtz**, geboren im Januar 1862 zu Neuwied a. Rh., katholischer Konfession, besuchte das Gymnasium zu Neuwied und wurde von diesem Ostern 1882 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Auf den Universitäten Bonn, Freiburg i. Br. und Heidelberg studierte er Geschichte, Erdkunde, Germanistik und klassische Philologie, bestand im Dezember 1888 zu Bonn das Staatsexamen und wurde im Juli 1890 zu Jena auf Grund einer gedruckten Dissertation

(„Die Politik der Katharina von Medici und deren Zusammenhang mit den auswärtigen Beziehungen und inneren Verhältnissen Frankreichs in der Zeit vom Ausgange des ersten Religionskrieges bis nach den Konferenzen zu Bayonne, 1563 bis 1565") zum doctor philosophiae promoviert. Von Herbst 1888 an absolvierte er am Königlichen Gymnasium und Realprogymnasium zu Neuwied das Probejahr, wurde darauf an der nämlichen Anstalt als wissenschaftlicher Hilfslehrer beschäftigt und war Februar 1890 bis Ostern 1892 an der Lateinschule zu Geisa in Sachsen-Weimar, Ostern 1892 bis 1897 an der Höheren Stadtschule zu Ahrweiler als Lehrer tätig; Ostern 1897 wurde er an das Gymnasium zu Prüm als Hilfslehrer berufen, ebenda Ostern 1898 zum Oberlehrer gewählt und kam von dort Ostern 1902 an unsere Anstalt. Literarische Publikationen: Zur Geschichte des Engersgaus bis zum Jahre 1070. Prgr. Ahrweiler 1894. Die Essener Äbtissinnen Irmentrud (c. 1140 bis 1150) und Hadwig II. von Wied (c. 1150 bis 1180); nebst Urkunden. (Im 18. Heft der Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen) Essen 1898. Dezember 1906 wurde er zum Professor ernannt und ihm Januar 1907 der Rang der Räte IV. Klasse verliehen.

23. **Alfred Werth,** geboren im August 1869 in Duisburg, evangelischer Konfession, besuchte das Gymnasium zu Duisburg und wurde von diesem zu Ostern 1888 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Auf der Universität zu Bonn studierte er alte Sprachen und Theologie, bestand dort im Dezember 1891 die Turnlehrerprüfung und im Februar 1893 das Staatsexamen. Auf Grund einer Dissertation (De Terentiani sermone et aetate, abgedruckt im 23. Supplementbande der Fleckeisenschen Jahrbücher) wurde er im August 1896 zum doctor philosophiae promoviert. Von Ostern 1893 an absolvierte er am Realgymnasium in Barmen das Seminarjahr und darauf am Königlichen Gymnasium in Duisburg das Probejahr. Von Ostern 1895 bis Ostern 1896 war er wissenschaftlicher Hilfslehrer am Realgymnasium zu Remscheid, von da an bis Ostern 1897 am Gymnasium zu Mülheim a. d. Ruhr. Seit dieser Zeit war er als Oberlehrer daselbst angestellt. Ostern 1902 kam er als Oberlehrer an unsere Anstalt. Dezember 1909 wurde ihm der Professortitel, Januar 1910 der Rang der Räte IV. Klasse verliehen.

24. **Oskar Reck,** evangelischer Konfession, wurde im Januar 1860 zu Köslin geboren. Er besuchte die Gymnasien in Köslin und Belgard und legte auf letzterem die Maturitätsprüfung ab. Auf den Universitäten Halle, Jena, Berlin und Greifswald studierte er insbesondere alte Philologie, neuere Sprachen und Germanistik und war dann längere Zeit als Erzieher und Lehrer im In- und Auslande tätig. In Greifswald wurde er auf Grund einer Dissertation („Das Verhältnis des Hartmannschen Erek zu seiner französischen Vorlage") zum doctor philosophiae promoviert und bestand ebenda sein Staatsexamen. Ostern 1899 trat er in den öffentlichen Schuldienst und absolvierte am Königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Köln sein Seminarjahr; das Probejahr wurde ihm durch Verfügung des Herrn Ministers erlassen. Von Neujahr bis Herbst 1900 war er wissenschaftlicher Hilfslehrer an den Gymnasien in Neuwied und Saarbrücken; zum 1. Oktober 1900 wurde er sodann als Oberlehrer an das Gymnasium nebst Realschule in Solingen berufen. Von dort kam er Ostern 1902 an unsere Anstalt.

25. **Wilhelm Nederkorn,** geboren im November 1875 in Crefeld, katholischer Konfession, besuchte die Oberrealschule zu Crefeld und wurde von dieser zu Ostern 1895 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. 1896 unterzog er sich einer Ergänzungsprüfung am Städtischen Gymnasium und Realgymnasium in Köln, studierte auf der Universität Bonn neuere Sprachen und Geographie, wurde auf Grund einer Dissertation („Die Entdeckungs-, Besiedlungs- und Entwicklungsgeschichte Canadas und seiner Grenzgebiete) zum doctor philosophiae promoviert und bestand im Februar 1900 das Staatsexamen. Von Ostern 1900 an absolvierte er am Königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Köln das Seminarjahr. Nach Erfüllung seiner militärischen Dienstpflicht in Spandau wurde er Ostern 1902 als Probandus und Hilfslehrer unserer Anstalt überwiesen; zu Ostern 1903 wurde er Oberlehrer hierselbst.

26. **Gustav Klansing**, geboren im Juli 1872 zu Dümpten bei Mülheim a. d. Ruhr, evangelischer Konfession, besuchte das Gymnasium zu Mülheim a. d. Ruhr und trat nach Erlangung des Zeugnisses für den einjährig-freiwilligen Dienst in das Lehrerseminar zu Mörs ein. Er war dann nach Ablegung der ersten Lehrerprüfung von Michaelis 1892 bis Ostern 1897 Lehrer in Solingen. Im Mai 1895 bestand er die zweite Lehrerprüfung zu Mettmann, bereitete sich dann auf die Gymnasialreifeprüfung vor und bestand sie im August 1897 als Externer in Mülheim a. d. Ruhr. Darauf studierte er in Bonn neuere Sprachen und Geschichte, legte dort im März 1898 das Turnlehrer-Examen ab und setzte seine Studien von da ab in Kiel fort. Im Januar 1901 wurde er auf Grund einer Dissertation („Die lautliche Entwicklung der lateinischen Proparoxytona im Französischen) in Kiel zum doctor philosophiae promoviert und bestand im März 1902 das Staatsexamen. Von Ostern 1902 an absolvierte er am Königlichen Gymnasium zu Kiel das Seminarjahr und vertrat zu gleicher Zeit einen erkrankten Lehrer. Von Michaelis 1898 bis Ostern 1903 war er Turnlehrer an der Universität zu Kiel. Zu diesem Zeitpunkt wurde er zum Oberlehrer unserer Anstalt gewählt.

27. **Heinrich Schwienhorst**, geboren im Januar 1880 zu Lingen a. d. Ems, katholischer Konfession, besuchte das damalige Progymnasium zu Viersen, dann das Gymnasium zu Kempen im Rheinland. Von dort Ostern 1898 mit dem Zeugnis der Reife entlassen, studierte er zu Bonn, Münster und Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften. Im Februar 1903 wurde er auf Grund einer Dissertation („Experimentelle und theoretische Untersuchungen an der positiven ungeschichteten Lichtsäule") in Göttingen zum doctor philosophiae promoviert und bestand im Oktober desselben Jahres dort das Staatsexamen. Vom 1. Oktober 1902 bis Weihnachten 1903 war er Assistent von Professor H. Th. Simon im Institut für angewandte Physik zu Göttingen. Er starb zu Rheinbach am 26. Oktober 1907. Eine Gehirnlähmung machte seinem Leben ein jähes Ende.

28. **Emil Bode**, geboren im November 1877 in St. Andreasberg am Harz, evangelischer Konfession, besuchte das Realgymnasium in Hildesheim und wurde von diesem Ostern 1896 mit dem Zeugnis der Reife entlassen. Auf den Universitäten Göttingen und Berlin studierte er neuere Sprachen und bestand im Sommer 1901 in Göttingen das Staatsexamen. Von Michaelis 1901 an absolvierte er das Seminarjahr am Königlichen Gymnasium zu Göttingen, dann das Probejahr am Königlichen Gymnasium zu Clausthal. Vom 1. Oktober 1903 bis zur Übersiedelung nach Düsseldorf genügte er in Göttingen seiner militärischen Dienstpflicht, im November desselben Jahres wurde er in Göttingen zum doctor philosophiae promoviert auf Grund einer umfänglichen Arbeit über „Die Learsage vor Shakespeare", die in Morsbachs Studien zur englischen Philologie gedruckt ist. Er verließ Ostern 1907 die Anstalt, um einem Rufe an das Johanneum zu Lübeck Folge zu leisten.

29. **Georg Petrus**, geboren am 8. November 1877 in Sommerfeld (N.-L.), besuchte das Königliche Pädagogium in Züllichau bis Michaelis 1897 und studierte bis Winter 1901 in Halle a. d. S. Mathematik und Naturwissenschaften. Die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen bestand er im Dezember 1902, worauf er sein Seminarjahr am Königlichen Gymnasium in Königshütte (O.-Schl.) und am Königlichen Realgymnasium in Tarnowitz bis Michaelis 1903 ablegte. Die erste Hälfte des Probejahres absolvierte er am Städtischen Gymnasium in Kattowitz, die zweite am Städtischen Realprogymnasium in Sprottau, wo er am 1. Oktober 1904 fest angestellt wurde. Von hier folgte er am 1. Oktober 1905 einem Rufe nach Düsseldorf.

30. **Johannes Leitritz**, geboren am 2. September 1854 zu Mutschau, Kreis Weißenfels, evangelisch, besuchte das Gymnasium zu Liegnitz und studierte auf den Universitäten Halle, Berlin, Breslau, Greifswald und Paris hauptsächlich neuere Philologie. Zum Zwecke der praktischen und wissenschaftlichen Ausbildung in den neueren Sprachen brachte er fünf Jahre in England, Belgien und Frankreich zu. Seiner militärischen Dienstpflicht genügte er im Schlesischen Feld-

artillerie-Regiment Nr. 6 zu Breslau. Nach abgelegter Staatsprüfung im Dezember 1881 leistetete er von Ostern 1882 bis Ostern 1883 am Königlichen Marienstift-Gymnasium zu Stettin das pädagogische Probejahr ab und verwaltete gleichzeitig als Mitglied des mit dem Gymnasium verbundenen Königlichen Seminars für gelehrte Schulen eine wissenschaftliche Hilfslehrerstelle. Ostern 1883 wurde er an derselben Anstalt zunächst provisorisch, am 1. Januar 1884 definitiv als ordentlicher Lehrer angestellt. Im Dezember 1901 erhielt er den Professortitel; im Februar 1902 wurde ihm der Rang der Räte IV. Klasse verliehen. Neben seiner unterrichtlichen Tätigkeit war er während einer Reihe von Jahren Mitglied der Königlichen Kommissionen für die Prüfungen der Rektoren und Mittelschullehrer und der Einjährig-Freiwilligen zu Stettin; zeitweilig war er auch mit der Ausbildung der Kandidaten des pädagogischen Seminars betraut. Vom 1. April 1903 bis zum 3. Dezember 1905 war er Direktor der Städtischen Realschule an der Prinz-Georg-Straße. Im Oktober 1905 wurde er zum Direktor des Städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums gewählt. Dezember 1905 wurde er in sein Amt eingeführt. Am 30. August 1910 wurde er der Anstalt durch den Tod entrissen.

31. **Franz Kehmptzow**, geboren am 28. August 1869 zu Wismar i. M., evangelisch, besuchte das Gymnasium zu Wismar bis Ostern 1887 und studierte auf den Universitäten Leipzig, Berlin und Kiel alte Philologie, Germanistik und evangelische Religion. Am 24. Juni 1891 promovierte er zu Kiel auf Grund der Dissertation: „De Quinti Smyrnaei fontibus ac mythopoeia“ und genügte dann (1. Oktober 1891/92) seiner militärischen Dienstpflicht im Großherzogl. Mecklenb. Füs.-Reg. Nr. 90. Nach abgelegter Staatsprüfung (25. Februar 1893) erledigte er das Seminarjahr am Königlichen Gymnasium in Bonn (Ostern 1893/94) und das Probejahr am Städtischen Gymnasium in Barmen (1894/95), wo er dann Ostern 1895 als Hilfslehrer und Ostern 1897 als Oberlehrer angestellt wurde. Von hier folgte er Herbst 1906 einem Rufe nach Düsseldorf. Juli 1909 wurde ihm der Profe sortitel, August 1909 der Rang der Räte IV. Klasse verliehen. Seit 1909 ist er Mitglied der Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige an der Regierung. Zu Ostern 1913 erhielt er einen Ruf als Direktor des Königlichen Gymnasiums zu Neuwied.

32. **Aloys Cohnen**, geboren am 7. April 1872 zu Rölsdorf bei Düren, besuchte das Gymnasium zu Crefeld, dann die Universitäten Bonn und Rom. An der Gregorianischen Universität zu Rom erwarb er 1893 den Doktortitel der Philosophie, 1897 den der Theologie. Nach Deutschland zurückgekehrt, war er von 1897 bis 1904 in Düsseldorf in der Seelsorge tätig und wurde 1904 als Vertreter des erkrankten Professors Dr. Lingen an die Anstalt berufen. Am 26. Mai legte er in Bonn die Prüfung für das höhere Lehrfach ab und erwarb die Lehrbefähigung in Religion, Hebräisch und Philosophie. Seine definitive Anstellung erfolgte am 1. Januar 1907. Januar 1912 wurde er zum Professor ernannt und ihm der Rang der Räte IV. Klasse verliehen.

33. **Wilhelm Thielemann**, evangelischer Konfession, geboren am 15. November 1879 zu Brüheim (Sachsen-Coburg-Gotha), besuchte das Gymnasium Ernestinum zu Gotha und studierte klassische Philologie und Geschichte in Marburg, München und Berlin. In München leistete er auch sein Militärdienstjahr ab. Nachdem er am 24. Januar 1905 in Berlin die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen bestanden hatte, war er zunächst als Vertreter eines erkrankten Oberlehrers an den Vereinigten städtischen Gymnasien zu Brandenburg a. d. H. tätig, wurde Ostern 1905 dem Königlichen Gymnasium mit Realschule zu Landsberg a. d. W. als Seminarkandidat und Ostern 1906 dem Städtischen Gymnasium zu Fürstenwalde a. d. Spree als Probekandidat überwiesen. Am 1. April 1907 erfolgte seine definitive Anstellung in Düsseldorf. Für das Winterhalbjahr 1912/13 erhielt er Urlaub zu einer Studienreise nach Griechenland.

34. **Ernst Rudolf**, geboren am 10. Februar 1881 zu Iserlohn, evangelischer Konfession, besuchte das Realgymnasium zu Iserlohn bis Ostern 1899 und bis Michaelis 1899 das Gymnasium zu Trarbach. An beiden Stellen legte er die Reifeprüfung ab. Dann studierte er Germanistik, neuere Sprachen und Philologie in Marburg und Berlin, setzte seine Studien in England und Frankreich fort und wurde am 12. Februar 1904 zu Marburg auf Grund einer Dissertation über

die englische Orthographie von Carton bis Shakespeare zum doctor philosophiae promoviert. Ebendaselbst bestand er am 20. Oktober 1904 die Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen und im März 1905 die Turnlehrerprüfung zu Greifswald. Das Seminarjahr leistete er am Gymnasium zu Greifswald, das Probejahr ebenda und am Gymnasium zu Demmin ab. Vom 1. Oktober 1906 bis 1907 genügte er seiner militärischen Dienstpflicht. Seine definitive Anstellung als Oberlehrer erfolgte am 1. Oktober 1907.

35. **Gustav Oehr,** geboren am 2. August 1879 zu Neuenkirchen, Kreis Jork, Provinz Hannover, lutherisch, besuchte das Gymnasium zu Stade bis Ostern 1898 und studierte auf den Universitäten Freiberg und Berlin hauptsächlich Germanistik und Geschichte. Am 4. März 1903 promovierte er zu Berlin auf Grund der Dissertation „Ländliche Verhältnisse im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im 16. Jahrhundert". Am 2. Februar 1904 bestand er die Staatsprüfung. Vom 1. Oktober 1904 bis 1905 genügte er seiner militärischen Dienstpflicht im Infanterie-Leib-Regiment zu München. Das Seminarjahr leistete er am Königlichen Gymnasium zu Göttingen, wo er auch im März 1906 die Turnlehrerprüfung ablegte, das Probejahr (Michaelis 1906 bis 1907) am Städtischen Realgymnasium zu Uelzen ab, wo er seit Ostern 1906 die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfslehrers vertrat. Im Herbst 1907 folgte er einem Rufe als Oberlehrer an das Städtische Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf.

36. **Paul Hornbruch,** evangelischer Konfession, geboren am 13. Mai 1879 in Rümbrecht (Regierungsbezirk Cöln), besuchte das Gymnasium in Dillenburg und studierte in Halle, Bonn und Berlin Germanistik, Philosophie und alte Sprachen. Nach bestandener Staatsprüfung (Februar 1903) leistete er das Seminarjahr an den Gymnasien in Bonn und Mörs, das Probejahr an den Gymnasien in Kreuznach und Saarbrücken ab. Ostern 1903 wurde er als Oberlehrer am Realgymnasium in Düren angestellt. Herbst 1907 kam er nach Düsseldorf.

37. **Otto Grüters,** geboren am 1. Juni 1880 zu Saarbrücken, evangelisch, besuchte das Städtische Gymnasium zu Duisburg und erhielt hier Ostern 1898 das Reifezeugnis, besuchte dann je ein halbes Jahr das Königliche Gymnasium zu Duisburg und das Städtische Gymnasium zu Bonn und erhielt hier das Reifezeugnis Ostern 1899. Darauf studierte er auf der Bonner Universität Philosophie, Germanistik und neuere Sprachen, promovierte dort am 19. Februar 1904 auf Grund der Dissertation „Über einige Beziehungen zwischen altsächsischer und altenglischer Dichtung" und legte die Staatsprüfung am 29. und 30. Juli 1904 ab. Dem Seminar des Städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Bonn zugewiesen, war er von Ostern 1905 bis Ostern 1906 stellvertretend am Königlichen Gymnasium zu Siegburg tätig, verwaltete im Probejahre bis Ostern 1907 eine Hilfslehrerstelle am Städtischen Gymnasium und Realgymnasium zu Bonn, wirkte bis Herbst 1907 als Hilfslehrer an der Städtischen Realschule zu Barmen und wurde dann in Düsseldorf als Oberlehrer angestellt.

38. **Heinrich Schnorrenberg,** katholischer Konfession, geboren am 19. August 1881 zu Wevelinghoven, besuchte das Gymnasium an Marzellen in Cöln und studierte nach Ablegung der Reifeprüfung in Bonn von 1901 bis 1905 Naturwissenschaften und Mathematik. Zu Bonn bestand er im Februar 1906 die Staatsprüfung. Von Ostern 1906 bis ebendahin 1907 leistete er das Seminarjahr an dem mit dem Königlichen Marienstift-Gymnasium verbundenen Seminar zu Stettin ab. Während dieser Zeit war er aushilfsweise an diesem Gymnasium, wie auch am Stadtgymnasium zu Stettin und am Gymnasium zu Gartz a. d. Oder tätig. Das Probejahr absolvierte er am Reform-Realgymnasium zu Swinemünde, wo er eine volle Oberlehrerstelle verwaltete. Aus der dortigen Stellung trat er Ostern 1908 an unsere Anstalt über.

39. **Fritz Grüters,** evangelischer Konfession, wurde geboren am 21. März 1882 zu Saarbrücken, erwarb Ostern 1900 das Zeugnis der Reife an der Städtischen Oberrealschule in Bonn und am Städtischen Realgymnasium in Coblenz, studierte Naturwissenschaften, technische Wissenschaften, Mathematik und Philosophie in Bonn und Hannover und wurde am 3. Oktober 1904

in Heidelberg zum Doktor promoviert auf Grund der Dissertation „Über die letzten Abbauprodukte der Stärke bei der Hydrolyse mit Oxalsäure mit besonderer Berücksichtigung der Lintnerschen (Dierßenschen) Isomaltose." Nachdem er von Juni 1904 bis September 1905 in einer chemischen Fabrik eine leitende Stellung bekleidet hatte, nahm er seine Studien wieder auf und legte am 9. November 1907 die Prüfung pro facultate docendi ab. Sein Seminarjahr absolvierte er am Apostel-Gymnasium in Köln, die erste Hälfte seines Probejahres am Städtischen Gymnasium und Realgymnasium in Bonn. Seit Ostern 1909 war er am Städtischen Gymnasium und Realgymnasium zu Düsseldorf als wissenschaftlicher Hilfslehrer tätig; Ostern 1910 wurde er definitiv angestellt.

30. **Aloys Thomé,** katholischer Konfession, wurde geboren am 3. November 1882 zu Kenn bei Trier, erhielt Ostern 1903 das Zeugnis der Reife am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Trier, studierte Deutsch, Geschichte, Geographie und klassische Sprachen in Münster, Straßburg und Bonn, bestand das Examen pro facultate docendi am 7. März 1908 und wurde am 13. März 1908 zum Doktor promoviert auf Grund der Arbeit „Untersuchungen zum Vokalismus der moselfränkischen Mundart". Sein Seminarjahr legte er am Städtischen Gymnasium und Realgymnasium in Bonn und am Städtischen Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf ab, das Probejahr an der Königlichen Oberrealschule zu Saarbrücken. Seit Ostern 1910 ist er Oberlehrer an unserer Anstalt.

41. **Eberhard Erythropel,** geboren 1862 zu Clausthal im Harz, besuchte zuerst das Königliche Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das Königliche Kaiser-Wilhelm-Gymnasium zu Hannover, das ihn Ostern 1881 mit dem Reifezeugnis entließ. Nach Ableistung seines Dienstjahres studierte er an den Universitäten Freiburg, Berlin und Marburg Geschichte, Erdkunde, alte Sprachen und Religion und bestand Sommer 1887 das Examen pro facultate docendi. Nach Ableistung des Probejahres am Königlichen Andreas-Gymnasium zu Hildesheim wirkte er viereinhalb Jahre als Hilfslehrer am Progymnasium mit Realschule zu Geestemünde, wurde Ostern 1893 als Oberlehrer an die Realschule II zu Hannover, 1897 in gleicher Eigenschaft an das Lyzeum I daselbst berufen. Ostern 1905 wurde er Direktor des Gymnasiums mit Realprogymnasium zu Hameln. Unter seiner Leitung wurde die Umwandlung des Realgymnasiums zu einer Realschule vollendet und diese dann zur Oberrealschule ausgebaut. Zugleich wurde das Gymnasium alten Stils in ein Reformgymnasium umgewandelt. Zu Ostern 1911 wurde er zum Direktor unserer Anstalt nach Düsseldorf berufen; Herbst 1912 wurde ihm der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen.

b) Technische Lehrer.

42. **Walther Jost,** geboren zu Hagen i. W. am 14. Februar 1865, besuchte das Realgymnasium zu Hagen i. W. Von Juni 1881 ab besuchte er die Königlich Preußische Kunst-Akademie zu Düsseldorf und bestand daselbst am 22. November 1883 das Zeichenlehrerexamen für höhere Schulen. Ostern 1884 wurde er der Gewerbeschule zu Hagen zur Ableistung des vorschriftsmäßigen Probejahres überwiesen und nach Ablauf desselben daselbst als Hilfslehrer angestellt. Nachdem derselbe sein Dienstjahr absolviert und eingehende Studien über die Körperzeichenmethode an der Jessenschen Anstalt zu Berlin gemacht hatte, wurde er zu April 1887 wiederum an die Hagener Gewerbe- und Fachschule gewählt, woselbst er Ostern 1889 definitiv angestellt wurde. Zu Januar 1890 folgte er der Wahl an die hiesige Anstalt.

c) Vorschullehrer.

43. **Adolf Herpel,** geboren im September 1863 in Charlottenberg (Regierungsbezirk Wiesbaden), evangelischer Konfession, besuchte die Präparandenanstalt und das Lehrerseminar zu Neuwied. Nach Ablegung der Lehrerprüfung im Herbst 1884 genügte er seiner Militärpflicht und erhielt sodann Anstellung an der Simultanschule zu Trarbach a. d. Mosel. 1890 wurde ihm

eine Lehrerstelle an einer Volksschule zu Düsseldorf übertragen. Während seiner hiesigen Amtstätigkeit besuchte er die Kunstgewerbeschule und legte 1899 die Prüfung als Zeichenlehrer für höhere Unterrichtsanstalten ab. Im Winter 1899/1900 besuchte er die Königliche Maschinenbauschule zu Duisburg und vertrat im darauffolgenden Sommersemester den Zeichenlehrer am hiesigen Königlichen Gymnasium. Ostern 1902 wurde er zum Vorschullehrer unserer Anstalt gewählt. Nebenamtlich war er an der gewerblichen Fortbildungsschule und am Lehrerinnenseminar tätig. Am 5. April 1910 wurde er der Anstalt durch den Tod entrissen.

44. **Peter Cardaun,** am 10. September 1871 zu Siersdorf, Kreis Jülich, geboren, katholisch, besuchte drei Jahre die Präparandie in Jülich und weitere drei Jahre das Lehrerseminar in Cornelimünster. Als Lehrer war er, nachdem er zunächst einige Monate vertretungsweise beschäftigt war, drei Jahre an der einklassigen Schule in Dedendorn, Kreis Montjoie, dreieinhalb Jahre an der dreiklassigen Schule in Neusen, Landkreis Aachen, und achteinviertel Jahre hier an der Schule in der Lambertusstraße tätig. Ostern 1907 wurde er in seine jetzige Stellung berufen.

45. **Wilhelm Suter,** evangelischer Konfession, geboren am 26. Juni 1876 zu Bornheim im Kreise Mörs, besuchte in Barmen das Realgymnasium von 1886 bis 1891, danach bis 1893 die Präparandenanstalt zu Orsoy. Seine Ausbildung zum Lehrer erhielt er im Seminar zu Mörs, woselbst er 1896 die erste und 1898 die zweite Lehrerprüfung ablegte. Bis zum Jahre 1900 war er in Haan, Kreis Mettmann, als Lehrer tätig. Am 1. Mai 1900 trat er eine Lehrerstelle in Düsseldorf an. Seit Ostern 1907 ist er Vorschullehrer am Städtischen Gymnasium und Realgymnasium.

46. **Johannes Streblow,** evangelischer Konfession, wurde am 23. März 1878 in Düsseldorf geboren und erhielt dort seine Schulbildung im Städtischen Gymnasium und Realgymnasium. Von 1899 bis 1912 besuchte er das Lehrerseminar zu Rheydt und vertrat dann im selben Ort ein Jahr lang einen erkrankten Lehrer an der Oberrealschule. Zu Ostern 1903 wurde er nach Elberfeld berufen und war dort vier Jahre lang an Volksschulen tätig. Am 1. April 1907 trat er in den Volksschuldienst der Stadt Düsseldorf ein und wurde im Herbst 1910 an die Vorschule des Städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums versetzt.

---

3. Nicht definitive Mitglieder des Lehrerkollegiums.

Vorübergehend gehörten dem Lehrerkollegium unserer Anstalt teils zu Vertretungen erkrankter oder beurlaubter Lehrer, teils auch zum Zweck ihrer eigenen pädagogischen Ausbildung an:

Name	Stand	Zeit
Dr. Fischer	wissenschaftlicher Hilfslehrer	Sommer 1889
Hillebrecht	erst als Probekandidat, dann als wissenschaftlicher Hilfslehrer	Herbst 1889 bis Ostern 1891
Hoffmann	erst als Probekandidat, dann als wissenschaftlicher Hilfslehrer	Herbst 1889 bis Ostern 1893
Meier Jobst	erst als Probekandidat, dann als wissenschaftlicher Hilfslehrer	Herbst 1889 bis November 1890
Neumann	Religionslehrer	Herbst 1889 bis 1890 zur Vertretung v. Religionslehrer Prof. Lingen
Sechê	"	
Dr. Sasse	Rektor, Religionslehrer	

Name	Stand	Zeit
E. F. Jäde	wissenschaftlicher Hilfslehrer	Juni 1890
Kirstein	" "	im Winter 1890/91
Musmacher	" "	Mai bis Juli 1892
Hans Bernhardt	Probekandidat	1894 bis 1895
Nelle	wissenschaftlicher Hilfslehrer	Sommer 1894
Dr. Steininger	" "	" 1894
Baur	" "	" 1894
August Graeff	" "	Winter 1894/95
Otto Merklinghaus	" "	Sommer 1895
Friedrich Krümmel	Hilfszeichenlehrer	Winter 1895
Roßbach	Probekandidat	Sommer 1895
Dr. Karl Beck	erst als Probekandidat, dann als wissenschaftlicher Hilfslehrer	Herbst 1895 bis Ostern 1898, ferner im Winter 1899/1900
Dr. Paul Ahrend	Probekandidat	im Herbst 1898
Dr. Tappertz	wissenschaftlicher Hilfslehrer	1898 bis 1899
Dr. Schlickum	" "	1898 bis 1899 ??????
Schmitz	Kaplan, Religionslehrer	1898 bis 1899
Offermanns	" "	1899 bis 1905
Johannes Plath	wissenschaftlicher Hilfslehrer	Sommer 1899
Neunhäuser	Seminarkandidat	Sommer 1900
August Eckhardt	erst als Probekandidat, dann als wissenschaftlicher Hilfslehrer	Sommer 1900 bis 1901
Dr. Heinrich Jung	erst als Probekandidat, dann als wissenschaftlicher Hilfslehrer	1901 bis 1902
Felix Bruch	wissenschaftlicher Hilfslehrer	Winter 1901/02
Julius Zassenhaus	Pfarrvikar	1901
Franz Heinrich Schild	Seminarkandidat	1902/03
Heinrich Heyne	Zeichenlehrer	1903 bis 1909
Roskotten	Probekandidat	Oktober bis Dezember 1905
Heinrich Schmitz	erst Seminar-, dann Probekandidat	Januar 1906 bis April 1907
Buys	Seminarkandidat	Herbst 1906
Dr. Sondag	"	Herbst 1906 bis Ostern 1907
Dr. Adolf Schmidt	Probekandidat	Sommer 1907
Max Wagner	"	" 1907
Bernhard Piert	"	" 1907
Euzenat	französischer Lehramtskandidat	1906 bis 1907
Henry Joy Sowerby	englischer Lehramtskandidat	1907 bis 1908
Dr. Barthel Winand	Seminarkandidat	Winter 1907/08
Dr. Joh. Lohmeyer	"	" 1907/08
Dr. Matthias Joist	Probekandidat	" 1907/08
Dr. Wilhelm Rech	Seminarkandidat	" 1908
Dr. Creutzberg	Probekandidat	1908 bis 1909
Martin Mainzer	Seminarkandidat	Sommer 1908
Jakob Düffel	Probekandidat	Winter 1908/09
Albert Federle	"	1908 bis Winter 1909

Name	Stand	Zeit
Mohr	Maler	1909 bis 1912
Heinrich Herbrandt	Volksschullehrer	Sommer 1908 u. Sommer 1909
Dr. Wilhelm Wagner	Seminarkandidat	1909 bis 1910
Robert Pleiß	"	Sommer 1909
Wilhelm Schaaf	"	Winter 1909/10
Dr. Otto Riemer	Probekandidat	Sommer 1910
Dr. Viktor Höller	"	Winter 1909/10
Dr. Gerhard Kallen	erst Seminar-, dann Probekandidat, zuletzt wissenschaftl. Hilfslehrer	Sommer 1910 bis Ostern 1912
Dr. Leo Körholz	Probekandidat	Sommer 1910
Neubauer	erst Probekandidat, dann wissenschaftlicher Hilfslehrer	1911 bis 1913
Dr. Schäling	Probekandidat	1911 bis 1912
Dr. Zohren	"	Sommer 1911
Schiefferens	"	" 1911
Dr. Schadow	erst Probekandidat, dann wissenschaftlicher Hilfslehrer	Herbst 1911 bis Ostern 1913
Wippermann	Probekandidat	Winter 1911/12
Frießen	"	Herbst 1912 bis 1913
Straeten	Zeichenlehrer	von Oktober 1912 an.

4. Das Königliche Pädagogische Seminar.

Durch Verfügung des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums vom 11. September 1890 wurde an unserer Schule ein Seminar für die praktische Ausbildung von Kandidaten des höheren Lehramts eingerichtet. Mit der Leitung des Seminars wurde Direktor Dr. Matthias beauftragt. An der Leitung der Seminarübungen nahmen teil für die neusprachlichen Fächer zuerst Professor Dr. Mieck, später Oberlehrer Dr. Bohnhardt, für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer zuerst Oberlehrer Dr. Jansen, später Oberlehrer Dr. Maurer. Dieses Seminar bestand von Herbst 1890 bis Herbst 1898. Im Schuljahr 1895/96 war es nicht besetzt.

Durch Erlaß des Herrn Ministers wurde im Herbst 1911 ein neues Pädagogisches Seminar an unserer Anstalt eingerichtet und seine Leitung Direktor Erythropel übertragen. An der Leitung nahmen teil Professor Dr. Bohnhardt für die neusprachlichen Fächer, Professor Dr. Werth für die altsprachlichen Fächer, Professor Speitkamp für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer.

Mitglieder des Seminars waren folgende Herren:

im Jahre 1890/91: Alfred Habich
Dr. Josef Kohn
Eduard Riemer
Dr. Herm. Bredtmann
Gustav Pohl
Karl Ophüls

im Jahre 1891/92: Adolf Baur
Paul Biebricher

im Jahre 1891/92: Dr. Leonh. Buchkremer
Dr. Valerius Felke
Dr. Bernhard Koch
Dr. Wilhelm Wallraff
Dr. Rudolf Wenzel

im Jahre 1892/93: Bernhard Geißler
Dr. Friedrich Grimm
Robert Haasen

in Jahre 1892/93:	Dr. Paul Serf	im Jahre 1897/98:	Gilsdorf
	Dr. Eberhard Vogel		Dr. Georg Kreutzberg
	Albert Werth		Dr. Lennich
			Thomas
im Jahre 1893/94:	Ludwig Boschulte		Dr. Wegehaupt
	Eugen Brechtel		
	Karl Herder	im Jahre 1911/12:	Löhe
	Emil Husmann		Frießen
	Wilhelm Rust		Dr. Leydecker
	Dr. Heinr. Schaffstaedt		Körbes
	Wilhelm Scholten		Matthieu
			Otterbeck
im Jahre 1894/95:	Karl Beck		Dr. Wagner
	Paul Koch		Dr. Rees
	Johannes Lipphausen		
	Ernst Rocholl	im Jahre 1912/13:	Dr. Rudolf Humborg
			August Janßen
im Jahre 1896/97:	Dr. Paul Ahrend		Paul Katers
	Dr. Carl Caesar		Hermann Dr. Koch
	Dr. Julius Cramer		Dr. Otto Lehnartz
	Franz Hacks		Paul Schäfer
	Jacob König		Peter Tebartz

5. Bibliothek und Sammlungen.

a) Die Schulbibliothek.

„Zu wünschen wäre allenfalls noch ein gedruckter Katalog, damit man sich zeitig über den Bestand orientieren könne und dadurch eine Benutzung der Bibliothek noch allgemeiner mache" — dieser Wunsch der Festschrift von 1888, S. 117, ist erfüllt; der Katalog erschien als Beilage zum Programm Ostern 1904 vom derzeitigen Verwalter, Professor Volkmann.

Schon im Jahre 1902 heißt es im Schulbericht: „Der gegenwärtige Verwalter der Bibliothek hat eine vollständige Durcharbeitung und Sichtung des Bestandes, aus dem manches ganz Wertlose ausgeschieden werden mußte, ... in Angriff genommen." Die mühsame und zeitraubende Arbeit dauerte fast drei Jahre. Der Dank für die ermöglichte Durchführung des Werkes gebührt Herrn Direktor Cauer, der die nötigen Mittel flüssig machte und außerdem unermüdlich in stundenlanger Arbeit die letzte Entscheidung traf über die vom Bibliothekar von Zeit zu Zeit zur Tilgung vorgelegten Bücher.

Schwand auf diese Weise viel unnützer Ballast, so konnte anderseits Wertvolles vor Untergang und Schaden bewahrt werden. Eine Unmasse von Broschüren und Einzelschriften wurde nach Zusammengehörigkeit geordnet und in 37 Sammelbände zusammengefaßt. Wertvolle Zeitschriften (z. B. Revue des deux mondes 1873 bis 1899, Bonner Jahrbücher u. a.), die in losen Heften, nicht zu ihrem Vorteil, gesammelt waren, wurden nachträglich eingebunden und stellenweise, wo Lücken eingetreten waren, antiquarisch ergänzt. Auf diese Weise hat sich die Zahl der „Bände" erheblich gehoben.

Die Bibliothek umfaßte 1888 etwa 3300 Bände, nach Zählung im Jahre 1909: 5442; nach letzter Zählung in diesem Jahre etwa 6800. Die starke Vermehrung ist keineswegs nur durch die Munifizenz der städtischen Behörden ermöglicht worden, sondern zum großen Teil auch auf bedeutende Zuwendungen zurückzuführen. 309 Bände an historischen Werken, altklassischen und modernen Autoren, erhielt sie aus dem Nachlaß des 1905 verstorbenen Kollegen Dr. Kükel-

haus. Sein literarischer Erbe, Herr Dr. Hölk, bestimmte sie zum Gemeinbesitz der Schule. Es kamen hinzu Werke des verstorbenen Herrn Hofjuweliers Bloos, ferner größere Sammlungen von Herrn Professor Rothert und Weber. Auch hat sich der löbliche Brauch eingebürgert, daß Zeitschriften, die von einzelnen Kollegen gehalten werden, nach Abschluß des Jahrgangs der Bibliothek zukommen. Allen diesen freundlichen Spendern sowie den vielen, deren Einzelzuwendungen hier nicht verzeichnet werden können, sei namens der Anstalt auch an dieser Stelle bester Dank gesagt.

Die Bibliothek wird stark benutzt. Die letzte Zählung ergab — von Programmen und Zeitschriften abgesehen — 342 Bände als verliehen. Dazu ist ein großer Teil zu beständigem Gebrauch auf dem Lehrerzimmer aufgestellt, ein anderer für das Königliche Seminar und ein dritter für das naturwissenschaftliche Kabinett zu gleichen Zwecken abgezweigt. Es mag hier auch nicht unerwähnt bleiben, daß sich die Bibliothek mit Verleihung nicht auf die Schule beschränkt hat, sondern Bedürfnissen von Studierenden oder anderen Interessenten immer gern nachgekommen ist.

Die sonstigen Kulturaufgaben der Stadt Düsseldorf haben leider zu einer Schmälerung des Etats geführt. Er beträgt gegen 1350 Mk. früherer Jahre nur noch 1000 Mk. Davon werden Neuanschaffungen für Lehrer- und Schülerbibliothek nebst Buchbinderkosten bestritten.

Der „Katalog einer Lehrerbibliothek für höhere Lehranstalten" von W. Stoewer, Berlin, Weidmann 1911, setzt für moderne größere Lehranstalten einen Jahresetat von 1500 Mk. voraus. Danach ständen wir gerade nicht „auf der Höhe". Nun ist allerdings nicht zu vergessen, daß die Ersparnisse am Bibliotheksfond der höheren Lehranstalten der Stadt- und Landesbibliothek Düsseldorf zugute kommen, also auch für literarische Zwecke verwandt werden; immerhin ist zu bedauern, daß mancher dringende Wunsch auf Neuanschaffungen unberücksichtigt bleiben mußte aus Mangel an Mitteln.

Um so dankenswerter ist es, daß durch ministerielle Bestimmung vom 31. Oktober 1897 und Beschluß des Kuratoriums vom 5. Januar 1900 die Erlangung wissenschaftlicher Literatur erleichtert ist. Gegen 10 Pf. pro Band können die Lehrer der Anstalt durch den Bibliothekar Bücher der Staatsbibliotheken, zunächst der Königlichen Universitätsbibliothek Bonn, entleihen.

Der gedruckte Katalog in vergrößerter Form mit breitem Rand und Durchschuß dient gleichzeitig als Ergänzungskatalog. Dieser wird doppelt geführt, ein Exemplar für die Bibliothek, das andere für das Lehrerzimmer. Damit ist jetzt jedem Gelegenheit gegeben, vor Benutzung der Bibliothek über ihren Gesamtbestand unterrichtet zu sein. Endlich ist mit der Katalogisierung auch eine Neuaufstellung der Bücher erfolgt in Fachordnung mit alphabetischer Reihenfolge, genau dem Katalog entsprechend. Die Möglichkeit schneller Orientierung für den Nachfolger des Bibliothekars ist damit geschaffen.

Daß auch die Bibliothek wie die anderen Schulräume moderne Fortschritte der Ausstattung aufweist, sei schließlich noch dankbar hervorgehoben. Ein Arbeitstisch mit Ausstattung, Gasglühlicht und Gasofen, verbesserte Waschgelegenheit ist hinzugekommen. Ganz neuerdings ist sogar ein schüchterner Ansatz gemacht worden, einen Strahl der „Kunst- und Gartenstadt" auch in ihre Räume zu werfen. Ein Steindruck ziert die Wand neben der Eingangstür. Weiterer Schmuck ist in Aussicht gestellt.

b) Die Schülerbibliothek

ist im laufenden Jahre wesentlich verbessert worden. Von den vorhandenen Büchern mußte ein großer Teil als ganz verbraucht oder veraltet ausgeschieden werden. Dafür wurden gegen 250 neue Bücher angeschafft. Bei den Neuanschaffungen wurden nur solche Werke berücksichtigt, von denen angenommen werden kann, daß sie von den Schülern wirklich gelesen werden, in erster Linie also gute Unterhaltungsschriften (von Bechstein, Schwab, Grimm, Reinick, Musaeus, Andersen, Brentano, Hauff, Mörike, Stifter, Raabe, Brinckmann, Chamisso, Freytag, Liliencron, Rosegger, Ganghofer, Storm, Hansjakob, Ebner-Eschenbach, Geiszler, Frenßen, Frey, Lienhard, P. Keller, Niese, W. Fischer, Frapan, v. Brackel, Falke, Speck, Zahn, Lagerlöf u. a.). Auch bei der Auswahl der geschichtlichen, erdkundlichen, naturwissenschaftlichen und technischen Literatur

wurde, soweit es anging, den Neigungen der Schüler Rechnung getragen. Die Bibliothek von Sekunda und Prima wird unter Aufsicht des Schulbibliothekars von zwei Primanern verwaltet. Der gesamten Bibliothek kam 1904 eine Summe von 300 Mk. zugute, die bei Gelegenheit der Reifeprüfung aus Elternkreisen geschenkt worden war. Dafür sei auch an dieser Stelle geziemender Dank gesagt.

c) Die Sammlung der geographischen Karten und der Anschauungsmittel

mußte einen Teil ihres Bestandes ausscheiden, weil die teils noch aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden Karten veraltet und auch verbraucht waren. Die moderne Darstellung der geographischen Karten weist große Vorzüge gegen die früheren auf. Die neuen physikalischen Karten wirken plastisch; sie bieten ein besseres Bild von den Terrainverschiedenheiten, welches sich leichter dem Gedächtnis einprägt. Die Kartensammlung umfaßt ungefähr 140 Karten, von denen 30 historischen Zwecken dienen. Für besonders wichtige Gebiete sind von derselben Karte mehrere Exemplare vorhanden und einige in den Klassenzimmern, in denen sie dauernd gebraucht werden, fest angebracht. Hierzu gehören vor allem die Karten Gallia, Graecia, Italia, Imperium Romanum, Entwicklung Preußens.

Der ganze Bestand an sonstigen Anschauungsmitteln umfaßte vor 25 Jahren die bis dahin erschienenen geographischen Charakterbilder aus dem Hölzelschen Verlag und die Langlschen Bilder zur Geschichte, sowie einige Globen und Reliefkarten. Wenn die jetzige Sammlung für unsere große Doppelanstalt auch nicht gerade umfangreich genannt werden kann, ist sie doch, mit der der früheren Zeit verglichen, hinreichend ausgestattet. Außer der vorhin genannten Bildersammlung von Hölzel und Langl umfaßt sie 20 Bilder von Lehmann, 18 Bilder von Wünsche, 200 Bilder aus der Seemannsammlung, 19 Bilder von Fraas (Naturerscheinungen der Erde und geologische Karten), 120 Bilder „Die Welt in Farben" aus dem internationalen Weltverlag Berlin-Schöneberg, ferner verschiedene Bilder von Göring-Schmidt, von Geistbeck-Engleder, Cybulski und anderen.

Bilder aus der Seemannsammlung dienten, in Wechselrahmen untergebracht, zur Ausschmückung der Klassenzimmer. Abgesehen hiervon war bis vor fünf Jahren ein Wandschmuck in unserer Schule weder für die Gänge, noch für die Zimmer vorgesehen. In den letzten Jahren, in denen Düsseldorf andere, neue Schulbauten mit moderner Innendekoration erhielt, machte sich dieser Mangel an unserer Anstalt besonders fühlbar. Ein Anfang ist gemacht; ungefähr 60 Bilder, meist Teubnersche Steindrucke, schmücken jetzt die Wände. Noch ist dieser Wandschmuck ganz unzureichend, die nächsten Jahre werden ihn hoffentlich vergrößern. Im Mai des vergangenen Jahres wurden der Anstalt 14 Gemälde aus den städtischen Gemäldesammlungen für unbestimmte Zeit überwiesen.

d) Physikalisches Kabinett.

Die Hilfsmittel für den Unterricht in der Physik haben in den letzten 25 Jahren erhebliche Fortschritte gemacht. Der hier zu verzeichnende erfreuliche Aufschwung hat sich hauptsächlich an den im Jahre 1899 vollendeten und größtenteils für naturwissenschaftliche Lehrzimmer verwendeten Anbau des Schulhauses angeknüpft. Damals wurde im ersten Stock dieses neuen Flügels der Schule ein sehr großes vierfenstriges Zimmer als physikalisches Lehrzimmer eingerichtet. Es ist mit ansteigenden Bänken für 56 Schüler und allen für Schulzwecke erforderlichen physikalischen Einrichtungen, wie Fensterverdunklung, modernem Experimentiertisch, Schaltbrett für Starkstrom bis 220 Volt, Projektionsapparat usw. versehen. Auf der einen Seite stößt an dieses Auditorium das Sammlungszimmer, auf der anderen das Vorbereitungszimmer. Besonders durch die elektrische Starkstromanlage wurde der Unterricht in der Elektrizität bedeutend gefördert, ja es wurde dadurch eigentlich erst möglich, den enormen Fortschritten der Wissenschaft und Technik auf diesem Gebiete einigermaßen zu folgen. Zu diesen drei Unterrichtsräumen wurde nun im vorigen Jahre noch als vierter der vor den drei anderen liegende lange Gang hinzugezogen, da im Laufe der Zeit in den vorhandenen Zimmern ein empfindlicher Platzmangel eingetreten war.

Leider harrt aber dieser Raum noch immer ganz seiner inneren Ausgestaltung. Zur Anschaffung von Apparaten wurden von der Stadt bei Beziehung der neuen Räume 1899 2000 Mk. besonders bewilligt. Die jährlich zur Verfügung stehende Summe ist im Laufe der letzten 25 Jahre auf den doppelten Betrag gestiegen, welcher zu Anfang dieses Zeitraumes zur Verfügung stand, und zu verschiedenen Malen bezeugten Eltern von abgegangenen Schülern der Schule ihren Dank durch wertvolle Stiftungen.

Um den augenblicklichen Stand der Sammlung einigermaßen zu charakterisieren, seien hier einige größere Apparate genannt, welche in dem verflossenen Vierteljahrhundert angeschafft werden konnten:

Mechanik: Luftpumpe von Bianchi (Stiftung Franz Haniel), Gaede-Luftpumpe mit Motorbetrieb (bis zum Roentgenvakuum reichend).

Wellenlehre: Wellenmaschinen von Mach und Wheatstone.

Akustik: Doppelsirene nach Helmholz.

Wärmelehre: Vollständige Apparatur zu den Versuchen mit flüssiger Luft, Loosers Doppelthermoskop mit allen Nebenapparaten, Thermosäule nach Rubens, moderne Dampfmaschine, Heißluftmotor, Gasmotor.

Optik: Leybolds Projektionsapparat mit sämtlichen Ansätzen zu Versuchen aus der Optik (Stiftung August Haniel), Heliostat mit Nebenapparaten.

Elektrizität: Toeplers Influenzmaschine, Whimshorst-Influenzmaschine, 30-cm-Funkeninduktor System Wydts von Liesegang mit variablem Kondensator und Rotax-Unterbrecher, Wehnelt-Unterbrecher, Röhren zur Demonstration der Kathodenstrahlen, Kanalstrahlen, Röntgenstrahlen. Apparate für Tesla-Versuche, Hertzsche Versuche, Telegraphie ohne Draht (vollständiges System Telefunken). Drehspulspiegelgalvanometer von Hartmann und Braun (10—7 Ampère anzeigend). Dynamomaschine für Gleichstrom und Drehstrom, Braunsche Röhre.

e) Chemisches Kabinett.

Nach dem im Herbst 1899 vollendeten Anbau standen für den chemischen Unterricht vier Räume zur Verfügung; das am Ende des Korridors gelegene Zimmer wurde später vorläufig abgegliedert und dient zurzeit als sogenannte „kleine Turnhalle". Die in ihm aufgestellten Vorratsschränke wurden im Schülerarbeitsraum untergebracht; da im Laufe der Jahre noch weitere Schränke hinzukamen, nehmen die Schränke hier schon mehr Platz weg, als wünschenswert ist, und so wird wohl später der vierte Raum wieder hinzugenommen werden müssen. Geradezu beengend ist es im Auditorium geworden. Für die Schüler waren hier ursprünglich 24 Sitzplätze vorgesehen. Da der Besuch des Realgymnasiums seitdem stetig und in immer steigendem Maße zugenommen hat, so konnten schon wiederholt die Schüler nur mit Not untergebracht werden; auf die Dauer wird das vollends unmöglich werden. Um die unmittelbar vor dem Experimentiertisch sitzenden Schüler der vordersten Bänke nicht zu gefährden, mußten an der den Schülern zugekehrten Wand des Tisches Schutzscheiben aus starkem Spiegelglas angebracht werden — ein störender Notbehelf, da die Scheiben dem experimentierenden Lehrer das Hantieren erschweren und den Schülern den freien Ausblick nehmen. Die im Auditorium aufgestellten kupfernen Gasometer für Wasserstoff und Sauerstoff wurden, da sie viel Raum einnahmen und nicht dicht hielten, durch Stahlflaschen für Gasfüllung ersetzt, zumal da das erforderliche Gas sehr bequem von den Oxhydricwerken in Eller bezogen werden kann. Der ebenfalls sehr enge Verbindungsgang zwischen Auditorium und chemischem Vorbereitungszimmer kann wenigstens als photographische Dunkelkammer benutzt werden. — Die Sammlungen, zu denen die ursprünglich im Naturhistorischen Kabinett untergebrachte Mineralien- und Steinsammlung gekommen ist, haben im Laufe der Zeit eine wesentliche Vermehrung erfahren. Eine größere Zahl von Apparaten wurde im Laboratorium selbst hergestellt; verschiedene Sachen, wie z. B. eine chemische Präzisionswage nach Sartorius, eine Gesteinssammlung und eine Reihe von

Mineralien, eine Auswahl von Bohrkernen aus der Münsterschen Tieflandsbucht u. a. m., wurden von Freunden der Anstalt geschenkt. Seit einigen Jahren ist eine besondere Abteilung für Apparate zu pflanzenphysiologischen Versuchen eingerichtet; der kleine Lichthof gegenüber dem chemischen Kabinett kann zweckmäßig zur Anstellung von biologischen Versuchen im Freien und zur Anzucht der dazu nötigen Pflanzen benutzt werden. Für die chemischen Schülerübungen steht ein schöner Arbeitsraum mit 24 reichlich ausgestatteten Arbeitsplätzen zur Verfügung. Störend sind nur die schlecht ventilierenden Abzüge, wodurch nicht allein die Luft im Arbeitsraum unnötig verschlechtert wird, sondern übelriechende Gase bis in die oberen Räume des physikalischen Kabinetts dringen, statt direkt nach außen abzuziehen. Die Übungskurse erfreuen sich einer regen Anteilnahme der Schüler. Sämtliche Räume sind jetzt mit elektrischem Licht (50-kerzigen Tantallampen) ausgestattet, das eine ausreichende Helligkeit verbreitet.

f) Die naturhistorische Sammlung,

welche durch zahlreiche Geschenke von Schülern und Gönnern der Anstalt und durch Aufwendungen seitens der Stadt entstanden ist, hat manche wertvolle Stücke bei der Gründung der Oberrealschule am Fürstenwall und der früheren Realschule an der Prinz-Georg-Straße an die Sammlungen dieser Anstalten abgegeben. Seitdem hat sie sich wieder, dank dem Sammeleifer unserer Freunde, stetig vermehrt. Wir nennen besonders folgende: Pfarrer Petersen sandte uns Käfer von der Insel Nias bei Sumatra, Professor Dr. Czech, der damalige Oberlehrer Dr. Norrenberg und Herr Unterhössel aus Krummenweg schenkten zahlreiche Mineralien. Herr Regierungssekretär Frerichs in Daressalam sammelte für uns Schädel von Raubtieren und Waffen von Bewohnern unserer Kolonien. Direktor Dr. Bolau überwies uns mehrere Vögel, Herr Brügelmann brasilianische Schmetterlinge, Zahnarzt Ahrend und Zahnarzt Dr. Gerhards Tierschädel. Eine sehr reiche und schöne Gabe erhielten wir durch Herrn Beigeordneten Dr. Thelemann, eine sehenswerte Sammlung ausländischer Schmetterlinge. Ostern 1912 richtete die Stadt uns ein besonderes Lehrzimmer für botanischen und zoologischen Unterricht, welches in unmittelbarer Verbindung mit den Sammlungsräumen steht, ein. Zu derselben Zeit wurde uns der zur früheren Direktorwohnung gehörende Garten als Schulgarten überlassen, wo wir u. a. ein größeres Freilandaquarium einrichteten. So sind uns mehrere länger gehegte Wünsche erfüllt.

g) An Turngeräten

wurden neu angeschafft: a) auf dem Hofe: 1. Ein großes Turngerüst, bestehend aus drei Recken, vier Leitern, zwei Schrauberecken, zwei Paar Ringen und einer Anzahl Kletterstangen, 2. sechs eiserne Barren, 3. drei Recke; b) in der Halle: 1. 75 Paar Keulen, 2. ein Pferd, 3. ein Bock, 4. ein Gerkopf und zwölf Gerstangen, 5. eine Wurfscheibe und zwölf Wurfspieße, 6. drei Disken, 7. ein großes Gerüst für sechs Recke.

Für die Turnspiele waren stets Faustbälle, Fußbälle, Schleuderbälle, Vollbälle und Schlagbälle in genügender Zahl vorhanden.

Der auf der ersten Etage befindliche

h) Zeichensaal

wurde durch Hinzunahme von zwei Klassenzimmern wesentlich vergrößert und mit besserer Gasbeleuchtung versehen. Die alten, gebrechlichen Zeichentische ersetzte man durch neue siebensitzige, welche die hiesige Feuerwehr nach verbessertem Berliner Muster anfertigte. Die Modellsammlung erfuhr zu Anfang der neunziger Jahre eine bedeutende Vergrößerung durch Beschaffen von Gebrauchsgegenständen, kunstgewerblichen Modellen usw. — Im Laufe der Zeit verlangte die Teilung von Klassen unbedingt die Anstellung eines Hilfslehrers (1904) und die Einrichtung eines zweiten Zeichensaales. Hierzu setzte man 1906 den alten Fortbildungssaal auf der zweiten Etage über der Turnhalle instand und richtete ihn genau nach den ministeriellen Vorschriften über neuzeitliche Zeichensäle mit einsitzigen Staffeleitischen ein. Natürlich erfuhr auch die Modellsammlung eine dementsprechende Ergänzung. Bei dem Neubau im Jahre 1907 kam der alte

Zeichensaal auf der ersten Etage in Wegfall (jetzt Lehrerzimmer), aber dafür wurde 1912 ein kleiner Saal, das sogenannte Atelier, in der ehemaligen Direktorwohnung auf der ersten Etage eingerichtet und mit 20 Sitzbänken ausgestattet. So ist es möglich geworden, daß zu gleicher Zeit nebeneinander Zeichenunterricht erteilt werden kann und die früher so häufigen Unbequemlichkeiten in Wegfall gekommen sind.

---

6. Stiftungen.

a) Witwen- und Waisenkasse.

Die Witwen- und Waisenpensionsstiftung für Lehrer des Städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums geht in ihrem Ursprung auf eine Stiftung zurück, die im Jahre 1863, als die damalige Realschule I. Ordnung ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen feierte, von Freunden und früheren Schülern der Anstalt gemacht wurde. Das Anfangskapital betrug 1000 Taler. In den folgenden Jahren wurde es durch Schenkungen von Eltern abgehender Schüler allmählich vermehrt. Eine sehr beträchtliche Zuwendung erhielt die Kasse im Jahre 1888 aus Anlaß des fünfzigjährigen Stiftungsfestes der Anstalt, wo die alten Schüler gemeinsam den Betrag von 12 000 Mk. „zur Erweiterung der vor fünfundzwanzig Jahren gegründeten Stiftung zur Unterstützung der Lehrerwitwen und -waisen" als Festgabe brachten. In dieser Zeit hat sie in einzelnen Fällen recht segensreich gewirkt. Hochherzige Freunde unserer Anstalt haben durch nennenswerte Schenkungen in den letzten fünfundzwanzig Jahren der Kasse insgesamt ungefähr 9400 Mk. zugewandt. Sämtliche Gaben sind in den betreffenden Programmen mit Dank erwähnt; doch mögen auch hier als Geschenkgeber erwähnt sein: Herr August Bagel, Geschwister Günther, Herr Maler C. F. Daubenspeck, Herr Fabrikant Eduard Hueck in Lüdenscheid, Herr Fabrikbesitzer Richard Heimendahl, Frau Kommerzienrat Heye, Herr Professor Dr. Rothert, Herr Emil Poensgen. Das Stammkapital betrug am 1. April 1912 50 243,12 Mk. Das zurzeit geltende Statut dieser Stiftung ist von der hiesigen Stadtverwaltung am 17. März 1889, vom Königlichen Provinzial-Schulkollegium zu Coblenz am 11. Januar 1892 bestätigt worden. Die Stiftung wird von einem Kuratorium verwaltet, das aus den Mitgliedern des Kuratoriums der städtischen höheren Unterrichtsanstalten, zwei definitiv angestellten Lehrern und zwei in Düsseldorf ansässigen ehemaligen Schülern unserer Anstalt besteht.

b) Aula-Fonds.

Diese Stiftung ist begründet durch den Ertrag einer Schrift Heinens: „Bendemanns Wandgemälde in der Aula der Realschule".

Die ersten 600 Mk. schickte Heinen Februar 1867 an die Stadtverwaltung mit dem Entwurf eines Statuts, welches am 12. März 1867 vom Gemeinderat bestätigt wurde. Demgemäß soll das Kapital wachsen aus dem ferneren Ertrag der Schrift, dann aus den Eintrittsgeldern beim Besuch der Aula zur Besichtigung der Bendemannschen Wandgemälde und aus freiwilligen Zuwendungen.

Die Zinsen sollen verwendet werden zur Unterstützung dürftiger und würdiger Schüler der Anstalt, die nach dem Abiturientenexamen weiterstudieren wollen. Die Dauer des Genusses kann drei Jahre betragen. Der Direktor schlägt nach Anhörung des Lehrerkollegiums dem Kuratorium den betreffenden Schüler vor.

Der Bestand des Aula-Fonds ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren um etwas mehr als 6200 Mk. gewachsen. Am 1. April 1912 betrug er 12 672,17 Mk.

---

7. Die Schülerzahl.

Die Entwicklung unserer Anstalt nach der Zahl ihrer Schüler ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

Schuljahr	Vorschule	Unterstufe	Gymnasium	Realgymnasium	Hauptanstalt	Gesamtanstalt
1888/89	144	248	122	91	461	605
1889/90	153	256	126	91	473	626
1890/91	144	276	138	98	512	656
1891/92	130	298	143	103	544	674
1892/93	126	285	161	108	554	680
1893/94	126	285	169	117	571	697
1894/95	132	270	172	116	558	690
1895/96	139	252	181	125	558	697
1896/97	144	246	192	125	563	707
1897/98	135	247	212	114	573	708
1898/99	135	270	201	124	595	730
1899/1900	129	275	196	109	580	709
1900/01	143	275	196	119	590	733
1901/02	154	263	217	122	602	756
1902/03	153	280	225	133	638	791
1903/04	143	271	194	131	596	739
1904/05	148	254	177	156	587	735
1905/06	154	234	160	189	581	735
1906/07	148	229	178	189	596	744
1907/08	177	243	183	177	603	780
1908/09	181	256	180	189	625	806
1909/10	188	257	172	196	625	813
1910/11	185	260	179	213	652	837
1911/12	163	274	159	220	653	818
1912/13	178	283	134	211	628	806

Ein übersichtliches Bild von dieser Entwicklung geben die graphischen Darstellungen der beiliegenden Tafel.

Die schwarze Linie in Figur I stellt die Schülerzahl der Hauptanstalt, die rote Linie die Schülerzahl der gesamten Anstalt im Verlauf der letzten fünfundzwanzig Jahre dar. Beide zeigen das Anwachsen sowohl der Gesamtanstalt als auch der Hauptanstalt allein. Abgesehen von kleineren Schwankungen ist nur die scharfe, nach oben gerichtete Spitze auffallend, welche die Amtszeit des Herrn Direktors Cauer kennzeichnet. In seinen Abschiedsworten von unserer Anstalt stellt Direktor Cauer selbst fest, daß er bei seinem Eintritt 739 Schüler vorgefunden habe und bei seinem Abschied dieselbe Anzahl von 739 Schülern verlassen müsse.

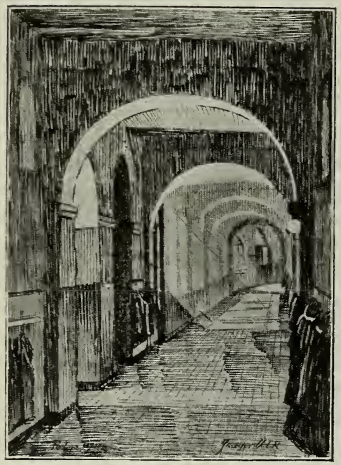
In Figur II stellt die schwarze Linie die Schülerzahl des Gymnasiums, die rote Linie die Schülerzahl des Realgymnasiums dar. Seitdem den Abiturienten der drei verschiedenen Arten der höheren Lehranstalten gleiche Rechte eingeräumt sind, macht sich ein starkes Ansteigen der Schülerzahl des Realgymnasiums auf Kosten des Gymnasiums bemerkbar.

Figur III stellt die Anzahl der Abiturienten dar, und zwar die schwarze Linie die gymnasialen, die rote Linie die realgymnasialen. Beide Anzahlen sind für die einzelnen Jahre großen Schwankungen unterworfen. Bisher ist die Anzahl der Abiturienten des Realgymnasiums noch nie

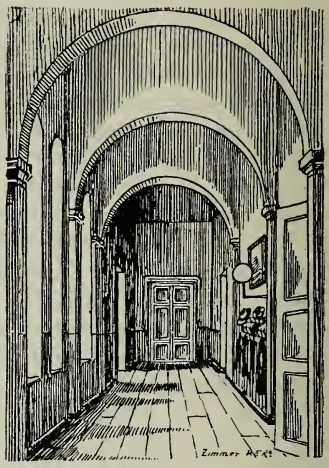
größer als die des Gymnasiums gewesen. Dreimal waren beide Zahlen gleich, nämlich in den Jahren 1895, 1899 und 1902.

Figur IV stellt fest, wieviel Prozent der Abiturienten in den einzelnen Jahren einen Beruf einzuschlagen gedachten, zu dem sie die Universität (ausgezogene Linien) bezw. eine Technische Hochschule (punktierte Linien) besuchen mußten. Die schwarzen Linien beziehen sich auf die Gymnasialabiturienten, die roten auf die Realgymnasialabiturienten. Die Anzahl der Abiturienten, die einen kaufmännischen Beruf einschlagen, mehrt sich besonders in den letzten Jahren.

Schüler-Zeichnungen.

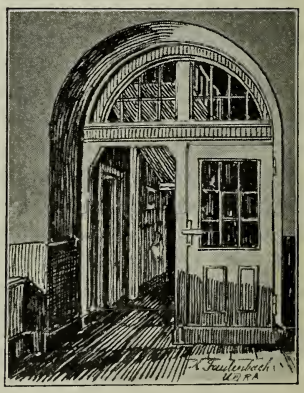


Korridor im Erdgeschoß.



Korridor im Seitenbau der I. Etage.

Aufgang zur II. Etage.



Abschlußtür in der II. Etage.

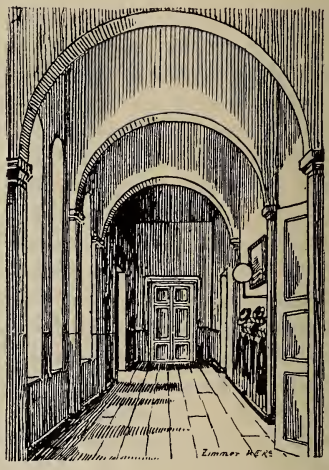
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

größer als die des Gymnasiums gewesen. Dreimal waren beide Zahlen gleich, nämlich in den Jahren 1895, 1899 und 1902.

Figur IV stellt fest, wieviel Prozent der Abiturienten in den einzelnen Jahren einen Beruf einzuschlagen gedachten, zu dem sie die Universität (ausgezogene Linien) bezw. eine Technische Hochschule (punktierte Linien) besuchen mußten. Die schwarzen Linien beziehen sich auf die Gymnasialabiturienten, die roten auf die Realgymnasialabiturienten. Die Anzahl der Abiturienten, die einen kaufmännischen Beruf einschlagen, mehrt sich besonders in den letzten Jahren.

Schüler-Zeichnungen.

Korridor im Erdgeschoß.



Korridor im Seitenbau der I. Etage.

Aufgang zur II. Etage.

Abschlußtür in der II. Etage.

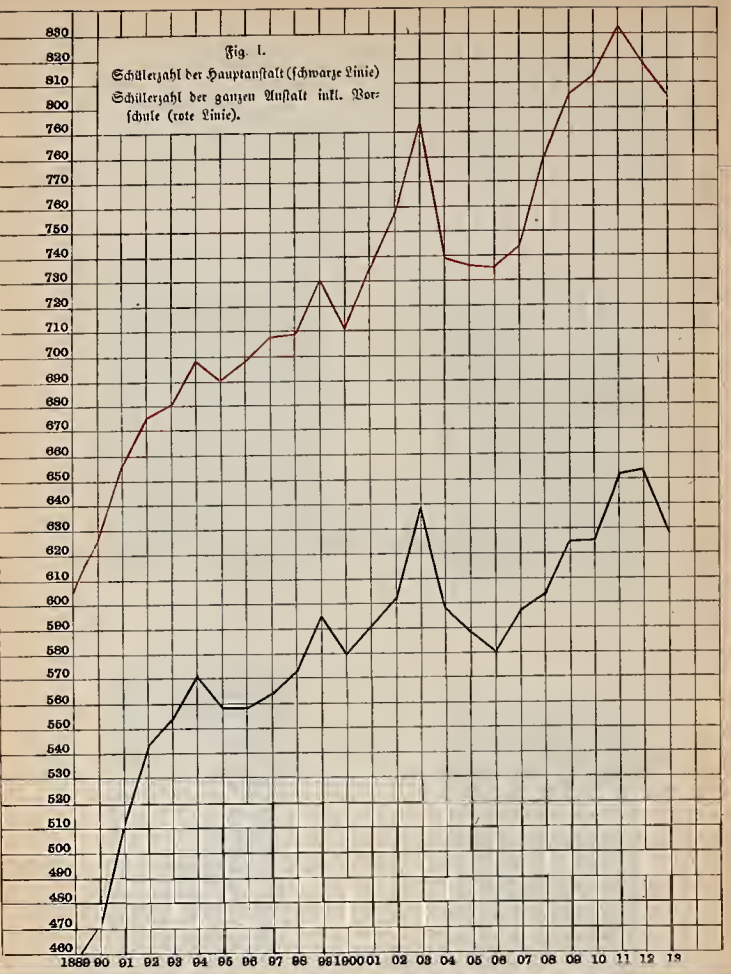


Fig. I.
Schülerzahl der Hauptanstalt (schwarze Linie)
Schülerzahl der ganzen Anstalt inkl. Vorschule (rote Linie).
880 820 810 800 760 760 770 760 750 740 730 720 710 700 690 680 670 660 650 640 630 620 610 600 590 580 570 560 550 540 530 520 510 500 490 480 470 460
1889 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 1900 01 02 03 04 05 06 07 08 09 10 11 12 13

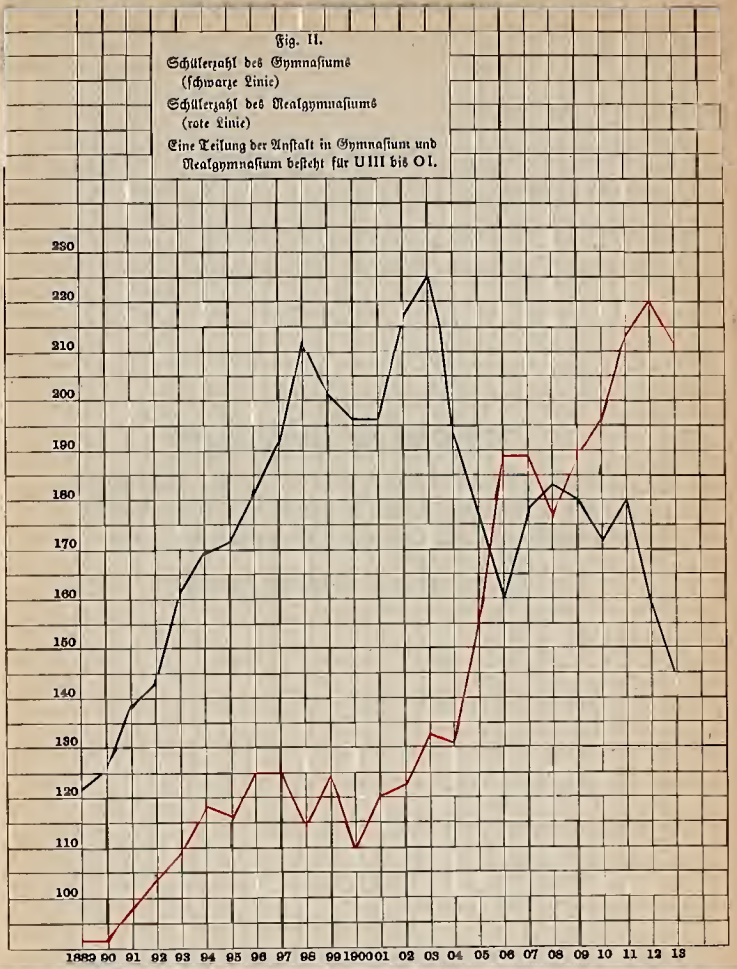


Fig. II.
Schülerzahl des Gymnasiums (schwarze Linie)
Schülerzahl des Realgymnasiums (rote Linie)
Eine Teilung der Anstalt in Gymnasium und Realgymnasium besteht für UIII bis OI.
230 220 210 200 190 180 170 160 150 140 130 120 110 100
1889 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 1900 01 02 03 04 05 06 07 08 09 10 11 12 13

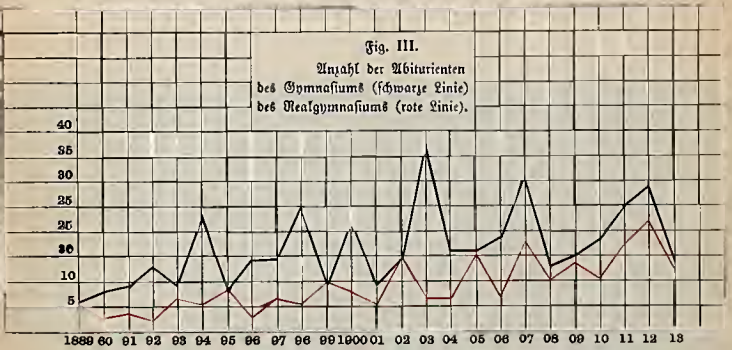


Fig. III.
Anzahl der Abiturienten des Gymnasiums (schwarze Linie) des Realgymnasiums (rote Linie).
40 35 30 25 20 10 5
1889 90 91 92 93 94 95 96 97 96 99 1900 01 02 03 04 05 06 07 08 09 10 11 12 13

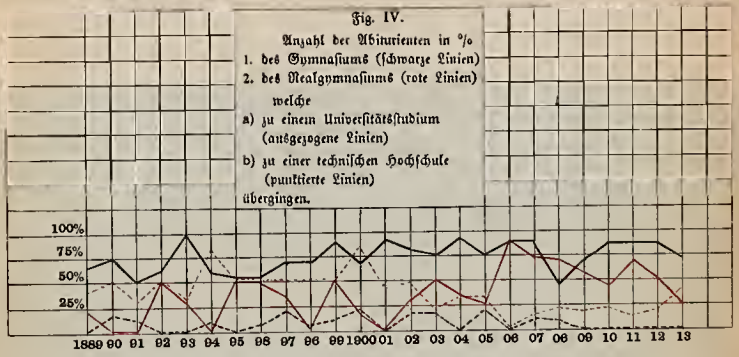


Fig. IV.
Anzahl der Abiturienten in %
1. des Gymnasiums (schwarze Linien)
2. des Realgymnasiums (rote Linien)
welche
a) zu einem Universitätsstudium (ausgezogene Linien)
b) zu einer technischen Hochschule (punktierte Linien)
übergingen.
100% 75% 50% 25%
1889 90 91 92 93 94 95 96 97 96 99 1900 01 02 03 04 05 06 07 08 09 10 11 12 13

Verzeichnisse der Schüler,

die seit dem Jahre 1889 die Reifeprüfung an der Anstalt bestanden, und derjenigen, die das Zeugnis für den einjährig-freiwilligen Militärdienst erhalten haben

Verfaßt von Professor Dr. Wilhelm Bohnhardt

I. Verzeichnis der Abiturienten.*

1. Am Gymnasium.

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
1	**1889**	Hennighausen, Wilh.	Beigeordneter a. D. in Düsseldorf
2		Ittenbach, Johannes	Dr. jur., Regierungsrat am Oberversicherungsamt Groß-Berlin in Charlottenburg
3		Radicke, Paul	Pastor in Rönsahl (Bz. Dortmund)
4		Rätzer, Siegfried	im statistischen Bureau bei Krupp in Essen
5		v. Vietsch, Eugen	Rittmeister u. Eskadron-Chef im Schleswig-Holstein. Ulanen-Regt. Nr. 15 in Saarburg (Lothr.)
6		Sohl, August	Amtsgerichtsrat, aufsichtführender Amtsrichter in M.Gladbach
7	**1890**	Bettgenhäuser, Paul	Amtsrichter in Völklingen
8		Bönniger, Karl	Mitglied der Gesellschaft Jesu, zurzeit in Marseille
9		Böttrich, Friedrich	
10		Gallus, Otto	Kaufmännischer Direktor in Berlin
11		Gallus, Edwin	Dr. med., Leitender Arzt der Augen-Abteilung des St.-Joseph-Hospitals in Bonn
12		Lindemann, Otto	Geh. Justizrat, Vortragender Rat im Justizministerium in Charlottenburg
13		Poensgen, Ernst	Direktor der Phönix-Aktiengesellschaft in Düsseldorf
14		Vonhoff, Bernhard	Dr. jur., Rechtsanwalt u. Notar in Trarbach (Mosel)
15	Extraneer	Haape, Karl	soll evangelische Theologie studiert haben
16		Hintzen, Jakob	Pfarrer in Hohkeppel (Kr. Wipperfürth)
17		Müller, Ferdinand	
18	**1891**	Ewers, Hanns Heinz	Schriftsteller in Berlin
19		Goetz, Hermann	Pastor der Reinoldigemeinde in Dortmund
20		Groos, Wilhelm	Hauptmann u. Batteriechef im Feldartillerie-Regt. Nr. 9 in Itzehoe
21		Kaatzer, Peter	
22		Müller, Moritz	Rittmeister im Ulanen-Regt.Nr.12 in Insterburg(Ostpr.)
23		Schauseil, Gustav	Dr. jur., Landesrat in Düsseldorf
24		Simons, Eugen	Dr. med., Spezialarzt für Nasen-, Hals- u. Ohrenleiden in Düsseldorf

* Die Angaben über den gegenwärtigen Beruf und die Stellung der ehemaligen Abiturienten sind das Ergebnis sorgfältiger, weitausgedehnter und mühevoller Nachforschungen. Die Absendung von fast 800 Briefen war dazu nötig; um die aufgefundenen Spuren einzelner Schüler weiter zu verfolgen, bedurfte es oft drei und mehr Schreiben. Trotzdem ist es nicht gelungen, über einige zuverlässige Mitteilungen zu erhalten. Die in zahlreichen Antwortschreiben immer wieder angeführte Tatsache, daß bald nach dem Verlassen der Anstalt die Kommilitonen der einzelnen Jahrgänge jegliche Fühlung untereinander verloren haben (wohl infolge der verschiedenen sozialen und Universitätsverhältnisse und der schnellen Entwicklung Düsseldorfs zur Großstadt) erschwerte die Erlangung der Adressen. Der Verfasser benutzt gern diese Gelegenheit, um allen, die ihn dabei unterstützt haben, seinen herzlichen Dank zu sagen. Anderseits bedauert er, daß es ihm die mangelnde Zeit nicht vergönnte, die vielen ihn durch treue Anhänglichkeit erfreuenden Briefe persönlich zu beantworten.

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
25	**1891**	Werninghaus, Hermann	verst. als Referendar in Cleve
26		Zimmermann, Joseph	war nur kurze Zeit Hospitant, studierte kath. Theologie
27	**1892**	Ahrend, Paul	Dr. phil., Realschuldirektor in Odenkirchen
28		Bönniger, Max	Dr. med., Direktor am Krankenhaus in Berlin-Pankow
29		Engelhard, Kurt	Ingenieur in Esch a. d. Alzette (Luxemburg)
30		Groos, Hermann	Hauptmann u. Batteriechef im 2. Nass. Feldartillerie-Regt. Nr. 63 in Mainz
31		Hammers, Ernst	Hauptmann u. Batteriechef im neugebildeten Artillerie-Regt. zu Friedrichsfeld b. Wesel
32		Henoumont, Karl	Hauptmann im 1. Rhein. Feldartillerie-Regt. Nr. 8; zurzeit im Generalstab in Berlin
33		Koch, Ferdinand	Dr. phil., Professor der Kunstgeschichte an der Universität Münster i. W.
34		Küster, Max	Oberlandesgerichtsrat in Düsseldorf
35		Liesegang, Franz Paul	Fabrikant in Düsseldorf
36		Luckey, Georg	Rechtsanwalt in Düsseldorf
37		Schneider, Gottlieb	Dr. jur., Rechtsanw. b. Oberlandesgericht in Düsseldorf
38		Stein, Paul	Bergassessor a. D., Bergwerksbesitzer in Recklinghausen
39		Westhaus, Wilhelm	Dr. jur., Rechtsanwalt b. Oberlandesgericht in Düsseldorf
40	**1893**	Askevold, Ingolf	Oberlehrer an der Oberrealschule II in Cassel
41		Gutersohn, Karl	verst. 1911 als Postinspektor in Küstrin
42		Hasenkamp, Adolf	Dr. jur., Privatdoz. f. Staatswissensch. i. Münster i. W.
43		Preyß, Siegfried	Dr. med., Leitender Arzt am Ev. Krankenh. i. Düsseldorf
44		Rothstein, Gustav	Direktor des Oberlyzeums in Minden
45		Ruckdeschel, Friedrich	verst. 1903 (durch Ertrinken) als Dr. phil., Oberlehrer in Gartz
46		Ruthemeyer, Hermann	Kaufmann in Duisburg
47		Schepers, Fritz	Dr. med., Marine-Oberstabsarzt in Kiel
48		Schulte-Denhard, Paul	verst. als Referendar in Tsingtau
49	**1894**	Deneke, William	verst. als Bankier in London
50		Deutsch, Eduard	Postinspektor beim Postamt 1 in Düsseldorf
51		Duesberg, Wilhelm	Dr. med., prakt. Arzt in Osterfeld (Kr. Recklinghausen)
52		Hagmann, August	Oberlehrer in Blankenese
53		Heiliger, Wilhelm	Dr. jur., Regierungsrat in Siegburg
54		Hintze, Eduard	Hauptmann u. Batteriechef im Hohenzollernschen Fußartillerie-Regt. Nr. 13 in Ulm
55		Klees, Max	Direktor u. Geschäftsführer der deutschen Stahlgemeinschaft in Düsseldorf
56		Kradepohl, Ludwig	Dr. med., Zahnarzt in Berlin
57		Levison, Wilhelm	Dr. phil., Außerordentl. Professor der Geschichte i. Bonn
58		Matthes, Christian	Dr. jur., Kaufmann in Düsseldorf
59		Müller, Max	
60		Munscheid, Wilhelm	Dr. jur., Staatsanwalt in Cöln-Marienburg
61		Petersen, Hermann	Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Lüdenscheid
62		Poensgen, Max	Dr. phil., Schriftsteller in Weimar
63		Putsch, Hans	Kaufmann in Düsseldorf
64		Reinhold, Hermann	Dr. med., prakt. Arzt in Benrath b. Düsseldorf

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
65	**1894**	Reinhold, Franz	Patentanwalt in Berlin
66		von Schmidt, Gerhard	Regierungsassessor in Merseburg
67		von Schwarze, Axel	Gerichtsreferendar; verst. 1900 als Einjährig-Freiwill.
68		Schwengers, Kurt	Korvettenkapitän beim Admiralstab der Marine i. Berlin
69		Spiegel von u. zu Peckelsheim, Raban	Oberförster in Haigerloch (Sigmaringen)
70		Steffens, Wilhelm	Postinspektor in Daressalam (Deutsch-Ostafrika)
71		Thomas, Emil	Pfarrer der evang. Gemeinde in Heisingen (Ruhr)
72		Sültenfuß, Paul	Dipl.-Ing. u. Architekt in Düsseldorf
73	**1895**	Barthelmeß, Karl	Bankdirektor in Düsseldorf
74		Breidenbach, Alfred	verst.; Dr. med. u. prakt. Arzt in Benrath
75		Conrad, Hermann	Kgl. Oberförster in Goslar a. Harz
76		Küster, Karl	Dr. jur., Regierungsassessor in Arnsberg i. W.
77		Masberg, Jakob	Realschuldirektor in Geisenheim
78		v. Massenbach, Reinhold	verst.; Referendar in Düsseldorf
79		Mommer, Albert	Pfarrer in Ligneuville b. Malmedy
80	**1896**	Buckendahl, Hermann	Ingenieur, Fachlehrer am Technikum in Hildburghausen (Thür.)
81		Conrad, Wilhelm	Hilfsprediger in Kaiserswerth; bald nach seiner Anstellung als Pfarrer verst.
82		Günther, Walter	Oberleutnant im Leibdragoner-Regt., 2. Großherzogl. Hessisches Nr. 24, in Darmstadt
83		Hennekeuser, Heinrich	verst. als stud. theol.
84		Karrenstein, Eugen	Dr. med., Stabsarzt im Brandenburgischen Pionier-Bataillon Nr. 3 in Spandau
85		Lührsen, John	Staatsanwalt in Hamburg
86		v. Massenbach, Hilmar	Dr. jur., Gerichtsassessor in Düsseldorf
87		Pröbster, Adolf	Notar in Elberfeld
88		Reinhold, Eduard	Ingenieur in Correio de Agendo im Staate Rio Grande do Sul (Brasilien)
89		Schmid, Johannes	Oberlehrer am Oberlyzeum in Düsseldorf; seit März d. J. beauftragt mit der kommissar. Verwaltung der Schulinspektorstelle Moers I
90		Stein, August	Kaufmann, Inhaber der Firma Gebr. Stein, Düsseldorf
91		v. Vietsch, Wilhelm	Dr. jur., Bezirksamtmann in Rehoboth (Deutsch-Südwestafrika)
92		Vogelsang, Ernst	Amtsrichter in Bad Homburg
93		v. Winterfeld, Adolf	verst.
94		Heine, Margarete	(Extraneerin), studierte alte Philologie
95	**1897**	Frings, Paul	Dr. jur., Rechtsanwalt in Düsseldorf
96		Grave, Walter	Dr. phil., Privatdozent an der Technischen Hochschule in Charlottenburg
97		Groos, Ludwig	Dr. jur., Rechtsanwalt in Düsseldorf
98		Hardwig-Lentz, Arthur	Fabrikant; in Firma Arthur Lentz & Co., Gießereimaschinenfabrik in Düsseldorf-Reisholz
99		Matthias, Max	Dr. jur., Beigeordneter der Stadt Düsseldorf
100		Möllhausen, Werner	Dr. med., prakt. Arzt u. Leiter des Sanatoriums in Oldesloe b. Hamburg

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
101	**1897**	Müller, Leo	Dr. phil., Bankbeamter (?)
102		Neef, Robert	Gerichtsassessor in Düsseldorf
103		vom Rath, Gustav	Regierungsassessor in Cöln
104		Sautter, Julius	Amtsrichter in Posen
105		Schiedges, Karl	Dr. jur., Rechtsanw.; verst. Ende Jan. 1912 i. Düsseldorf
106		Schluck, Emil	Oberingenieur der Vereinigten deutschen Nickelwerke in Schwerte
107		Simons, Arthur	Dr. med., Nervenarzt in Berlin
108		Wiese, Ernst	soll Geschichte und Geographie studiert haben
109		Herdiekerhoff, Ludwig	Amtsrichter in Pitschen (Oberschlesien)
110		Jäger, Walter	verst. als Gerichtsassessor in Düsseldorf
111		Potthoff, Paul	Leutnant a. D., Kaufmann in Brüssel
112		Schaffrath, Emil	hat Rechtswissenschaft studiert
113	**1898**	Böhmer, Ernst	Klaviervirtuos u. Komponist; Direktor der Musikakademie in Fargo (N.-D.), U. S. A.
114		Braun, Walter	Rechtsanwalt in Berlin
115		Braun, Ernst	Dr. med., Stabsarzt an der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin
116		Braunschweig, Leopold	Dr. jur., Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Düsseldorf
117		Firgau, Hermann	Kaufmann in Hamburg
118		Habermann, Theodor	Kathol. Religionslehrer in Odenkirchen
119		Hecker, Adolf	Oberleutnant im Feldartillerie-Regt. Nr. 7 in Düsseldorf
120		Hesse, Kurt	Bergassessor in Saarbrücken
121		Kamper, Walter	Redakteur der Frankfurter Zeitung in Frankfurt a. M.
122		Martini, Karl	Kaufmann in Düsseldorf
123		Metzener, Walter	Dr. phil., Chemiker in Charlottenburg
124		Neuenzeit, Max	Oberleutnant; zurzeit beim Fortifikationsdienst in Cöln
125		Reinhold, Oskar	Dr. jur., Rechtsanw. beim Oberlandesger. in Düsseldorf
126		Rütgers, Friedr. Adolf	Dr. jur., Gerichtsassessor in Cöln
127		Schimmelbusch, Karl	Dr. jur. utr. et phil., Gerichtsassessor in Düsseldorf
128		Schmidt, Hermann	Dr. jur. utr., Rechtsanwalt in Hannover
129		Schüz, Martin	Stadtpfarrer in Haigerloch (Sigmaringen)
130		Seebohm, Hermann	Direktor bei den Farbfabriken vorm. Bayer & Co. in Cöln-Nippes (zurzeit in New York)
131		Theobald, Ernst	Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Düsseldorf
132		Wagner, Fritz	Dr. phil., Oberlehrer am Reform-Realgymnasium in Wiesbaden
133		Winternheim, Rudolf	Dr. phil., Zahnarzt in Königsberg
134	**1899**	Ducker, Karl	Dr. jur, Landrichter in Duisburg
135		Friedrich, Hermann	Dr. jur., Schwedischer Konsul in Düsseldorf
136		von Hütz, Ludwig	Kgl. Preuß. Oberleutnant; zurzeit im 2. Württemberg. Dragoner-Regt. Nr. 26 in Stuttgart
137		Litt, Theodor	Dr. phil., Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Cöln
138		Rose, Eduard	Dr. med., Spezialarzt für Gynäkologie in Düsseldorf
139		Ulmann, Karl	verst. als stud. med.

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
140	**1899**	Volkmann, Hans	Regierungsbaumeister in Rüdesheim
141		Volkmann, Ernst	Dr. jur. et rer. polit., Regierungsassessor; Referent im Reichskolonialamt in Berlin
142		Wedell, Hans	Dr. jur., Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Düsseldorf
143		Becker, Robert	Kapitänleutnant in der Kaiserlichen Marine
144		Marioth, Karl	Kaufmann; Teilhaber der Firma C. Marioth & Co. in Düsseldorf
145		Poensgen, Albert	Gerichtsassessor in Berlin
146	**1900**	Barnstein, Friedrich	Pfarrer der evang. Gemeinde in Jüchen (Kr. Grevenbr.)
147		Brandt, Arnold	Kapitänleutnant auf S. M. S. „Thüringen"
148		Compes, Paul	Fabrikbesitzer in Düsseldorf
149		Felder, Walter	Kaufmann in Düsseldorf
150		Frings, Otto	Geistlicher Rektor in Düren
151		Hasenkamp, Georg	Dr. jur., Gerichtsassessor a. D. in Düsseldorf
152		Hellinghausen, Paul	Gerichtsassessor in Düsseldorf
153		Janssen, Kurt	Dr. jur., Regierungsassessor in Freienwalde a. Oder
154		Krusinger, Heinrich	Gerichtsassessor in Düsseldorf
155		Kuhring, Walter	Dr. phil., Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Cöln, verst. in Bonn am 27. Juli 1911
156		Langer, Oskar	verst. 1905 als Gerichtsreferendar
157		v. Monbart, Konrad	Regierungsassessor, Hilfsarbeiter i. Handelsministerium in Berlin
158		Oberloskamp, Paul	Dr. jur., Rechtsanwalt in Düsseldorf
159		Poensgen, Ernst	verst. als stud. med.
160		Preyer, Otto	Dr. jur., Landrichter in Elberfeld
161		Preyß, Walter	Fabrikant; Teilhaber der Aerowerke Düsseldorf-Oberkassel in Düsseldorf
162		Rothe, Ernst	Oberleutnant bei der Artillerie (?)
163		Theobald, Paul	Gerichtsassessor in M.Gladbach
164		Wagner, Max	Dr. phil., Oberlehrer am Gymnasium in Neuß
165	**1901**	Brücher, Paul	Dr. jur., Gerichtsassessor a. D. in Düsseldorf
166		David, Emmerich	Dr. theol., Repetent am Collegium Albertinum in Bonn
167		Görnemann, Walter	Bankbeamter in Berlin
168		Grawe, Max	Gerichtsassessor in Düsseldorf
169		Lindemann, Max	Gerichtsassessor in Düsseldorf
170		Osberghaus, Max	Dr. jur., Amtsrichter in Posen
171		Schöning, Eduard	Dr. med., Spezialarzt für Chirurgie und Frauenkrankheiten, Abteilungschef am St.-Johanns-Hospital in Hamborn
172		Weise, Walter	Rechtsanwalt in Düsseldorf
173		Wolff, Hans	Dr. jur., Regierungsassessor und Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern in Berlin
174	**1902**	Bleier, August	Pfarrer der evang. Gemeinde in Grevenbroich b. Neuß
175		Bonnekamp, Paul	Dr. jur., Gerichtsassessor in Mülheim a. d. Ruhr
176		Eckertz, Erich	Schriftsteller in Düsseldorf
177		Fuchs, Gustav	Dipl.-Ingenieur in Danzig

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
178	**1902**	Hecker, Paul	Reg.-Baumeister des Eisenbahn-Maschinenbaufaches in Düsseldorf (im Kgl. Eisenbahn-Maschinenamt)
179		Heyderhoff, Julius	Dr. phil., Privatgelehrter in Düsseldorf
180		Heynen, Richard	Dr. jur., Kaufmann in Düsseldorf
181		Lellmann, Friedrich	
182		Müller, Wilhelm	
183		Poensgen, Hermann	verst. 1907 in Ägypten als stud. phil.
184		Real, Eduard	Dr. phil., Wissenschaftlicher Hilfslehrer am Realgymnasium Rethelstr. in Düsseldorf
185		Stoessel, Hans	Kaufmann in Düsseldorf
186		Wiens, Erich	Dr. phil., Vertreter der Kölnischen Zeitung in Brüssel
187		Wirtz, Hans	Dr. jur., Rechtsanwalt in Barmen
188		Hasenjäger, Heinrich	Dr. jur., Regierungsassessor in Oppeln
189		Volkmann, Karl	Dr. phil, Dipl.-Ingenieur, Chemiker am Städt. Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerk in Düsseldorf
190		Willems, Bernhard	Dr. phil., Oberlehrer am Kgl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Trier
191		Wülfing, Eugen	Gerichtsassessor in Düsseldorf
192	**1903**	Backes, Andreas	Kaplan in Cöln
193	Zötus A	Capito, Hans	verst. in Kairo 1908
194		Fleischhauer, Karl	Gerichtsassessor in Düsseldorf
195		Grieving, Hermann	Gerichtsassessor in Düsseldorf
196		Grillo, Max	Kaufmann in Oberhausen
197		Haniel, Franz Hugo	Dr. jur., Kaufmann; Teilhaber der Firma Haniel&Lueg in Düsseldorf
198		Haniel, Rudolf	Kaufmann in Düsseldorf
199		Hasenclever, Walter	Dr. jur., Gerichtsassessor in Düsseldorf
200		Heilenbeck, Wilhelm	Dr. jur., Gerichtsassessor in Düsseldorf
201		Klausener, Erich	Dr. jur. et rer. pol., Regierungsassessor in Neustadt (Oberschlesien)
202		Riedick, Otto	Referendar a. D.; studiert Medizin in Freiburg i. B.
203		Opderbeck, Fritz	verst. (bald nach dem Abiturientenexamen)
204		Schadow, Walter	Dr. phil., Oberlehrer am Gymnasium in Wesel
205		Scheffer, Paul	Privatgelehrter; studiert Philosophie und Literatur in Berlin
206		Schmidt, Hans	Dr. med., prakt. Arzt in London
207		Schubert, Johannes	Dr. phil., Archivassistent in Düsseldorf
208		Schulte, Hermann	Kaufmann in Berlin
209		Seiffert, Gustav	Dr. med., prakt. Arzt in Bremen
210		Wolff, Fritz	Dr. jur., Gerichtsreferendar in Düsseldorf
211	Zötus B	Albert, Werner	Cand. ing. an der Techn. Hochschule in Charlottenburg
212		Boß, Erich	Kaufmann in Düsseldorf
213		Fusbahn, Johannes	Dr. jur., Justitiar der Firma Dr. C. Otto & Co. in Dahlhausen a. d. Ruhr
214		Haniel, Alfred	Dr. jur., Fabrikbesitzer in Düsseldorf
215		Hilger, Arnold	Dipl.-Ingenieur bei der Firma Siemens-Schuckert-Werke in Berlin

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
216	**1903**	Honigsheim, Paul	Dr. phil. in Heidelberg
217	Götus B	Kalkuhl, August	Oberlehrer am Gymnasium in Görlitz
218		Keller, Johannes	Divisionspfarrer in Rastatt
219		Kemperdick, Wilhelm	Dr. jur., Rechtsanwalt in Düsseldorf
220		Meißner, Hans	Dr.-Ing., Dipl.-Ing.; zurzeit in Bombay (Indien)
221		Scheffer, Ralf	Regierungsassessor in Hoyerswerda (Reg.-Bez. Liegnitz)
222		Schill, Adolf	Dr. phil. in Düsseldorf
223		Thielen, Rudolf	Bankbeamter in Düsseldorf
224		Zapp, Ernst	Dr. phil., Astronom an der Sternwarte München
225	**1904**	Bechstein, Johannes	Dr. jur., Rechtsanwalt in Düsseldorf
226		Becker, Hermann	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
227		Burghartz, Heinrich	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
228		Garschagen, Otto	Hilfsprediger in Immigrath
229		Geissel, Emil	Kaufmann; in Firma Röhren- u. Eisenblechwalzwerk Grillo & Funke in Schalke; wohnt in Gelsenkirchen
230		Gericke, Bernhard	Kaufmann in Düsseldorf
231		Kubatz, Alfred	Dr. phil., Syndikus in Berlin
232		Langen, Emil	Regierungsreferendar; im Aufsichtsrat der Maschinenfabrik Grevenbroich, Grevenbroich b. Neuß
233		Litterscheidt, Ferdinand	Kaplan und Religionslehrer in Grevenbroich
234		Luyken, Adolf	Hilfsprediger in Heisingen b. Werden a. d. Ruhr
235		Roerig, Matthias	Vikar in Heisingen b. Werden a. d. Ruhr
236		Sandgathe, Franz	Dr. phil., Wissenschaftlicher Hilfslehrer am Kgl. Hohenzollern-Gymnasium in Düsseldorf
237		Schloten, Wilhelm	
238		Theegarten, Felix	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
239		Wehberg, Hans	Dr. phil., Gerichtsreferendar in Düsseldorf
240		Zimmermann, Hermann	Kandidat des höheren Schulamts am Realgymnasium in Lennep
241	**1905**	Althaus, Friedrich	Dr. jur., Kaufmann in London
242		Bassen, Hans	Regierungsbauführer in Elberfeld
243		Burchardi, Karl	Dr. jur., Gerichtsreferendar in Düsseldorf
244		Daubenspeck, Georg	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
245		Endell, Kurt	Dr. phil., Privatgelehrter in Berlin-Halensee
246		Fleischhauer, Kurt	Dr. med., Assistenzarzt in Heidelberg
247		Heuser, Paul	Zahnarzt in Essen
248		Hueck, Eduard	Kaufmann in Lüdenscheid
249		Kayser, Willi	Kandidat des höheren Schulamts am Städt. Gymnasium zu Elberfeld
250		Kehl, Werner	Gerichtsreferendar am Kgl. Amtsgericht in Düsseldorf
251		Krekeler, Heinrich	Dipl.-Ingenieur; zurzeit Betriebsleiter der Firma Haniel & Lueg auf dem Kalisalzbergwerk Moltkeshall (Zielitz, Kr. Wolmirstadt)
252		Poensgen, Helmut	Dr. phil., Referendar a. D.; Nationalökonom in Cöln
253		Schroeder, Friedrich	Pfarramtskandidat in Rheydt
254		Schulte, Paul	Kaufmann in Düsseldorf
255		Seul, Heinrich	Gerichtsreferendar; zurzeit am Oberlandesger. in Cöln

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
256	**1905**	Strater-aus der Fuente, Hans	Dr. phil., geprüfter Kandidat des höheren Schulamts in Düsseldorf
257		Beckhaus, Rudolf	Leutnant u. Adjutant im Berg. Feldartillerie-Regt. Nr. 59 in Cöln
258		Heimendahl, Richard	Dr. jur., Gerichtsreferendar in Düsseldorf
259		Simon, Kurt	Gerichtsreferendar; zurzeit in Hamburg
260		Zillkens-Peiffhoven, Jos.	Dr. jur., Gerichtsreferendar in Düsseldorf
261	**1906**	Brockhoff, Otto	Dipl.-Ing. in Charlottenburg
262		Frank, Kurt	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
263		Kapp, Ernst	Dr. phil. in Bork a. d. Lippe
264		Kehl, Gustav	Kaufmann in Bradford (Yorkshire, England)
265		Keuper, Erich	Dr. med., Assistenzarzt am Städt. Krankenhaus am Urban in Berlin S.
266		Klein, Konrad	Pfarrer an der evang. Gemeinde Mettmann
267		Marten, Karl	Hilfsgeistlicher an der Kgl. Hof- und Garnisonkirche in Potsdam
268		Niedick, Wilhelm	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
269		Reinke, Fritz	
270		Roth, Udo	Bergreferendar im Bezirk der Bergwerksinspektion Halle a. S.
271		Rütgers, Kurt	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
272		Treidel, Isidor	Referendar am Oberlandesgericht in Cöln
273		Wülfing, Friedrich	Dr. jur., Gerichtsreferendar in Düsseldorf
274		Zeiß, Adam	Dr. med.; zurzeit Einjährig-Freiwilliger Arzt am Garnisonlazarett in Minden a. W.
275		Coßmann, Heinrich	Dr. jur., Gerichtsreferendar am Kgl. Amtsgericht zu M.Gladbach
276		von Rohden, Friedrich	Dr. med. in Freiburg i. B.
277		Schauinsland, Werner	Gerichtsreferendar in Magdeburg
278	**1907**	Bastgen, Peter	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
279	Zötus A	Burberg, Wilhelm	Chemiker an der Landwirtschaftl. Versuchsstation in Münster i. W.
280		Haas, Herbert	Dr. jur., Gerichtsreferendar in Düsseldorf
281		Hanke, Johannes	Hilfsprediger in Eckardtsheim (Regierungs-Bezirk Minden)
282		Kittel, Georg	studiert Theologie in Halle a. S.
283		Klausener, Bruno	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
284		Markmann, Kurt	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
285		Meyberg, Wilhelm	Cand. ing. an der Techn. Hochschule in Charlottenburg
286		Nehl, Friedrich	Dr. med., Medizinal-Praktikant an der Universitäts-Augenklinik in Rostock
287		Peter, Wilhelm	Bankbeamter in Düsseldorf
288		Schreinder, Otto	zurzeit in Neuruppin
289		Steenaerts, Peter	Dr. med., Medizinal-Praktikant in Freiburg i. B.
290		von den Steinen, Karl	Cand. ing. an der Techn. Hochschule in Charlottenburg
291		Westip, Paul	Kandidat des höheren Schulamts in Düsseldorf

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
292	**1907** Zötus A	Zichner, Arthur	Regierungsbauführer bei der Ministerial-Baukommission Berlin, in Charlottenburg
293	Zötus B	Blank, Siegfried	Referendar a. D., Kaufmann in Düsseldorf
294		Döhmer, Paul	Kaufmann in Düsseldorf
295		Fehr, Karl	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
296		Giesen, Paul	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
297		Goldschmidt, Iwan	Kaufmann in Düsseldorf
298		Hegel, Hermann	Cand. phil. in Düsseldorf
299		Janssens, Alphons	Vikar in Beeck (Reg.-Bez. Aachen)
300		Krüll, Ludwig	Vikar in Brühl b. Cöln
301		Lohmann, Friedrich	Dr. jur., Gerichtsreferendar in Coblenz
302		Löser, Otto	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
303		Schmitz, Karl	Cand. phil. in Düsseldorf
304		Schulte, Nikos	Gerichtsreferendar in Würzburg
305		Zimmermann, Erich	Dr. phil., Lehrer an der Riverdale Country School in Riverdale on Hudson, New York
306		Koppel, Max	Dr. med., Medizinal-Praktikant an der Klinik des Prof. Czerny in Straßburg i. E.
307	**1908**	Coenen, Paul	Dr. jur. in Odenkirchen, besucht zurzeit die Spinnerschule in Reutlingen
308		Hillebrecht, Hermann	verst. 1908 als Marinebaueleve währ. seines Dienstjahres
309		Hölck, Ernst	Kaufmann in Rio de Janeiro
310		Hövelmann, Joseph	Cand. theol.
311		Hüllstrung, Kurt	Kaufmann in Düsseldorf
312		Metz, Theodor	Dr. der Staatswirtschaft in München
313		Platzbecker, Paul	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
314		Poensgen, Johannes	Gerichtsreferendar; zurzeit auf einer Weltreise
315		Schumacher, Karl	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
316		Steinrück, Hans	Cand. med. in München
317		Stinshoff, Otto	Cand. jur. in Ratingen
318		Volkmann, Oskar	Kaufmann; Vertreter der Firma Bayersche Farbwerke in Batavia (Java)
319	**1909**	v. Aschеberg, Eberhard	besucht nach fast vierjähriger Ausbildung in zwei größeren Firmen die Handelshochschule in Berlin
320		Balg, Arwid	studiert Rechtswissenschaft in Berlin
321		Canter, Karl	Cand. jur. in Düsseldorf
322		Fichtner, Hans	Zollpraktikant in Isselberg (Kr. Rees); wohnt in Isselberg-Anholt
323		Hasenclever, Reinhard	Cand. phil. in Bonn
324		Hauptmann, Wilhelm	studiert Rechtswissenschaft in Bonn
325		Heimendahl, Konrad	studiert an der Handelshochschule Berlin
326		Hoffmann, Theodor	Scholastiker am S.J. in Valkenberg b. Aachen (Holland)
327		Pungs, Erich	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
328		Schulte, Eduard	Dr. jur. in Düsseldorf
329		Siegen, Friedrich	verst. als Studierender der Rechtswissensch. 1912 i. Bonn
330		Simons, Herbert	studiert Geologie in Charlottenburg
331		Take, Friedrich	genügt nach bestandenem theol. Examen seiner Militärpflicht in Münster i. W.

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
332	**1909**	Volkmann, Manfred	Gerichtsreferendar; zurzeit Einjährig-Freiwilliger im Fußartillerie-Regt. Nr. 7 in Cöln
333		Wilms, Erich	Cand. jur. in Bonn
334		Kittel, Max	Leutnant im Inf.-Regt. Nr. 106 in Leipzig
335		Richartz, Heinrich	Cand. med. in Leipzig
336		Wiedenhofen, August	Dr. phil., Kandidat des höh. Schulamts in Düsseldorf
337		Brockhoff, Franz	Cand. jur. in Bonn
338	**1910**	Cürten, Karl	Cand. med.; zurzeit Einjährig-Freiwilliger im 2. Oberelsässischen Feldartillerie-Regt. Nr. 51 in Straßburg
339		Ecke, Karl	Kaufmann in Düsseldorf
340		Eglinger, Reinhard	Cand. jur. in Bonn
341		Eitel, Joseph	studiert Nationalökonomie in München
342		Franzes, Leonhard	Cand. phil. in Bonn
343		Fritsch, Georg	Cand. jur. in Bonn
344		Haas, Wilhelm	Cand. jur. in Bonn
345		Kiep, Reinhold	Leutn. b. Eisenbahn-Regt. Nr. 2 in Berlin-Schöneberg
346		Langer, Helmut	studiert Philologie in Bonn
347		von Meyer, Robert	Cand. jur. in Bonn
348		von Napolski, Fritz	Cand. jur. in Bonn
349		Neese, Alfred	Cand. jur. in Leipzig
350		Opderbecke, Hans	Cand. jur. in Bonn
351		Wessoly, Georg	Mitglied des Dominikanerordens in Breslau (?)
352		Bertram, Kurt	Cand. jur. in Bonn
353		Ihsen, Heinrich	Cand. med.; Einjährig-Freiwilliger im 19. Bayerischen Inf.-Regt. in Erlangen
354		Schmitz, Heinrich	studiert Landwirtschaft in Bonn
355	**1911**	Barnstein, Ernst	„ Theologie in Halle a. S.
356	Zötus A	Bastgen, Philipp	„ Rechtswissenschaft in Bonn
357		Groß, Peter	„ Chemie in Bonn
358		Koch, Herbert	„ Mathematik u. Naturwissenschaften in Bonn
359		Offer, Theodor	„ Medizin in Heidelberg
360		Roth, Richard	Leutnant im Inf.-Regt. Nr. 73 in Hannover
361		Schumacher, Friedrich	studiert Philologie in Leipzig
362		Spilker, Arnold	„ Bauingenieurfach an der Techn. Hochschule zu Darmstadt
363		Steffens, Karl	wird Veterinäroffizier; studiert in Berlin
364		Wallraff, Helmut	studiert Medizin in Rostock
365		Wever, Friedrich	„ Rechtswissenschaft in Bonn
366		Wirtz, Heinrich	„ Rechtswissenschaft u. Geschichte in Bonn
367	Zötus B	Aries, Wilhelm	„ Rechtswissenschaft in Halle a. S.
368		Besse, Johannes	„ Philologie in Leipzig
369		Brandt, Heinrich	„ Philologie in Kiel
370		Bröckelschen, Otto	„ Theologie in Bonn
371		Keeser, Eduard	„ Medizin in Bonn
372		Mittag, Arnold	„ Rechtswissenschaft in Bonn
373		Schmitz, Karl	„ Philologie in Bonn
374		Steffens, Gustav	„ Rechtswissenschaft in Bonn

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
375	Zötus B	Volkmann, Richard	studiert Philologie in München
376	**1912** Zötus A	Brockhoff, Georg	widmet sich dem Ingenieurberuf; zurzeit Einjährig-Freiwilliger im Feldartillerie-Regt. Nr. 58 in Minden
377		Burghard, Karl	studiert Medizin in Bonn
378		Clouth, Hans	Kaufmann in Düsseldorf
379		Figge, Karl	studiert Medizin in Bonn
380		Franzen, Karl	„ Philologie in Berlin
381		Haas, Rudolf	„ Rechtswissenschaft in München
382		Herting, Detlef	„ „ in Marburg a. L.
383		Klie, Max	Kaufmann in Düsseldorf
384		Mendel, Richard	studiert Rechtswissenschaft in München
385		Schrakamp, Franz	„ „ in Bonn
386		Schwinges, Joseph	„ „ in Freiburg i. B.
387		Sieburg, Fritz	„ Philologie in München
388		Zillessen, Robert	Kaufmann; zurzeit Einjährig-Freiwilliger im Inf.-Regt. Nr. 68 in Coblenz
389	Zötus B	Alberts, Otto	studiert Mathematik u. Naturwissenschaften in Bonn
390		von Burgsdorff, Joachim	„ Forstfach; zurzeit Einjährig-Freiwilliger im Ulanen-Regt. Nr. 5 in Düsseldorf
391		Dombrowsky, Wilhelm	„ Rechtswissensch. u. Nationalökonomie in Bonn
392		Güttler, Ludwig	„ Medizin in Bonn
393		Hamacher, August	„ Theologie in Bonn
394		Heufer, Paul	„ Germanistik u. Geschichte in München
395		Hostenkamp, Heinrich	„ Theologie in Bonn
396		Langsdorff, Hans	Fähnrich zur See in Mürwick
397		Pfalz, Willibald	studiert Medizin in Bonn
398		Schubert, Walter	„ Philosophie
399		Simons, Hugo	„ Rechtswissenschaft in München
400		von den Steinen, Paul	„ Medizin in Freiburg
401		Stinshoff, Ludwig	„ Rechtswissenschaft in München
402		Stinshoff, Robert	„ „ „ „
403		Voigt, Otto	„ „ in Rostock
404		Louis, Franz	Kaufmann in Düsseldorf
405	**1913**	Günther, Bernhard	studiert Theologie in Tübingen
406		Hennicke, Karl	wird Kaufmann in Düsseldorf
407		Hennig, Walter	„ „ in Marseille
408		Lasch, Karl Hermann	studiert Medizin auf der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin
409		Marcks, Albert	„ Rechtswissenschaft in Bonn
410		Müller, Heinrich Ignat.	„ Theologie in Bonn
411		Pistorius, Eduard	„ Philologie in Tübingen
412		Poensgen, Siegfried	„ Medizin in Bonn
413		Reinhardt, Erich	„ Theologie in Marburg a. L.
414		Schloßmann, Hans	„ Medizin auf der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin
415		Vits, Hans	„ Theologie in Halle a. S.

2. Am Realgymnasium.

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
1	**1889**	Bernsau, Emil	Regierungs- u. Baurat bei den Kgl. Eisenbahnwerkstätten in Witten a. d. Ruhr
2		Geiersbach, Hermann	Oberpostinspektor in Oppeln
3		Hagedorn, Otto	Kaufmann in Tourcoing (Frankreich)
4		Siebel, Werner	Fabrikbesitzer in Düsseldorf
5		Stein, Heinrich	Reichsbankkassierer in Essen a. d. Ruhr
6	**1890**	Asbeck, Hans	Landessekretär in Düsseldorf
7		Schumacher, Wilhelm	Regierungsbaumeister in Cöln
8	**1891**	Fagerlin, Henry	studierte Philosophie; verst. 1892 oder 1893
9		Jaeger, Kurt	verst.; Oberleutnant der Artillerie
10		Lankhorst, Karl	Kaufmann in Düsseldorf
11	**1892**	Cramer, Julius	Dr. phil., Kgl. Seminardirektor in Ratingen
12		Heye, Walter	Rittergutsbesitzer in Eppinghofen b. Neuß
13	**1893**	Beykirch, Joseph	Dr. phil.; zurzeit am Pädagogium in Filehne (Reg.-Bez. Bromberg)
14		Bockmühl, Eduard	
15		Brewitt, Walter	Dipl.-Ingenieur in Essen a. d. Ruhr
16		Junkermann, Hans	Hauptmann im Inf.-Regt. Nr. 63 in Oppeln
17		Lankhorst, Oskar	verst. 1896 in Düsseldorf; als stud. ing.
18		Simonis, Hugo	Dr., Prof. a. d. Kgl. Techn. Hochschule in Charlottenburg
19	**1894**	Clason, Rudolf	Ingenieur bei der Firma Krupp in Essen
20		Gottschalk, Georg	Major in Konstantinopel-Pera
21		Grunewald, Fritz	Professor an der Kgl. Techn. Hochschule in Aachen
22		Lieber, Max	Dr.-Ing., Leiter der „Düsseldorfer Bronzebildgießerei G. m. b. H."
23		von der Mühlen, Otto	Regierungsbaumeister a. D.
24	**1895**	Bicheroux, Max	Fabrikbesitzer in Herzogenrath b. Aachen
25		Buchhorn, Josef	Chefredakteur d. Wochenschrift „Der Guckkasten", Steglitz
26		Clouth, Walter	Telegraphen-Inspektor im Telegraphen-Versuchsamt in Berlin
27		Haardt, Hans	Kaufmann in Kettwig a. d. Ruhr
28		Hartmann, Ernst	Oberpostpraktikant im Telegraphenversuchsamt, Berlin
29		Mühe, Joseph	Geistlicher Rektor am Elisabethkloster und Kanzleidirigent am Generalvikariat zu Cöln
30		Scheidt, Max	Ingenieur der Maschinenfabrik von A. Borsig in Berlin-Tegel
31		Vormann, Heinrich	verst. 1897 als stud. ing.
32	**1896**	Daelen, Walter	Hüttendirektor in Swansea, Süd.-Wales (England)
33		Kober, August	Oberpostsekretär in Salzwedel
34		Kukuk, Paul	Bergassessor, Geologe der Westfälischen Berggewerkschaftskasse in Bochum
35	**1897**	Bergmann, Werner	Regierungsbaumeister b. d. Eisenbahndirekt. Halle a. S.
36		Böker, Erich	Bergassessor, Hilfsarbeiter bei der Kgl. Geolog. Landesanstalt in Berlin-Halensee
37		Kerschkamp, Walter	Dr. phil., Oberpostpraktikant; zurzeit am Telegraphenversuchsamt in Berlin

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
38	**1897**	Mittelsiensiepen, Erich	Fabrikbesitzer in Düsseldorf-Rath
39		Wolferts, Paul	Bürgermeister in einem Eifelort (?)
40	**1898**	Blau, Max	Dipl.-Ingenieur, Bergwerksdirektor a. D.
41		Helffrich, Wilhelm	Akademisch gebildeter Mittelschullehrer in Zeitz (Prov. Sachsen)
42		Hochstrate, Karl	Berginspektor bei der Kgl. Berginspektion IX zu Friedrichsthal a. d. Saar
43		Schlösser, Paul	Dr.-Ing., Oberingenieur u. stellvertr. Betriebsdirektor des Georgs-Marien-Bergwerks- u. Hütten-Vereins in Osnabrück
44		Take, Emil	Dr. phil., Privatdozent für Physik u. physikalische Technik an der Universität Marburg a. L.
45	**1899**	Hochstrate, Heinrich	Bergassessor, Hilfsarbeiter beim Bergrevier West-Essen in Essen a. d. Ruhr
46		Losenhausen, Paul	Dr. jur., Gerichtsassessor in Aachen
47		Mertins, Walter	Oberlehrer am Gymnasium in Hagen
48		Siebert, Werner	Dr. phil., Dipl.-Chemiker in Düsseldorf
49		Türck, Paul	Regierungsbaumeister des Maschinenbaufachs, Charlottenburg
50		Wallich, Joseph	Dipl.-Ingenieur und Redakteur der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure in Berlin.
51		Winkhaus, Kurt	Dipl.-Ingenieur bei der Firma Société Anonyme „Le Titan Anversois" in Antwerpen
52		vom Dorp, Arthur	Dr. phil., Chemiker
53		Schmitz, Leonhard	Dr. phil., Chemiker der Gebr.-Körting-Aktiengesellschaft in Hannover-Linden
54		Mangold, Erich	Regierungsbaumeister; zurzeit bei der Stadtverwaltung Crefeld beschäftigt
55	**1900**	Böhmer, Gustav	Regierungsbaumeister des Wasserbaufachs i. Düsseldorf
56		Erbach, Rudolf	Dipl.-Ingenieur bei der Germaniawerft der Firma Krupp in Kiel
57		Hausmann, Franz	Dr. jur., Gerichtsassessor in Düsseldorf
58		Senff, Eduard	Dr. jur. et rer. pol., Fabrikant in Düsseldorf
59		Steinfeld, Felix	Dr. jur., Gerichtsassessor, zurzeit bei der Stadtverwaltung Duisburg; wohnt in Düsseldorf
60		Tigler, Hermann	Fabrikdirektor der Maschinenbau-Aktiengesellschaft Tigler in Duisburg-Meiderich, wohnt in Angermund
61	**1901**	Emmel, Kurt	
62		Kerschkamp, Alfons	Bankprokurist in Münster i. W.
63		Koppel, Rudolf	verst. im Frühjahr 1911 als Assistent a. d. Kinderklinik in Bonn
64		Müller, Siegfried	Kaufmann in Duisburg
65		v. Schwarze, Horst	Dipl.-Ingenieur, Betriebsingenieur des Hochofenwerkes zu Georgs-Marienhütte; wohnt in Osnabrück
66		Bergmann, Arthur	Angestellter bei einer deutschen Hochbaugesellschaft in Montevideo (?)
67		Brüggemann, Alfred	Dr. med., Assistenzarzt an der Ohren-, Nasen- und Hals-Klinik in Gießen

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
68	**1901**	Rübenstrunk, Ernst	Dr. phil., langjähriger Assistent an geologischen Instituten; jetzt Kand. des höheren Schulamts am Kgl. Gymnasium in Quedlinburg a. H.
69		Siebert, Erich	verst. 1904
70	**1902**	Bicheroux, Ernst	Kaufmann in Düsseldorf
71		Bösenberg, Heinrich	Dipl.-Ing. bei dem Stahlwerksverband in Düsseldorf
72		Dahl, Werner	Leutnant a. D., Bankier in Düsseldorf
73		Holzamer, Eduard	Dr. phil., Oberlehrer in Hamm i. W.
74		Joseph, Alfred	Dr. med., prakt. Arzt in Düsseldorf-Rath
75		Metz, Iwan	Dipl.-Ingenieur beim „Kabelwerk Oberspree" in Oberschöneweide b. Berlin
76		Thiede, Konrad	
77		Unterhoessel, Friedrich	Bergingenieur auf Sumatra
78		Wuppermann, Hermann	Inhaber des Emaillier-Stanzwerks in Pinneberg bei Altona
79		Wurm, Erich	Kaiserl. Marinebaumeister in Wilhelmshaven
80	**1903**	Adam, Bruno	Dr. phil., Oberlehrer in Delmenhorst
81		de Bary, Karl	Kaufmann b. d. Fa. Lubricating-Oil-Co. in London
82		Busch, Ferdinand	Kaufmann in Düsseldorf
83		Hillebrecht, Max	Kaiserl. Marinebaumeister in Danzig
84		Wesselhoeft, Alfred	verst. als Student der Medizin 1904 in Düsseldorf
85		Wuppermann, Georg	Betriebsassistent bei den Elektrizitätswerken u. Chem. Fabriken in Wolkramshausen, Kleinfurre b. Nordhaus.
86	**1904**	Blome, Hermann	Dr.-Ing., Betriebsingenieur im Hochofenbetrieb der Rombacher Hüttenwerke in Rombach (Lothr.)
87		Haniel, Kurt	Dr. phil., Geologe in Bonn
88		Heyne, Georg	Kaufmann in Düsseldorf
89		Lisner, Oskar	Gerichtsassessor beim Amtsgericht Opladen; zur Stadtverwaltung Oberhausen beurlaubt
90		Rauhe, Karl	Dr. der Nationalökonomie in Düsseldorf; verst. Ende April 1913
91		Sondermann, Arthur	Kaufmann in Gummersbach
92		Kleinkemm, Hugo	Dr. phil., Oberlehrer an der deutschen Schule in Johannesburg (Transvaal)
93		Wevers, Karl	Schriftsteller in Düsseldorf
94	**1905**	Dücker, Wilhelm	Dipl.-Ingenieur, Teilhaber u. Leiter der Betonbaugesellschaft Dücker & Co. in Düsseldorf
95		Haardt, Ernst	Regierungsbauführer in Duisburg-Ruhrort
96		Haumann, Otto	Kaufmann; in Firma Kumerlé in Brandenburg a. H.
97		Hempelmann, Heinrich	Dipl.-Ingenieur; zurzeit Assistent in der Abteilung für Maschineningenieurwesen a. d. Techn. Hochschule zu Aachen
98		Jesinghaus, Karl	Dr. phil., Professor für Philosophie u. Naturwissenschaften an der Universität in Buenos Aires (Argent.)
99		Köditz, Fritz	Dr. phil., Oberlehrer a. Realgymnas. i. Gummersbach
100		Liell, Joseph	Dipl.-Ingenieur, erster Assistent an der Kgl. Technischen Hochschule in Charlottenburg

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
101	**1905**	Meißner, Ludwig	Dipl.-Ingenieur in Berlin
102		Meier, Friedrich	Dr. jur., Gerichtsreferendar; zurzeit in Berlin
103		Neddermann, Adolf	Gerichtsreferendar bei der Staatsanwaltschaft i. Düsseldorf
104		Pieper, Wilhelm	Diplom-Bergingenieur in Berlin
105		Tönnesmann, Paul	Gerichtsreferendar in Stettin
106		Vorster, Hans	Bergreferendar beim Kgl. Oberbergamt in Bonn
107	**1906**	Grubert, Georg	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
108		Martin, Friedrich	verst. als Cand. med. etwa 1909
109		Poensgen, Friedrich	Dr. med., Medizinal-Praktikant in München
110		Schulte, Ernst	Bergreferendar; zurzeit in Goslar
111		Sondermann, Erich	Gerichtsreferendar in Cöln-Lindenthal
112		Steltmann, Albert	Lehrvikar in Uerdingen a. Rh.
113		Degode, Wilhelm	Kaufmann in Oldenburg
114		Jäger, Rolf	Dr. jur., Referendar am Oberlandesgericht in Düsseldorf
115	**1907**	Dörken, Albert	Dr. jur., Referendar; zurzeit Direktorial-Assistent bei der Vereins-Versicherungsbank f. Deutschland, Düsseldorf
116		Erbslöh, Siegfried	Kaufmann in Toronto (Kanada)
117		Freundlich, Erich	Dipl.-Ingenieur in Düsseldorf
118		Groß-Selbeck, Wilhelm	Dr. phil., Assistent am Chem. Institut in Marburg a. L.
119		Hammers, Oskar	Dr. phil., Seminarkandidat am Realgymnasium in Essen a. d. Ruhr
120		Haus, Walter	Beamter an der Berg.-Märk. Bank in Düsseldorf
121		Jesinghaus, Walter	Dr. phil., bereitet sich auf die akademische Laufbahn in Leipzig vor
122		Lehnartz, Otto	Dr. phil., Mitglied des Kgl. Pädagog. Seminars am Städt. Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf, Klosterstr. 7
123		Marx, Paul	Dr. jur., Regierungsreferendar in Düsseldorf
124		Preuß, Wilhelm	Cand. jur. in Bonn
125		Pungs, Wilhelm	Dr. phil., Chemiker in Freiburg i. B.
126		Schaelicke, Max	Kaufmann; vorher Einjähr.-Freiw. im Niederrh. Füsilier-Regt. Nr. 39 in Düsseldorf
127		Tönnesmann, August	verst. 1909 als Studierender des Maschinenbaufaches in Dresden
128		Wiesner, Paul	Probekandidat an der Oberrealschule in M.Gladbach
129		Zander, Max	Apotheker in Zofingen (Schweiz)
130	**1908**	Beckmann, Paul	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
131		Gebhardt, Karl	Kandidat des höheren Schulamts in Bonn
132		Gutersohn, Karl	Dr. phil. in Kiel
133		Haas, Waldemar	Dr. jur. Gerichtsreferendar in Düsseldorf
134		Heimendahl, Herbert	studiert Staatswissenschaft in Berlin
135		Howe, Erich	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
136		Keim, Heinz Wilhelm	Dr. phil. in Düsseldorf
137		Krebs, Karl	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
138		Mades, Rudolf	

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
139	**1908**	Pauli, Franz	Dr. phil., Kandidat des höheren Schulamts auf Schloß Bischofstein bei Lengefeld unterm Stein, Eichsfeld
140	**1909**	Baetz, Wilhelm	
141		Ballauf, Werner	Leutnant im Ulanen-Regt. Nr. 11 Graf Haeseler in Saarburg
142		Barmann, Karl	Gerichtsreferendar in Düsseldorf
143		Ehringhaus, Arthur	Cand. rer. nat.; zurzeit Assistent a. Mineralogischen u. Petrographischen Institut in Göttingen.
144		Erbslöh, Otto	Kaufmann u. Studierender d. Staatswissenschaft i. Berlin
145		Grünter, Rainer	Cand. phil. in Bonn
146		Hamm, Siegmund	Cand. phil. in Bonn
147		Hasbach, Karl	Cand. phil. in Bonn
148		Kraus, Friedrich	studiert Bergfach in Aachen
149		Neubauer, Karl	„ Nationalökonomie in Münster i. W.
150		Pieper, Otto	Kaufmann; zurzeit Studierender an der Handelshochschule in Cöln
151		Schulte, Gerhard	studiert Ingenieurfach in Dresden
152		Weßling, Walter	„ Philologie in Bonn
153	**1910**	Espenhahn, Friedrich	„ Bergfach in Aachen
154		Kühn, Heinrich	Leutnant im Inf.-Regt. Nr. 56 in Bielefeld
155		Petri, Walter	Leutnant im Inf.-Regt. Nr. 65 in Cöln
156		Plaßmann, Hermann	studiert Rechtswissenschaft in Bonn
157		Sack, Helmut	„ Medizin in München
158		Schumacher, Hans	„ „ „ „
159		Theberat, Hans	„ Chemie an der Techn. Hochschule in Karlsruhe
160		Wagner, Alfons	„ „ u. Hüttenbau in Aachen
161		Weithöner, Richard	„ „ an der Techn. Hochschule in Karlsruhe
162		Wirtz, Franz	Cand. med. in München
163	**1911**	Budde, Wilhelm	studiert Philologie in Heidelberg
164		Clauß, Otto	„ Rechtswissenschaft in Bonn
165		Gräbner, Walter	„ „ in Bonn
166		Huneke, Ferdinand	„ Medizin in Freiburg i. B.
167		Kühn, Rudolf	„ Philologie in Halle a. S.
168		May, Wilhelm	„ Rechtswissenschaft in Bonn
169		Mißmahl, Adolf	„ Theologie in Leipzig
170		Nothmeyer, Max	Kaufmann in der Fabrik von Oeking in Düsseldorf
171		Perzl, Ludwig	„ in Herbolzheim (Breisgau)
172		Poensgen, Werner	studiert Landwirtschaft in Heidelberg
173		Schaurte, Werner	„ Ingenieurfach an der Techn. Hochschule in Baltimore
174		Schley, Walter	studiert Ingenieurfach in Charlottenburg
175		Sohns, Ernst	widmet sich dem Bankfach in Recklinghausen
176		Tönnesmann, Karl	studiert Architektur in Danzig
177		Traeder, Heinrich	„ Theologie in Bonn
178		von Ustinov, Jona	„ Rechtswissenschaft in Berlin
179		Wesselhoeft, Heinrich	Bankbeamter in Düsseldorf
180	**1912**	Braun, Wiegand	studiert Mathematik u. Naturwissensch. i. Marburg a. L.

Nr.	Jahr des Abgangs	Namen	Gegenwärtige Stellung (Beruf)
181	**1912**	Buscher, Max	studiert Medizin in Freiburg i. B.
182		Eitel, Karl	„ „ „ „
183		Gerhards, Georg	„ „ „ Bonn
184		Heggemann, Hans	„ Rechtswissenschaft in Freiburg i. B.
185		Hennig, Otto	„ Bergfach in Berlin
186		Hüllstrung, Friedrich	Kaufmann in Düsseldorf
187		Lichtigfeld, Emil	studiert israelitische Theologie im Rabbinatsseminar in Frankfurt a. M.
188		Müller, Karl Erich	studiert Medizin in Heidelberg
189		Neumann, Otto	„ Rechtswissenschaft in Heidelberg
190		Offer, Joseph	„ Archäologie in Danzig
191		Plaskuda, Hermann	Fähnrich im 1. Telegraphen-Bataillon Berlin; zurzeit auf der Kriegsschule in Danzig
192		Poensgen, Paul	studiert Ingenieurfach
193		Quack, Friedrich	„ an der Techn. Hochschule in Darmstadt
194		Smits, Henri	„ Bergfach an der Techn. Hochschule in Charlottenburg
195		Staelin, Karl	studiert Rechtswissenschaft u. Nationalökonomie i. Jena
196		Süßmann, Fritz	Bankvolontär in Düsseldorf
197		Talbot, Eduard	studiert Rechtswissenschaft in Kiel.
198		Trillhaase, Siegfried	„ „ in Göttingen
199		Wachholder, Kurt	„ Medizin in Freiburg i. B.
200		Zimmermann, Max	Bankvolontär in Düsseldorf
201		Zinzen, Arthur	studiert Ingenieurfach in München
202	**1913**	Braun, Ludwig	„ „ „ „
203		Grunewald, Ernst	„ Rechtswissenschaft u. Nationalökonomie in Genf
204		Jahn, Rudolf	„ Medizin in Marburg a. L.
205		Langenohl, Ludwig	„ Rechtswissenschaft in Freiburg i. B.
206		Lichtschlag, Karl	widmet sich dem Ingenieurfach in Grevenbroich
207		Manke, Eduard	„ „ „ Bankfach in Düsseldorf
208		Mißmahl, Helmut	„ „ „ Ingenieurfach in Düsseldorf
209		Poensgen, Werner	„ „ „ „ in Jünkerath (Eifel)
210		Schuster, Fritz	„ „ „ Kaufmannsstande in Düsseldorf
211		Terbrüggen, Gerhard	„ „ „ „ „ „
212		Weinberg, Moritz	„ „ der Medizin in Jena

II. Verzeichnis der Schüler, die seit Ostern 1889 an der Anstalt das Befähigungszeugnis für den einjährig-freiwilligen Militärdienst erhalten haben.*

1. Am Gymnasium.

Nr.	Jahr	Namen	Nr.	Jahr	Namen
1	**1889**	Clason, Cleon	35	**1893**	Matthes, Ernst
2		Forthmann, Wilhelm	36		Samuel, Josef
3		Frösick, Arnold	37		Schmidt, Emil
4		Tellering, Walther	38	**1894**	Burg, Hermann
5		Heidkamp, Karl	39		Cleve, Otto
6	**1890**	Diffring, Wilhelm	40		Erdmann, Richard
7		Fietz, Adolf	41		Feilke, Otto
8		George, Richard	42		Göring, Heinrich
9		Lasch, Otto	43		Haarmann, Wennemar
10		Rätzer, Felix	44		Hartwich, Emil
11	**1891**	Hennighausen, Kurt	45		Heilenbeck, Paul
12		Lessing, Gustav	46		Karrenstein, Alfred
13		Möhlau, Emil	47		Koch, Otto
14		Rein, Friedrich	48		Kollmann, Ernst
15		Schmitz, Franz	49		Küchler, Walther
16		Trosch, Felix	50		Langendorff, Paul
17	**1892**	Ahrend, Walther	51		Liesegang, James
18		Bendemann, Hermann	52		Maase, Friedrich
19		Dücker, Eduard	53		Trapet, Joseph
20		Estren, Albert	54	**1895**	Diedrich, Elias Gottlieb
21		von Gebhardt, Wilhelm	55		Brewitt, Friedrich
22		Horstmann, Heinrich	56		Hildebrandt, Robert
23		von Kühlwetter, Paul	57		Ingenohl, Friedrich
24		Kukuk, Wilhelm	58		Meyer, Eberhard
25		Leyser, Otto	59		Poensgen, Johannes
26		Preyer, Dietrich	60		Poensgen, Emil
27		Schönwasser, Arthur	61		Schneider, Wilhelm
28		Schotten, Walther	62		Simons, Eduard
29		Seyppel, Karl	63		Tuch, Erich
30		Zarth, Karl	64	**1896**	von Bochmann, Gregor
31		Schwalfenberg, Johannes	65		Haardt, Friedrich
32	**1893**	Brökelmann, Detlef	66		Hofmann, Egon
33		Diehl, Ernst	67		Junkermann, Ernst
34		Gutersohn, Wilhelm	68		Küppers, Paul

* Diejenigen Schüler, die die Anstalt mit dem Reifezeugnis verlassen haben (Verzeichnis I), sind hier nicht noch einmal aufgeführt. Daher die kleine Zahl der „Einjährigen" am Gymnasium. Die Zusammenstellung der ersten fünf Jahrgänge bot besondere Schwierigkeiten, weil die in Frage kommenden Bücher vernichtet zu sein scheinen.

Nr.	Jahr	Namen
69	**1896**	Meißner, Alfred
70		Oberhöffel, Karl
71		Rahmelow, Johannes
72		Schierz, Wilhelm
73		Spies, Ernst
74		Vogelsang, Karl
75		Wiese, Otto
76		Linken, Hermann
77	**1897**	Althof, Julius
78		Bahner, Anton
79		Berlin, Walther
80		Bretz, Max
81		Dübbers, Paul
82		Flechtheim, Hermann
83		Franken, Wilhelm
84		Hohlfeld, Karl
85		Liesegang, Hermann
86		Oeking, Heinrich
87		Pütz, Hermann
88		Pütz, Leopold
89		Schalbruch, Wilhelm
90		Streblow, Johannes
91		Zentner, Maximilian
92	**1898**	Bock, Arthur
93		Brandt, Friedrich
94		Bretz, Paul
95		Busch, Alexander
96		Eyermann, Rudolf
97		von Funck, Jürgen
98		Funk, Hermann
99		Goernemann, Walther
100		Krusinger, Hermann
101		Markisch, Oskar
102		Matthias, Wilhelm
103		Matthias, Friedrich
104		Melsheimer, Franz
105		Poensgen, Ludolf
106		Rasch, Wilhelm
107		Schmitz, Paul
108		Zapp, Leonhard
109		Zinken, Walther
110	**1899**	Bickel, Walter
111		Claesgen, Franz
112		Krempel, Heinrich
113		Nichterlein, Gustav
114		Schüz, Johannes
115		Westhoff, Justin
116	**1899**	Gericke, Bernard
117		Ginsterblum, Thomas
118		Hamann, Hans
119		Leddin, Wilhelm
120		Lucan, Friedrich
121		Schulte, Rudolf
122		Schumacher, Bruno
123		Spies, Otto
124		Winkhaus, Bernard
125		Tapken, Paul
126	**1900**	Bleckmann, Wilhelm
127		Elmendorff, Fritz
128		Hans, Hermann
129		Herdtmann, Julius
130		Heuft, Hermann
131		Jagdmuth, Hans
132		Pape, Wilhelm
133		Petersen, Walter
134		Reichert, Wilhelm
135		Spengler, Hans
136		Baecker, Otto
137		Becker, Hermann
138		Besse, Gustav
139		Brand, Ewald
140		Burg, Max
141		Eglinger, Werner
142		Frings, Johann
143		Henoumont, Franz
144		von Ledebur, Gerhard
145		Lieckfeldt, Arno
146		May, Walther
147		Rothe, Walther
148		Theegarten, Felix
149	**1901**	Bünte, Paul
150		Espey, Gustav
151		Geisler, Erich
152		von Groote, Otto
153		Guimier, Oswald
154		Hammers, Friedrich
155		Haupt, Eduard
156		Lang, Heinrich Otto
157		Leist, Ferdinand
158		Lemcke, Alfred
159		Setzermann, Bruno
160		Stinshoff, Walter
161		Tonnies, Malte
162		Bode, Bernhard

Nr.	Jahr	Namen
163	**1901**	Schnaß, Bruno
164	**1902**	Baſt, Wilhelm
165		Kayſer, Erich
166		Kriſcher, Rudolf
167		Grobe, Johannes
168		Knabe, Ernſt
169		von Werner, Ludwig
170		Alfter, Markus
171		Heintzmann, Alexis
172		Kaesmacher, Hubert
173		Müller, Otto
174		Necker, Otto
175		Nordhaus, Otto
176		Zimmermann, Ernſt
177		Hoppe, Walter
178	**1903**	Bennewitz, Wilhelm
179		Blaſius, Kurt
180		Franck, Emil
181		Haniel, Kurt
182		Kummer, Reinold
183		Möhlau, Herbert
184		Schlinck, Franz
185		Schmitz, Peter
186		Wegner, Richard
187		Bergmann, Anton
188		Buchas, Albert
189		Frey, Joſeph
190		Funke, Paul
191		Herkenrath, Peter
192		Heynen, Herbert
193		Hövelmann, Joſeph
194		Marienthal, Kurt
195		Muſſet, Friedrich
196		Noeldechen, Hans
197		Weſtphal, Franz
198		Gellhaus, Joſef
199	**1904**	Höing, Karl
200		Barthold, Kurt
201		Drieſch, Walter
202		Sauer, Auguſt
203		Vogelbein, Bernhard
204		Endell, Eduard
205		Felten, Karl
206		Germeshauſen, Eduard
207		Borſchdorf, Konrad
208		Freytag, Otto
209		König, Georg
210	**1904**	Planker, Wilhelm
211		Püttmann, Gotthold
212		Stinshoff, Otto
213		Weiß, Kurt
214		Budde, Hugo
215		von Geldern, Erich
216		Geyer, Johannes
217		Keuper, Walther
218		Vieregge, Adolf
219		Wendel, Karl
220	**1905**	Baumeiſter, Wilhelm
221		Cauer, Detlef
222		Deus, Alfred
223		Fleiſchhauer, Bruno
224		Freytag, Paul
225		Glücks, Richard
226		Grüttner, Gerhard
227		Hüllſtrung, Wilhelm
228		Koppel, Max
229		Löwenthal, Erich
230		Pütz, Joſeph
231		Rütgers, Erich
232		Schmitz, Johannes
233		Siebert, Guſtav
234		Voſſen, Heinrich
235		Honigsheim, Walter
236		Pohl, Hans
237	**1906**	Balg, Arvid
238		Bruß, Kurt
239		Hall, Joſeph
240		Koch, Hans
241		Lichtigfeld, Leo
242		Sondheim, Paul
243		Storch, Karl
244		Wiedemann, Wilhelm
245		Fehr, Johannes
246		Gehlen, Hans
247		Haas, Wilhelm
248		Hundt, Kurt
249		Ihſen, Heinrich
250		Ribbert, Fritz
251		Cohnen, Heinrich
252		Schäfer, Adolf
253		Tilger, Wilhelm
254		Winters, Ludwig
255		Klein, Paul
256		Maluche, Eugen

Nr.	Jahr	Namen
257	**1907**	Grote, Adolf
258		von Holleufer, Lothar
259		Sandt, Max
260		Hölck, Karl
261		Küppers, Josef
262		Meder, Karl
263		Schmincke, Alfred
264		Schubert, Rudolf
265		Tilger, Erwin
266		Wallraff, Helmut
267		Straßmann, Otto
268		Kroschel, Albert
269		Ittelberger, Kurt
270		Gerhardt, Paul
271		Sieberath, Arnold
272	**1908**	Aries, Burkhard
273		Aries, Wilhelm
274		v. Aschеberg, Werner
275		Beumers, Anton
276		Neubauer, Fritz
277		Pfeiffer, Albert
278		Wollmer, Julius
279		v. Gartzen, Walter
280		Mellin, Friedrich
281		v. Schücking, Hans
282		Stommel, Ernst
283		Stommel, Kuno
284		Straßmann, Richard
285	**1909**	Bader, Armin
286		Dedecke, Karl
287		Dittmar, Theodor
288		Gather, Ewald
289		Hannen, Klemens
290		Heucken, Christian
291		Gippemeyer, Anton
292		Seebade, Adolf
293		Serini, Walther
294		Storn, Friedrich
295		Appelbaum, Willy
296		Disselhoff, Dietrich
297		Gehlen, Walter
298		Hübener, Arthur
299		Leitritz, Ernst
300		Mentzel, Hans
301		Schneider, Rudolf
302		Stengel, Karl
303		Sturm, Josef
304	**1910**	Kohlhaas, Friedrich
305		Kohlhaas, Hermann
306		Gehlen, Aloys
307		Grünewald, Friedrich
308		Holz, Josef
309		Krings, Heinrich
310		Pauly, Max
311		Rath, Josef
312		Schroeder, Eberhard
313		Schulte, Oskar
314		Waldenburg, Kurt
315		Wünkhaus, Hermann
316		Kimmich, Oskar
317		Bergmann, Helmut
318		v. Engelhardt, Heinrich
319		Hucke, Otto
320		Kratz, Ernst
321		Klie, Hans
322		Müller, Heinrich
323		Schroeder, Erwin
324		Staelin, Friedrich
325		Cremerius, Peter
326	**1911**	Bader, Willibald
327		Balg, Norman
328		Burger, Peter
329		Cahn, Walter
330		Carl, Andreas
331		Eggert, Reinhard
332		Grathes, Eduard
333		Hegendorf, Albert
334		Kelders, Theodor
335		Klußmann, Walter
336		Langsdorff, Reinhard
337		Maas, Gottfried
338		Michalowski, Erich
339		von Napolski, Rudolf
340		Richartz, Wilhelm
341		Schuch, Ernst
342		Wever, Hans
343		Zeruhn, Rudolf
344		Zöfgen, Walter
345		Kayser, Harald
346		Weyersberg, Friedrich
347		Hettesheimer, Eugen
348		Boing, genannt Rothert, Bernh.
349	**1912**	Schmitz, Wilhelm
350		Barthelmeß, Norbert

Nr.	Jahr	Namen
351	**1912**	Baumann, Viktor
352		von Engelhardt, Arno
353		Erythropel, Rupert
354		Gravemann, Friedrich
355		Grün, Johann
356		Gruß, Konrad
357		Hermes, Wilhelm
358		Israel, Hans
359		Krohm, Friedrich
360		Löb, Kurt
361		Neufeldt, Heinrich
362		Recke, Richard
363		Schaffnit, Johann
364		Schlienkamp, Arthur
365		Theberath, Paul
366		Varenhorst, Karl
367		Werhahn, Johann
368		Berghoff, Walter
369		Deselaers, Emil
370	**1913**	Bac, Kurt
371		Bartels, Wolfgang
372		Bäumer, Wilhelm
373	**1913**	Cohn, Gerhard
374		Fietz, Erich
375		Fischer, Rudolf
376		Grolman, Kurt
377		Hansen, Heinrich
378		Höhner, Kurt
379		Kelders, Heinrich
380		Krause, Hermann
381		von der Leyen zu Bloemersheim, Joachim
382		Lindgens, Otto
383		Loewe, Werner
384		Plaßmann, Erich
385		Riehle, Joachim
386		Risse, Heinrich
387		Rostock, Karl
388		Schlieper, Walther
389		Schmitz, Johann
390		Schmitz, Theodor
391		Sigwardt, Werner
392		Steinkamp, Wilhelm
393		Zitzen, Heinrich

2. Am Realgymnasium.

Nr.	Jahr	Namen
1	1889	Braun, Arthur
2		Clouth, Karl
3		Duntze, Karl
4		Gronarz, Karl
5		Grünrock, Wilhelm
6		Kaletsch, Fritz
7		Katz, Karl
8		von Köppen, Hubert
9		von Kothen, Fritz
10		Müller, Karl
11		Reichau, Walther
12		Stern, Alex
13		Wolf, Sally
14	1890	Büscher, Karl
15		Ecke, Oskar
16		Ecke, August
17		Fischer, Paul
18		Hartwich, Eberhard
19		Hundel, Rudolf
20		Müller, Friedrich
21		Nerresheimer, Friedrich
22		Ritsche', Oskar
23		Ritschel, Wilhelm
24		Landweg, Max
25		Schurmann, Karl
26		Stiel, Adolf
27	1891	Bahr, Waldemar
28		Böhmer, Karl
29		Burakowsky, Wilhelm
30		Dierichs, Wilhelm
31		Faehte, Alfred
32		Girardet, Wilhelm
33		Grünewald, Otto
34		Gumlich, Paul
35		Kayser, Wilhelm
36		Liertz, Paul
37		Lilienfeld, Alfons
38		Quitmann, Walther
39		Ruhe, Otto
40		Stader, Otto
41		Ternynck, Henry
42		Weimar, Paul
43		Wülfing, Otto
44	1892	Ebner, Robert
45		Jaeger, Karl
46		Katzenberg, Albert
47		Klotzbach, Eugen
48		Ritzenhoff, Karl
49		Rocholl, Walther
50		von Rosenthal, Karl
51		Scherhag, Wilhelm
52		Schönfeld, Alfred
53		Schür, Friedrich
54		Silver, Isaak
55	1893	Blauel, Karl
56		Boetterling, Hermann
57		Braeß, Hermann
58		Doerner, Otto
59		Fietz, August
60		Friedhoff, Karl
61		Halzenbach, Heinrich
62		Heinemann, Karl
63		Meffert, Hermann
64		Preiser, Alexander
65		Soest, Karl
66		Wehren, Theodor
67	1894	Blockhuis, Gustaaf
68		Braunschweig, Siegfried
69		Decker, Johann
70		Fischer, Waldemar
71		Frericks, Friedrich
72		Hellinghausen, Wilhelm
73		Hesse, Karl
74		Klotzbach, Arthur
75		Kock, Arthur
76		van Lamoen, Richard
77		Löwenthal, Willy
78		Lück, Paul
79		Metzkes, Otto
80		Meyberg, Heinrich
81		Müller, Herbert
82		Rein, Karl
83		Reiffert, Hermann
84		Rolfs, Georg
85		von Rosenthal, Kurt
86		Scheuer, Peter
87		Schnitzler, Erich
88		von Schwarze, Erik
89		Staegemann, Bernhard
90		Stinshoff, Arthur

Nr.	Jahr	Namen	Nr.	Jahr	Namen
91	**1894**	Ternynick, Georges	138	**1897**	Kockerscheidt, Wilhelm
92		Willemsen, Otto	139		Krischer, Max
93		Wolff, Arthur	140		Lange, Albert
94		Wormstall, Karl	141		Lynen, Oskar
95		Zarth, Hans	142		de Myn, Karl
96	**1895**	Boeschemeier, Friedrich	143		Niedersdorf, Ernst
97		Falkenbach, August	144		Rübenstrunk, Gerhard
98		Joisten, Johann	145		Sander, Max
99		Küppers, Hermann	146		Valentin, Eugen
100		Schmid, Wilhelm	147		Weise, Julius
101		Schmitz, Robert	148		Wimmers, Karl
102		Schnitzler, Hans	149		Wlömer, Max
103		Schulte-Steinberg, Wilhelm	150	**1898**	Aeldert, Ludwig
104		Seyppel, Walther	151		Biefang, Erich
105		Siebert, Walther	152		Erhardt, Rudolf
106		Wiens, Fritz	153		Kunze, Paul
107		Wellenbeck, Otto	154		Oester, Adolf
108	**1896**	Bock, Max	155		Schnitzler, Kurt
109		Faehte, Paul	156		Steuckardt, Alwin
110		Frings, Otto	157	**1899**	Beumer, Friedrich
111		Geisler, Franz	158		Brand, Karl
112		Gericke, Hugo	159		von Brincken, Wilhelm
113		Haertrich, Hermann	160		Cohen, Siegfried
114		Hüllstrung, Wilhelm	161		Cohen, Josef
115		Jaegers, Max	162		Deiker, Oskar
116		Kerschkamp, Eugen	163		Gerberding, Friedrich
117		Levison, Arthur	164		Hüllstrung, Emil
118		Louisse, Franziskus	165		Markmann, Karl
119		Meisenburg, Walther	166		Mertins, Bruno
120		Ninke, Karl	167		Nickse, Walther
121		Paffrath, Johann	168		Nocken, Johann
122		Rodenberg, Karl	169		Quambusch, Bruno
123		Reistorff, Peter	170		Reiffen, Max
124		Rust, Max	171		Ruthenburg, Max
125		Schremmer, Kurt	172		Schroeder, Wilhelm
126		Schumacher, Theodor	173		Schwefringhaus, Alfred
127		Seck, Karl	174		Siebert, Waldemar
128		Thomas, Alfred	175		Steffens, Georg
129	**1897**	Albert, Karl	176		Bloser, Peter
130		Boltze, Max	177		Wüsthoff, Max
131		Buckendahl, Otto	178		Graeve, Hans
132		Ellinghaus, Karl	179	**1900**	Bernsau, Emil
133		Frericks, Otto	180		Beumer, Hans
134		Gordon, Karl	181		Bung, Hug
135		Hake, Friedrich	182		Feulgen, Otto
136		Heilenbeck, Karl	183		Figge, Wilhelm
137		Holthaus, Gustav	184		Greeven, Paul

Nr.	Jahr	Namen
185	**1900**	Hamm, Wilhelm
186		Huboi, Karl
187		Müller, Hubert
188		Pasch, Friedrich
189		Preiser, Eduard
190		Pröbster, Bruno
191		Richartz, Joseph
192		Rosenthal, Alfred
193		Schnaß, Paul
194		Schramm, Walther
195		Strube, Johann
196		Tigler, Rudolf
197		Fernis, Georg
198	**1901**	Bielert, Johannes
199		Blasberg, Eugen
200		Böttger, Reinhard
201		Gelderblom, Rudolf
202		Hanssen, Rudolf
203		Landraint, Kurt
204		Mörs, Wilhelm
205		Orth, Wilhelm
206		Petersmann, Werner
207		Rieth, Rudolf
208		Sartorius, Maximilian
209		Schadow, Felix
210		Schäfer, Paul
211		Simon, Heinrich
212		Steltmann, Karl
213		Teschow, Paul
214		Theegarten, Maximilian
215		Vos, Ernst
216		Weinberg, Karl
217		Grolman, Gustav
218		Paffrath, Georg
219	**1902**	Bruls, Alfred
220		de Fries, Ernst
221		Hirsch, Willy
222		Jahn, Franz
223		Kempe, Friedrich
224		Klingelhöfer, Paul
225		May, Paul
226		Neuhaus, Alfred
227		Niemann, Emil
228		Schultze, Ernst
229		Fliedner, Heinrich
230	**1903**	Beckmann, Walter
231		Blase, Friedrich
232	**1903**	Budde, Hermann
233		Kamphoff, Johann
234		Kurth, Heinrich
235		Pieper, Friedrich
236		Poscher, Franz
237		Preuß, Paul
238		Schnorr, Alexander
239		Schüler, Berthold
240		Steinberg, Hermann
241		Türk, Walter
242		Wirz, Wilhelm
243		Heiden, Karl
244		Thoenes, Fritz
245		Zantini, Emil
246		Sorgnit, Franz
247		Groß-Selbeck, Karl
248	**1904**	Borgs, Gottfried
249		Hannibal, Leopold
250		Hiltrop, Ewald
251		Klockner, Joseph
252		Krumbiegel, Oswald
253		v. Tippelskirch, Wilhelm
254		Henelmann, Ewald
255		Süßmann, Arthur
256	**1905**	Franck, Richard
257		Heimendahl, Walter
258		Meyer, Claus
259		Offermann, Joseph
260		Rose, Reinhold
261		Hamm, Siegmund
262		Schuppenhausen, Wilhelm
263		Simon, Kurt
264		Sochatzy, Rudolf
265		Volkmann, Otto
266		Werner, William
267		Mittelstenscheid, Hans
268		Wolff, Joseph
269		Wolters, Friedrich
270		Driesen, Emil
271		Franck, Paul
272		Knabe, Karl
273	**1906**	Aschenbroich, Ferdinand
274		Damian, Ewald
275		Floetgen, Wilhelm
276		Kalb, Walter
277		Liebrecht, Martin
278		Marienthal, Gustav

Nr.	Jahr	Namen	Nr.	Jahr	Namen
279	**1906**	Meyer, Walter	326	**1908**	Meyer, Erich
280		Sieburg, Franz	327		Bachmann, Paul
281		Starck, Erich	328		vom Berg, Friedrich
282		Weischenberg, Paul	329		Fleischhacker, Max
283		von Flottwell, Waldemar	330		Kraatz, Heinrich
284		Pabst, Walter	331		von Morgen, Ernst
285		Lisner, Kurt	332		Rosenlöcher, Rudolf
286		Steinert, Otto	333		Schmid, Otto
287		Proma, Arthur	334		Zanders, Wilhelm
288		Heyderhoff, Paul	335		vom Dorp, Karl
289		Leppla, Ernst	336	**1909**	de Fries, Max
290		Inderhees, Johann	337		Hellwig, Rudolf
291		Jürgens, Wilhelm	338		Kühne, Martin
292		Peter, Friedrich	339		Scheiwe, Walter
293		Walther, Wilhelm	340		Schuppenhausen, Claudius
294		Kettmer, Kurt	341		Schuppenhausen, Ernst
295		Haniel, Friedhelm	342		Wiens, Gerhart
296		Schürhoff, Alfred	343		Wohlthat, Helmuth
297		Stengel, Adolf	344		Aretz, Kurt
298	**1907**	Bouking, Gustav	345		Eicke, Rudolf
299		Boerner, Friedrich	346		Friese, John
300		Inden, Walter	347		von Gartzen, Hans
301		Kuckuck, Kurt	348		Löbbecke, Otto
302		May, Wilhelm	349		Müller, Karl
303		Niedheid, Walter	350		Norrenberg, Walter
304		Peters, Friedrich	351		Schmitz, Paul
305		Peters, Theodor	352		Schulze, Max
306		Preuß, Eduard	353		Stick, Engelbert
307		Samuel, Max	354		Storch, Wilhelm
308		Schroeder, Wilhelm	355		Teschow, Walter
309		Vialon, Louis	356		Weise, Franz
310		Vohmann, Alfred	357		Schulze, Gustav
311		Welter, Ludwig	358		Degode, Karl
312		Schmitz, Leo	359	**1910**	Bonefeld, Franz
313		Wantzen, Aloys	360		Görnemann, Gustav
314		Streblow, Ernst	361		Guthmann, Ernst
315		Steinjann, Paul	362		von Heister, Hellmuth
316		Aldenhoff, August	363		Heuser, Leberecht
317		Strang, Leo	364		von Hove, Ernest
318	**1908**	Borchers, Hugo	365		Kießling, Ernst
319		Eichholz, Karl	366		Kloß, Ernst
320		Erdmann, Johannes	367		Koppel, Paul
321		Fabry, Anton	368		Laaths, Wilhelm
322		Glokke, Ulrich	369		Marx, Erich
323		Linder, Walter	370		Möhl, Kurt
324		Rink, Wilhelm	371		Müller, Walter
325		Franke, August	372		Nordmann, Gustav

Nr.	Jahr	Namen
373	**1910**	Poppenburg, Wilhelm
374		Roh, Hermann
375		Schmidt, Herbert
376		Siegen, Johannes
377		Stahl, Wilhelm
378		Wiens, Helmuth
379		Windscheid, Otto
380	**1911**	Behrends, Richard
381		Beßler, Moses
382		Bloemen, Johannes
383		Bronger, Paul
384		Eckhardt, Hans
385		Fasbender, Kurt
386		Fritz, Paul
387		Kriegeskotte, Wilhelm
388		Lemke, Wilhelm
389		Manke, Rudolf
390		Pusch, Rudolf
391		Schmidt, Joseph
392		Sindler, Markus
393		Blaschke, Karl
394		Blome, Walter
395		Deichmann, Viktor
396		Gauger, Wilhelm
397		Hansen, Friedrich
398		Hölck, Heinrich
399		Kivel, Theodor
400		Lenzberg, Karl
401		Löwenberg, Karl
402		Morjan, Otto
403		Nybelen, Alfons
404		Rust, Ernst
405		Scheidt, Johannes
406		Sevin, Walter
407		Siegert, Hans
408		Steinert, Walter
409		Ulbricht, Willy
410		Wendt, Erwin
411		Zillessen, Walter
412		Berger, Hermann
413		Bickmann, Rudolf
414	**1912**	Bloem, Wolfgang
415		Broglio, Giuseppe
416		Eckermann, Wilhelm
417		Förster, Erich
418		Inden, Paul
419		Iske, Ludwig
420	**1912**	Kaese, Karl
421		Kurre, Bruno
422		Mahr, Georg
423		Möhl, Fritz
424		Pongs, Cornelius
425		Quademechel, Wilhelm
426		Sander, Otto
427		Tolksdorf, Arthur
428		Werner, Richard
429		Weyersberg, Arnold
430		Poensgen, Otto
431		Scheidt, Hans
432		Barth, Kurt
433		Bitilinski, Paul
434		Bohme, Ernst
435		Burghard, Hermann
436		Engels, Eugen
437		Fleischer, Hasso
438		Fleischer, Hermann
439		von Gloeden, Johannes
440		Hottenrott, Walter
441		Kaiser, Rolf
442		Kriebel, Max
443		Meuser, Karl
444		Neef, Wilhelm
445		Poppenburg, August
446		von Ruckteschell, Gerhard
447		Sadtler, Walter
448		Schiering, Gustav
449		Seiffen, Heinrich
450		Wesselhoest, Werner
451		Wilde, Walter
452		Witzel, Oskar
453		Wrede, Kurt
454		Burat, Wilhelm
455		Lenius, Max
456		Jung, Anton
457		Jockwer, Gustav
458	**1913**	Camphausen, Karl
459		Evers, Wilhelm
460		Fabry, Joseph
461		Haupt, Ernst
462		Huneke, Walther
463		Knabe, Erwin
464		Lemke, Richard
465		Orth, Ewald
466		Steffen, Walther

Nr.	Jahr	Namen	Nr.	Jahr	Namen
467	**1913**	Steinhoff, Karl	478	**1913**	Mißmahl, Erich
468		Tourné, Wilhelm	479		Paulen, Karl
469		Zimmer, Alfred	480		Rebentisch, Theodor
470		Augst, Paul	481		Schmidt, Erich
471		Dittrich, Paul	482		Schmitz, Rudolf
472		Grabein, Werner	483		Schneider, Jakob
473		Häuser, Walter	484		Schulte, Emil
474		Honigsheim, Werner	485		Selo, Richard
475		Hornich, Hellmuth	486		Sobbe, Georg
476		Klein, Werner	487		Stein, Walter
477		Kurgaß, Eugen	488		Varges, Hans

Über Selbsttätigkeit und Selbständigkeit der Schüler

Von Gymnasialdirektor E. Erythropel

Über Selbsttätigkeit und Selbständigkeit der Schüler.

Es ist ein ehrwürdiger und guter Brauch, zum Jubiläum einer Schule eine Festschrift zu veröffentlichen. Denn wie der nachdenkliche Mensch an wichtigen Lebensstationen halt macht, um zurückzublicken auf den durchmessenen Weg, die Summe zu ziehen aus dem Erlebten und Erreichten und aus dem Fazit auf die Zukunft zu schließen, so soll auch eine Schule bei einem Jubiläum betrachtend verweilen, aus ihrer Geschichte und ihrem Gegenwartsstande ihre Zukunftsaufgaben sich verdeutlichen. Schulgeschichte, Gegenwartsgeist und Zukunftsziele soll eine Festschrift widerspiegeln. Sie soll in liebevoller Erinnerung das Geleistete, die errungenen Erfolge registrieren und freudig würdigen, die Schwierigkeiten der Arbeit nicht vergessen, aber auch Fehlschläge und Fehlgriffe nicht verschweigen. Hat eine Festschrift schon Vorgängerinnen, so wird ein Vergleich zwischen ihnen und ihr wertvolle Einblicke in den Geist der Zeiten gewähren, es wird der Vergleich ein Stück Kulturgeschichte ans Licht bringen; eine solche Arbeit mag späterer Zeit vorbehalten bleiben.

Heute gilt es, die wissenschaftlichen, didaktischen und pädagogischen Anschauungen, die im Lehrerkollegium der Gegenwart vertreten sind, wenigstens in einigen Proben festzuhalten. Solchem Zweck soll auch der vorliegende Beitrag „über Selbsttätigkeit und Selbständigkeit" der Schüler dienen.

Auf dem Gebiete der Erziehung scheint mir für die Gegenwart ihr starker reformatorischer Drang besonders charakteristisch zu sein. Vor einem Vierteljahrhundert bildeten wissenschaftliche und didaktische Durcharbeitung des Unterrichtsstoffes, Standesforderungen und Schulorganisationsfragen in der Hauptsache den Inhalt der Fachpresse, die Gegenstände der Erörterungen in Vereinen und auf Kongressen, und der Lehrplan der höheren Schulen harrte einer tiefgreifenden Umgestaltung. Allen diesen Dingen stand das große Publikum ziemlich teilnahmslos gegenüber. Die Gegenwart zeigt ein anderes Gesicht. Nach besserer Erziehung der Jugend ruft alle Welt, es gärt pädagogisch nicht nur in der Lehrerwelt, nein, noch mehr in Elternkreisen, in der Tagespresse, in Broschüren, Romanen, in Dramen, in Vereinen, politischen Parteien und in den Parlamenten. Altes ringt mit Neuem, Erziehungsfragen — oder wie es vornehmer heißt: Erziehungsprobleme — werden in breitester Öffentlichkeit verhandelt, und die berufene und unberufene Kritik ist wachsamer und herber denn je. Aber es ist nicht etwa bloß die Lust an der Kritik, nicht nur Autorenehrgeiz, nicht nur der demokratische Sinn, der überall mitreden will, nicht nur elterliches Mißvergnügen

über Schulmißerfolge der Kinder, was dazu drängt, über Erziehung zu reden und zu schreiben und insbesondere die Schule schärfer als früher unter die Lupe zu nehmen. Mir will scheinen, daß dieser pädagogische Zug der Zeit einmal mit dem gesteigerten sozialen Empfinden der Gegenwart aufs engste zusammenhängt, das das Individuum nicht nur für Staatsberufe, sondern für soziale Zwecke im weitesten Sinn zu möglichst hoher Leistungsfähigkeit und Brauchbarkeit heran- und empor-zubilden wünscht. Unser soziales Empfinden aber empfängt seine Schärfung und Deutlichkeit aus der Sorge um die Zukunft unseres Volkes, einer Sorge, die ebenso in innerpolitischen, wirtschaftlichen Schwierigkeiten wie in der gesamten Weltlage und der Stellung unseres Volkes in der Welt ihren Ursprung hat. Es geht wie Zukunftssorge durch alle Schichten, „Ertüchtigung" und „Jugendpflege" sind die Schlagworte, die die Zeitlage beleuchten.

Neben und zum Teil im Gegensatz zu diesem sozial-pädagogischen Empfinden hat der Individualismus sein Haupt erhoben und fordert stürmisch eine Revision unseres gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens, damit das Individuum sich entfalte zu voller Persönlichkeit. Auf dieser Seite stehen die lautesten Stürmer und Dränger. „Persönlichkeitskultur" heißt die Forderung, und ein neuer Idealismus soll ihr Fundament werden und ihr die Ziele zeigen. Es kann hier auf Wesen und Wert des neuen Idealismus nicht näher eingegangen werden, wohl aber muß noch ein Grund ins Licht gerückt werden, der das starke Erziehungsinteresse der Gegenwart verständlich macht und mit dem sozialen Empfinden und dem individualistischen Fühlen sich berührt.

Es ist die Sorge der Eltern um das Glück und die Zukunftssicherung und, in den unteren Schichten, der Wunsch nach einer, sagen wir es kurz, Standeserhöhung ihrer Kinder. Diese Sorge und dieses Wünschen sind nie so stark empfunden und nie so kräftig und nachhaltig betätigt wie in der Gegenwart. Den Nachwuchs körperlich und geistig zum Lebenskampf ausrüsten, ist heute eine Angelegenheit, die die Eltern weit intensiver beschäftigt als noch vor einem Menschenalter. Sie hat aber Formen angenommen, die für das Ganze der Nation nicht immer günstig wirken. Behüten und dem Nachwuchs Schwierigkeiten aus dem Weg räumen ist eine immer deutlicher hervortretende Tendenz der höheren Schichten, Wissen und Berechtigungen erraffen das Streben der niederen. Die Schule aber soll das Erste leisten und das Zweite schaffen, sie soll zugleich soziale Aufgaben lösen im Interesse der Nation, sie soll den Individuen helfen, daß sie, vom Zwang der äußeren Autorität befreit, zu ihrem eigenen Rechte, zu ihrer Sonderart, zur Selbständigkeit sich entwickeln können.

In allen diesen Forderungen liegt zweifellos viel Berechtigtes. Ohne Behütung verwahrlost die Jugend, ohne starke Kraftübung verweichlicht sie, ohne Selbständigkeit verkümmert sie oder wird, wenn zu spät vom Zwang befreit, schrankenlos, und ohne Blutauffrischung der führenden Schichten geraten diese in die Gefahr der Dekadence. Aber in den dargelegten Forderungen stecken doch auch schwere Gefahren. Behütung und Erleichterung des Lebensweges kann leicht zur Verweichlichung führen — und wir fühlen schon deutlich diesen Schaden —;

die jungen Menschen nur im sozialen Sinne tüchtig machen, vergröbert und läßt feinste Kräfte und schöpferische Eigenart nicht zu ihrem Rechte kommen; weitgehendes Individualisieren erzeugt weiches Sonderlingstum und Eitelkeit, Massenbildung sans phrase verflacht, vergröbert und hemmt die Besten.

Was soll die Schule tun in diesem Wirrsal von Erziehungsforderungen und Erziehungsgefahren? Sie soll sich vor allem klar und getrost sagen, daß sie nur eine unter vielen Erziehungsmächten ist, und nicht die stärkste, sie soll sich nicht verantwortlich machen lassen für alle Schäden, die die Gegenwart in der Erziehung zu sehen und der Schule aufbürden zu müssen meint, sie soll nicht jede Reformidee, die hier oder da geboren wird, und deren rettende Kraft mit lautem Hallo angepriesen wird, in die Praxis umsetzen wollen. Aber — sie wird sich auch der Einsicht nicht verschließen dürfen, daß die Erziehungskraft des Hauses und der Familie im Abnehmen begriffen ist, und daß in das stille und kraftsammelnde Reifen der Jugend Mächte hereingebrochen sind, die als böse Feinde der Erziehung sich mehr und mehr erweisen. Da ist ein Teil der Tagesliteratur, das ist das Leben der Straße bei Tag und bei Nacht und der öffentlichen Veranstaltungen: Theater, Kinos, Vorträge bedenklicher Art locken in erdrückender Fülle. Vereine, Bünde und Verbände, jeder einzelne einem guten Zwecke dienend, in der Masse aber zersplitternd, Zeit, Ruhe und Interesse fressend, Sport- und andere Klubs nicht zu vergessen, Tanzstunden und Bälle — last not least — Café und Restaurant, sie alle machen Ansprüche an die Zeit und die leibliche und körperliche Kraft der Jugend. Mag der Lehrer und Erzieher von heute auch noch so weitherzig und noch so optimistisch sein, mag man in früheren Zeiten nicht minder geklagt haben über die Verderbtheit der Zeit und die die Jugend lockenden Reize des Lebens, man wird doch in der heutigen Massenhaftigkeit und öffentlichen Ausbreitung der Lockungen eine schwere Gefahr für die Kraft unserer Jugend sehen müssen, die in dem Maße wächst, als das Leben des Hauses verarmt. Ich meine nun nicht, daß man ihr durch starre Prohibitivmaßregeln mit Erfolg begegnen könnte — wann hätte es die Jugend nicht verstanden, diese zu durchbrechen —, ich meine vielmehr, daß die Schule die Jugend mehr als bisher für sich zu gewinnen, festzuhalten, ihr Interesse und damit ihren Willen für die Betätigung in Schuldingen zu heben und zu stärken auf Mittel und Wege sinnen muß. Ich meine nun ferner auch nicht, daß durch neue Lehrmethoden, Lehrgegenstände oder neue Schulorganisationen oder überhaupt durch neue Einrichtungen unsere Schulen wieder umgemodelt werden sollten, sondern ich meine, daß alle Erziehung, aller Einfluß auf die Jugend, ihre Gewinnung, ihre Festigung, ihre Gesamthaltung fast ganz allein von der Art, dem Geschick, dem Takt, dem Wissen, dem Charakter — kurzum von der Qualität des Lehrers abhängen. Ein schlechter Lehrplan, ein schlechter Stundenplan und schlechte Lehrbücher können nicht so schlecht sein, daß nicht ein guter Lehrer ihre Mängel in starkem Maße wettmachen könnte. Ein trefflicher Lehrplan, ein praktischer Stundenplan und vorzügliche Lehrbücher bleiben unfruchtbar, wenn ein schlechter Lehrer vor der Klasse steht; und eine unübertreffliche Lehrmethode hat noch niemals eine Klasse begeistert, gewonnen, zur Mitarbeit getrieben und zu

schönen Erfolgen geführt, wenn ein Lehrer es im Innersten nicht spürt, daß Lehren und Erziehen etwas anderes ist als Kenntnisse beibringen. Geht mir doch mit euren Methoden, ihr neunmalklugen Methodenreiter! Die Lehrer sind's, die das Gute schaffen, Lehrer, die die Jungen und Mädchen verstehen, ernst-fröhliche Männer, von bedachtsamem Optimismus, keine Pedanten, aber gewissenhaft, stark von Nerven, die zum Frühstück einen Hofjungenärger gut vertragen können, sie brauchen auf der Schule keine Musterknaben gewesen zu sein, aber sie sollen ihr Fach verstehen und gesundes Urteil haben, und dann, sie dürfen nicht meinen, daß Jungen sie kränken oder gar beleidigen könnten. Ein wenig Selbstbewußtsein muß die Mischung würzen — aber beileibe keine Eitelkeit und nur ja kein Standesrepräsentantentum, das sich nichts vergeben will und leicht gekränkt ist. Vor allem braucht die Schule Lehrer, die in erster Linie natürliche Menschen sind, denn es gibt kein menschlicheres Geschäft als die Erziehung.

Wenn das aber wahr ist, dann muß der Lehrer vor allem wissen, welches die Mächte sind, die unser Inneres regieren, die uns zu dem machen, was wir werden sollen, zu selbständigen, verantwortungsbewußten und verantwortungswilligen, zufriedenen und für die Gemeinschaft brauchbaren, also zu leistungsfähigen Persönlichkeiten. Die Seelenkräfte, die in dem jugendlichen Menschen weben und wirken, reizen und hemmen, miteinander im Streit liegen und sich gegenseitig ergänzen und erhöhen, die muß der Lehrer kennen und je nach seinen Zwecken in Bewegung setzen oder ausschalten können. Seine Kenntnis wird er durch wahrheitsmutige Selbstbeobachtung, aus seinen täglichen Erfahrungen im Zusammenleben mit den Schülern schöpfen, das Verhältnis aber von Vorstellen, Fühlen und Wollen, die Erkenntnis ihres gegenseitigen Bedingtseins, ihr Miteinander, Gegeneinander und Nacheinander wird ihm nur das Studium der Psychologie erschließen. Der Psychologie aber wird meines Erachtens noch längst nicht in notwendigem Maße das Interesse der Lehrerwelt zugewendet, wir Lehrer stehen noch in ganz bescheidenen Anfängen des psychologischen Studiums. Soweit aber die Herbartsche Psychologie noch die Alleinherrscherin in der Pädagogik ist, hemmt sie ebensooft den erzieherischen Erfolg, wie sie die Klarheit der Wissensübertragung gefördert hat. Die Psychologie von heute ist nicht mehr der Meinung, daß das Vorstellen, die Vorstellung das Primäre in unserem Seelenleben sei, sondern das Gefühl und die Strebungen, also sofern sie bewußt und reguliert sind, der Wille. An diese ursprünglichsten und grundlegenden Regungen der Seele hat eine gesunde Pädagogik anzuknüpfen. Wille und Gefühl werden aber in unserem Schulbetriebe nicht in dem Maße und so vielseitig und verschiedenartig in Bewegung gesetzt, beeinflußt und in bestimmte Richtung gelenkt, daß man sich von ihrer Stärke und Konstanz einen guten Erfolg versprechen könnte. Noch heute ist die Meinung weitverbreitet, daß mit dem durch Wissen befruchteten, mit und an wissenschaftlicher Erkenntnis heranreifenden Verstande und durch strenge Arbeitsgewöhnung sich Willens- und Gefühlsreife, das ist also Gesamtreife des Charakters, von selbst ergeben werde. Der sokratische Grundsatz von dem Kausalverhältnis zwischen Erkenntnis und Tugend steckt trotz seiner längst erkannten Einseitigkeit der Lehrer-

welt noch tief in den Knochen. Daß aber das Wissen als solches nicht willenbildend und willenbefestigend ist, das sollte als gesicherte Wahrheit uns in Fleisch und Blut übergegangen sein. Wie das Wissen und in seinem Gefolge das Können erworben wird, das ist für die Persönlichkeitsbildung das Wesentliche. Gewöhnung ist zwar eine der stärksten und wichtigsten Mächte im Dienste solchen Heranbildens, auch ist für sie fester Zwang unentbehrlich, aber immerhin ist sie doch nur eins von vielen Mitteln. Und unter diesen scheint mir das der Selbsttätigkeit nicht oft, nicht absichtsvoll, nicht konsequent genug angewendet zu werden.

Wenn es unter sozialem wie unter individualistischem Gesichtspunkte die Aufgabe der Schule ist, die Jugend zur Selbständigkeit zu erziehen und ihr das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit einzuimpfen, so muß man ihr auch den Anreiz und die Gelegenheit, ihre Kräfte selbsttätig zu üben und die Gelegenheit, die Verantwortung für ihr Tun mit Bewußtsein zu übernehmen, in reichlichem Maße verschaffen. Der Zielsetzung der Erziehung und des Unterrichts entspricht nun in glücklichster Weise das, was man kurz den psychologischen Habitus der Jugend nennen könnte, d. h. der Bestand und die Art der Grundkräfte im Kinde.

Zu ihnen gehört der Tätigkeitstrieb, der sich, wie jeglicher Mutter bekannt ist, schon beim kleinen Menschenwesen, und zwar oft in recht störender Weise, zur Geltung bringen will. Die Lust zu Taten, zu körperlichen und geistigen, ist wie Hunger und Durst beim Kinde elementar, selbstverständlich, unausrottbar; man fange diese Lust ein und gebe ihr Richtung und Ziel, d. h. man erwecke das Interesse des Kindes in bestimmter Richtung, und sein Tätigkeitsdrang wird dem Interesse folgen. Man beginne nicht mit dem „du mußt", sondern mit dem „du möchtest", „du willst". Und das „du möchtest" und „du willst", das bleibe stets der Anfang und die Überleitung zum „du mußt". Mit anderen Worten, es gilt die schöpferische Kraft des Interesses durch unsere Unterrichtsart in energische, zielsichere Bewegung zu setzen und durch Gewöhnung den Tätigkeitstrieb zum Arbeitswillen auszugestalten. Das Interesseprinzip und das Arbeitsprinzip haben sich auf das engste miteinander zu verbinden, es müssen Gefühls- und Willensdispositionen geschaffen werden, die der Denk- und Lernarbeit förderlich sind, und die Gefühle, die dieser Arbeit hinderlich sind, sie hemmen oder erschweren, sind, soweit wie irgend möglich, fernzuhalten. Es ist klar, freiwilliges, interessevolles Tun und erfolgreiches Tun stehen in engster Beziehung zueinander, wo aber der freiwilligen Arbeit der Erfolg beschert ist, da stellt sich Lustgefühl, Lebenserhöhung ein und trägt in sich den Anreiz zu weiterer Arbeit. Dieses Prinzip interessevoller und darum lustvoller Arbeit wird in seiner gewaltigen Bedeutung noch zu wenig gewertet, in unseren Schulen regiert und treibt, durchschnittlich gesprochen, der Pflichtbegriff, das finstere „du mußt". Die Schüler sehen die Arbeit fast nur oder doch noch zu oft in der Beleuchtung des Wortes „von der verdammten Pflicht und Schuldigkeit" und fühlen sich allzusehr unter dem das Interesse und die Freiwilligkeit tötenden Banne des Strafzwanges, und doch erklärt Plato schon in seinem Staat: „Der Freie soll das Wissen niemals unter knechtischem Zwang sich aneignen, denn, der Körper wird unter Zwangsarbeit zwar nicht schlechter,

aber in der Seele haftet kein Wissen, das ihr gewaltsam aufgezwungen wurde." Das platonische Wort kann zwar nicht so ohne weiteres auf die Jugend und unsere Schulverhältnisse übertragen werden, wir müssen ja bei manchem Leichtfuß und manchem Faulpelz mit mehr oder minder ernstem, nachdrücklichem Zwange nachhelfen, aber eine beherzigenswerte Wahrheit enthält es gleichwohl, vor allem eine ernste Mahnung und Warnung vor dem „Zu viel". Mit Pflicht und Pflichtbewußtsein allein kommen wir in Erziehung und Unterricht nicht aus, wir lähmen beim Durchschnittsschüler die Arbeitslust, den Arbeitswillen, hindern den Arbeitserfolg, wenn wir nicht zugleich an die aus Interesse und Tätigkeitsdrang geborene Freiwilligkeit appellieren, sie mobil machen, sie locken und reizen und den jugendlichen, freien Arbeiter Erfolge erleben lassen. Man verfährt einseitig, wenn man den Willen nur durch Schulung, Beherrschung, Einschränkung, also „Zucht" zu bilden unternimmt; dieses Verfahren stellt nur eine, wenn auch sehr wichtige Seite der Willensbildung dar, wirkt im ganzen aber doch nur negativ. Sie bedarf der Ergänzung, und die finde ich mit Jerusalem, dem österreichischen Psychologen und erfahrenen Gymnasialprofessor, in der Kräftigung und Erweiterung des Willens. Der Wille aber gewinnt an Kraft und Stetigkeit, wenn er sich an Dingen betätigen kann, die mit lustvollem Interesse verbunden sind, wenn die durch dieses erzeugte innere Spannung sich in Tätigkeit auslöst. Wir wünschen das wieder zu tun, was uns einmal gelang, wir wollen unsere auf bestimmte Dinge außer uns gerichtete Spannung los werden, wir wollen, was uns noch nicht völlig gelang, noch einmal versuchen, wir wollen handeln, weil Handeln Freude macht. Der Inhalt aber meines Handelns ist durch mein Interesse gegeben. Was würde wohl aus unserem Leben, aus Staat und Gesellschaft, aus dem öffentlichen Wohl, aus der Wissenschaft und nun gar aus der Kunst, wenn die Menschen nur aus Pflicht handelten, tätig wären! Selbst der Nurpflichtarbeiter will mindestens den eigenen Vorteil durch seine Arbeit sichergestellt sehen, der freiere, höhere Mensch entfaltet seine besten Kräfte erst, wenn seine Arbeit an sich sein Interesse besitzt, sein Wille ist dann am stärksten, wenn er sich einer selbstgewollten Tätigkeit hingeben kann. Aktiv schaffend — schöpferisch sich betätigend ist der Menschenwille am stärksten, das Menschenherz am frohsten. Und diese unsere positiven Willensdispositionen mehr als bislang auszunutzen, das halte ich für eine Aufgabe, die wir Lehrer noch nicht in dem Maße, wie es möglich und nötig ist, erfüllt haben.

Zu der Willensstärkung kommt die Willenserweiterung. Das heißt nichts anderes, als unseren Schülern nicht nur das zunächst liegende Lernpensum zu zeigen, sondern sie je nach ihrem Fassungsvermögen Zweck, Umfang und Ziel ihrer Lerntätigkeit sehen zu lassen, sie auf den unteren Stufen ahnen, auf den oberen einsehen zu lassen, daß ihr Tun ein nicht willkürlich von der Schule gefordertes, sondern ein an sich zweckvolles Tun ist, nicht nur auf den Zweck der Versetzung, der Berechtigungen abzielt, sondern seinen Wert für den Schüler selbst in sich trägt. Mit allgemeinen Redensarten: „Non scholae, sed vitae discimus" kommen wir da nicht weit, mir wenigstens ist diese Weisheit stets eindruckslos geblieben; heute aber halte ich sie für ein Stimulans, das nur auf den äußeren Erfolg abzielt.

Ich möchte mich, wenn ich von Willenserweiterung spreche, ganz im Rahmen der Schule, ja des einzelnen Unterrichtsfaches halten und denke mir die Sache etwa folgendermaßen. Ich weiß dabei, daß ich damit keine neue Weisheit auskrame, ich weiß aber auch, daß diese alte Weisheit zu wenig Verwendung findet.

Ich erinnere mich noch heute mit Freude und Genugtuung der griechischen Stunden in Untertertia, in denen wir — die Schüler und ich — auf Grund einiger dargebotener Sprachgesetze den größten Teil der Formen gemeinsam fanden, wie sich da Wissen und Können der Tertianer in lebendigstem Wetteifer zum Lichte drängten. Das Prinzip der Selbsttätigkeit bewährte sich im Wissen und Wollen und führte zu einer Selbständigkeit, die sich oft in gar nicht dummen, sondern sehr klugen und feinen Fragen der Schüler äußerte. Aber einige Jungen wurden allgemach ungeduldig ob der Zwischenfragen, und einer erklärte mir eines Tages nach der Stunde: „Herr Oberlehrer, Sie haben doch gesagt, wir fingen noch in diesem Quartal mit Homer an" — ich hatte griechischen Anfangsunterricht mit dem Homer zu beginnen — „fangen wir denn auch wirklich noch damit an?" „Das liegt an euch," sagte ich, „wir dürfen natürlich nicht eher anfangen, als bis wir das und das und das können!" Ich erhielt die Erwiderung: „Dann müssen die und die aber auch das viele Fragen sein lassen; wir kommen ja nicht vorwärts!" Da hatte ich meine Lektion, hier interessevolles Fragen — hier Vorwärtsdrängen. Warum hatte ich aber auch den Termin des Homeranfangs verraten? Ich hatte unbewußt eine Willenserweiterung geschaffen — aber das Fragen war doch auch etwas Gutes. Es mußte also überlegt werden, wie interessevolles Fragen erhalten und das neue Ziel doch in der versprochenen Zeit erreicht werden konnte. Ich erklärte den Jungen, wie das Fragen auf wirklich Wertvolles und Wichtiges einzuschränken sei, die Jungen begriffen es allgemach und taten so, wie ich gesagt hatte. Inoffiziell hörte ich dann später noch, daß einige Träglinge von ihren lieben Freunden mit Tertianerschmeicheleien belegt waren, weil sie ihre Formen und Vokabeln nicht gelernt hatten und der Oberlehrer erstens böse geworden und zweitens nachdrücklich zu repetieren angefangen hätte. — Mit dem Homer haben wir aber doch zur versprochenen Zeit angefangen dank der erzielten Willenserweiterung und -Energie, die damals ohne klar überlegten Vorsatz provoziert war.

Daß ein Lehrpensum in einer bestimmten Zeit erledigt werden muß, sehen nicht nur die Flegeljahre des Tertianers, sondern auch der Unverstand des Sertaners ein. Warum soll man die Schüler den Weg, der noch durchwandert werden muß, nicht überblicken lassen, warum soll man sie nicht zu der Einsicht führen, daß von ihrer Mitarbeit Fortschritt und Freude des Unterrichts wesentlich abhängen, und warum soll man nicht um ihre Mithilfe werben? Ist es etwa wider unsere Würde und Autorität, den Jungen das Gefühl beizubringen, daß das, was in der Schule geleistet werden muß, gemeinsame Arbeit ist? Ist es denn etwa richtiger, nur ex cathedra im ernsten Pflichtton Stück für Stück des Pensums darzubieten, seine Erledigung zu verlangen und die kleinen Leute nur immer im dichten Walde tappen zu lassen, so daß sie nirgends eine Aussicht auf Ziel und Ende gewinnen? Ist es ein methodisches Verbrechen, die Schüler von Zeit zu Zeit auf eine Höhe

zu führen, damit sie mit freiem Aufatmen nach vorwärts und rückwärts blicken können, damit sie sich freuen können über das, was sie hinter sich gebracht haben, fühlen, daß die Kräfte reichen, auch das noch vor ihnen liegende Dickicht zu durchdringen? Ich meine, es sollte solches Verfahren selbstverständlich sein und als ein Zeichen von Einsicht und Geschick gelten, wenn der Lehrer die Schüler zu der Neugier zu reizen versteht, wie es wohl hinter dem dichten Walde des gerade vorliegenden Pensums aussieht. Bei einem solchen Ausblick fragte mich einst ein Sextaner: „Herr Oberlehrer, ob Sie bis zu den Ferien die fünfte auch noch durchkriegen?" — er meinte die fünfte lateinische Deklination. — Ich habe mich durch den naiven Zweifel an meiner Einsicht und Leistungsfähigkeit nicht beleidigt gefühlt, sondern den kleinen, sorgenvollen Mann getröstet: „Ich denke doch, wenn ihr mir tüchtig helft, dann wollen wir's schon zwingen, und den X und den Y kriegen wir am Ende auch noch mit." In einem früheren, ähnlichen Falle hatte ich geantwortet: „Wart's ab, das laß meine Sorge sein." Das war sehr verkehrt gewesen, wie der Schatten, der über das Gesicht des Jungen flog, mich augenblicks belehrte.

Appell an die Mitarbeit, Appell an die Selbständigkeit in Sexta wie in Tertia, und noch mehr in Prima, nicht bittweise und nicht drohend, sondern im Tone des selbstverständlichen Zusammengehörens. Der Ton hat in Sexta eine andere Klangfarbe als in Prima, das ist selbstverständlich, die Sache aber ist dieselbe. Ja, man kann in einer guten Prima mit den Schülern den Arbeitsplan geradezu gemeinsam überlegen und beraten, der eigentlichen Pensenarbeit vorgreifend, diesem oder jenem schon Lektüre, die erst später im Gesamtunterricht zur Besprechung kommt, zur Durcharbeitung anheimstellen, auf Grundfragen oder Probleme, die den ganzen Unterrichtsgang durchziehen sollen, schon frühzeitig aufmerksam machen, dazu Literatur zur Verfügung stellen. Ich glaube, das mit Glück sowohl in der Geschichte wie im Deutschen versucht zu haben. Die Selbsttätigkeit läßt sich bei Primanern nicht unschwer auf sehr verschiedene Weise für den regelmäßigen Unterrichtsgang anregen, der Arbeit der Stempel der Freiwilligkeit aufdrücken, einer Freiwilligkeit, deren Korrelat, das Gefühl der Verantwortlichkeit, sich meistens von selbst einstellt, jedenfalls leicht lebendig gemacht werden kann. Man wende nicht ein, daß sich bei solcher vorgreifenden, freiwilligen Selbsttätigkeit leicht falsche oder schiefe Urteile einstellen oder das Interesse für den Unterricht selbst herabgesetzt werde. Verkehrtheiten des Urteils lassen sich in Rede und Gegenrede, die unter sicherer Leitung getrost die Form der Debatte annehmen sollen, richtigstellen. Daß aber durch die angedeutete Art der Selbsttätigkeit eine Interesse-Abnahme eingetreten sei, habe ich nie erfahren, vielmehr das Gegenteil. Es steht mir zu wenig Raum zu Gebote, um im einzelnen auszuführen, wie solche selbsttätige Freiwilligkeit oder freiwillige Selbsttätigkeit ausgelöst und für die ganze Klasse fruchtbar gemacht werden kann. Neben den üblichen Vorträgen oder größeren freien Arbeiten in Aufsatzform denke ich an mündliche Ergänzungen zu dem Schulpensum aus Schriftstellern, die ähnliche Probleme wie das gerade in der Schule behandelte erörtern, an privatim vorbereitete Begründungen von

Urteilen, die von denen, die der Lehrer im Unterricht abgegeben hat, abweichen. Für gewisse Stoffgebiete kann man sich geradezu Sachverständige heranbilden, die in der Klasse bei strittigen Fragen als Autoritäten — natürlich cum grano salis zu verstehen — herangezogen werden. Ich streife hier nur die sogenannten Studientage, mit denen ich sehr gute Erfahrungen gemacht zu haben glaube, und die hoffentlich auch an unserer Anstalt bald ins Leben gerufen werden können.

Ganz selbstverständlich scheint es mir zu sein, daß man durch den Unterrichtston nicht Urteile oder Meinungen, die vielleicht noch Schiefes an sich tragen, von vornherein abweisen darf. Ein „So?", ein „Meinen Sie?" führt oft zur Selbstkorrektur und wahrt und fördert das Selbstdenken und die Selbsttätigkeit. Das „Meinen Sie?" beugt nicht, sondern reizt und gewinnt, macht nicht abhängig, sondern erhält Freiheit, Selbständigkeit und Interesse. Schlägt man aber mit einem „Das ist falsch!" oder „Ach was", oder durch stummes Hinübergleiten zum Nachbar ein unrichtiges Urteil gleich tot, stellt es damit gewissermaßen an den Pranger, nun, der Urteilende wird sich hüten, frisch und freiwillig wieder mit seiner Meinung herauszukommen, er wird nur unter Zwang antworten und vom Eigenen so wenig wie möglich in die Antwort legen, er wird sein Wissen, aber nicht sein Urteil präsentieren. Solchen Zwang anwenden zu müssen, verschulden wir Lehrer gar oft selber, ohne es zu wissen, daß er aber dem Lehrenden und Lernenden nicht viel Vorteil bringt, das wußte schon Augustin. „Plus valet in discendo libera curiositas quam meticulosa necessitas." Das freie Interesse leistet beim Lernen mehr als der Furcht auslösende Zwang. Wer immer in Sorge sein muß, ob er auch das Richtige sagt, der wird bald stumm, und die Unlust am Gegenstand kriecht ihm ins Herz. Unlust aber ist Lebens- und Leistungshemmung, die Lust krafterhöhend und schöpferisch. Wie geht es uns Erwachsenen denn, im Verkehr, im amtlichen, im geschäftlichen? Ob wir hoch stehen oder niedrig, ob die Formen ein wenig feiner oder gröber sind, das ist einerlei, — begegnen wir nur absprechender Kritik, so remonstrieren oder revoltieren wir, oder — und das ist das Alltäglich-Allgemeine — wir ziehen uns unmutig auf uns selbst zurück, unlustig zur Weiterarbeit. Sind wir aber gar sehr empfindlich, so werfen wir, wie man zu sagen pflegt, den Leuten den Kram vor die Füße. Das können nun die Schüler nicht, wohl aber können sie sich auf sich selbst zurückziehen, äußerlich unterwürfig — „nichts aber ist unbesieglicher als Unterwürfigkeit" sagt Selma Lagerlöf mit vollstem Rechte — sie schließen den Zugang zu ihrem Inneren dem Lehrer vor der Nase zu; da steht er dann mit aller seiner Gelehrsamkeit und Weisheit, trichtert Kenntnisse ein, aber an die Seele der Jugend kommt er nicht heran; seinen Einfluß als Erzieher hat er verloren, zum mindesten zeitweise. Gottlob, daß unsere Jungen keine fertigen Menschen sind, sondern recht unfertig und leichtlebig; sie vergessen meistens schnell, lassen sich wieder fangen, ein gutes, ein richtiges Wort zu rechter Zeit macht ihre Herzen wieder auf.

Ich weiß manchen Fall, wo ich mit einem unbedachten Wort die Herzenstür zugeschlossen hatte und mir Tage hindurch die Apathie und Interesselosigkeit eines Schülers nicht erklären konnte, bis eine Frage an einen anderen Schüler

die Erklärung brachte und mir Gelegenheit gab, über Übelnehmen im allgemeinen und im besonderen und über Gekränktsein und Empfindlichkeit mich ernst zu äußern oder durch einen Scherz die trübe Atmosphäre wieder zu klären, je nach der Lage des Falles.

Das Interesse am Stoff und die Freude an der Arbeit und damit frische Selbsttätigkeit hängen aber weiter davon ab, ob unsere Schüler mit ihrer Arbeit auch Erfolg haben. Mißerfolg deprimiert, Erfolg erhebt und spornt. Ich meine nicht, daß wir mit Anerkennung und Lob schnell bei der Hand sein müßten. Wir müssen vielmehr das Gelingen in die Sphäre des Selbstverständlichen erheben, aber auch das Unsere dazutun, daß das Gelingen gelingt. Nicht um Lehrerlob, nicht um Elternbelohnung soll etwas geleistet werden, sondern die Freude am eigenen Schaffen, am eigenen Vorwärtskommen soll das Grundgefühl des Schülers sein. Der Lehrer hat es in der Hand, Erfolge erleben zu lassen, selbst dem kleinen Schwächling und Dummling kann man die Freude des Gelingens wenigstens hier und da machen. Es ist gewiß kein Verbrechen, wenn der Lehrer hin und wieder als geschickter Regisseur fungiert und eine Erfolgsszene sich abspielen läßt, wo der Applaus des Publikums ersetzt wird durch das freundliche Lehrerwort: „Siehst du wohl, das hast du ganz schön gemacht." Aber solche kleinen Erfolgsfreuden streife ich hier nur in Parenthese, sie sollen ja auch im Klassenleben nur Parenthesen sein. Hier handelt es sich um das Erfolgerleben einer ganzen Klasse. Es ist nötig, von Zeit zu Zeit eine Stunde oder einen Teil einer Stunde so einzurichten, daß das Gefühl durch die Klasse geht „das haben wir gekonnt". Mit anderen Worten, es ist nötig, gelegentlich das Leichte in den Vordergrund zu schieben und das Schwierigere beiseite zu lassen oder darüber hinwegzuhelfen ohne Kritik. Die Kritik muß auch einmal schweigen können. Es wird sich das in allen Fächern machen lassen. Man baue seine Fragen nur nicht allein auf dem Wissen, sondern auch auf dem Urteil der Schüler auf, man extemporiere mit ihnen auch leichte Stellen und helfe schnell, wo ein Anstoß sich ergibt oder droht, man repetiere im Fluge nur Allgemeinstes, man lasse einmal eine ganz leichte Arbeit schreiben, man fasse die Sache so an, als ob man vor einem Inspizienten eine Klasse in ihrer Güte vorführen wollte, der Inspizient aber ist die Klasse selber; man habe Geschick genug und etwas Glück dazu, daß man am Ende solchen schnellen, frischen, kritiklosen Verfahrens sagen kann: „So, das ging! Nun wird Schwereres auch gehen!" Ich bin Optimist genug, um zu glauben, daß solche Stunden etwas Befreiendes haben, und ich meine, sie als Schüler und Lehrer erlebt zu haben. Wie heißt's doch im Wallenstein? „Der Soldat muß sich können fühlen!"

Im Erfolg liegt die Bestätigung der eigenen Kraft; ohne Kraftgefühl, ohne Vertrauen zu sich selbst wird nie geleistet, was geleistet werden könnte, darum ist Erfolgerlebenlassen eins von den Mitteln, die die ernste, schwere Schularbeit fördern, man sollte den psychologischen Wert dieses Mittels nicht unterschätzen, vor allem dann nicht, wenn es sich um größere, freigewählte Arbeiten in den oberen Klassen handelt. Man braucht nicht bange zu sein, daß ein Erfolg gleich zur Selbstüberhebung und damit zu Faulheit oder Leichtsinn verführe oder durch

Anerkennung der Maßstab, den der Schüler an die eigene Leistung und Leistungsfähigkeit legen soll, nicht hoch genug bleibe, denn neben der Anerkennung schreitet ja die Kritik und mahnt und warnt. Aber nur Kritik — nein, das ist falsch, unbedingt falsch, ein psychologischer Fehler. Ich habe an verschiedenen Schulen Fälle erlebt, wo solches Verfahren alle Kräfte lähmte. Wo Leichtsinn, Selbstüberhebung, Oberflächlichkeit und sogenanntes Schmeißertum eine Leistung hat entstehen lassen, da mag, trotz mancher Vorzüge der Arbeit, herbste Kritik den jungen Mann bis ins Zentrum seiner Eitelkeit und Hohlheit treffen, wo redliches Bemühen eine wenn auch unvollkommene Arbeit zustande gebracht hat, da darf das ermunternde Wort nicht fehlen, sonst gehen Lust, Interesse, Selbsttätigkeitstrieb, und wie alle die positiven Mächte in unserer Seele heißen — zum Teufel! —

Aber noch mehr, wir dürfen uns nicht damit begnügen, eine nur hemmende Kritik zu unterlassen, sondern wir müssen ermunternd die Selbsttätigkeit positiv fördern. Es gilt nicht nur im Frage- und Antwortspiel der Schule nach dem Wissen zu forschen, sondern es sollte mehr, als es heute geschieht, sich die Frage an das freie Urteil der Schüler wenden. Man sollte durch die ganze Fragestellung und Frageart, durch Zweifelsfragen, wie ich sie nennen möchte, das unbeeinflußte Denken, die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Selbsttätigkeit beim Denkprozeß häufiger reizen, den Schüler zur Äußerung eigener Meinungen, auch Empfindungen bestimmen und auf diese Weise ihn zu größerer Selbständigkeit heranbilden. Es scheint mir, als ob unsere Schüler zu oft bis oben hinauf unter dem Autoritätszwang des Lehrers stünden, unter dem Eindruck: „Wie will der Lehrer die Antwort haben?" Man wagt sich in der Klasse zu wenig mit seinen eigenen Gedanken hervor und fürchtet sich vor falschen Antworten. Diese Scheu sollte man bekämpfen, der latenten Meinung, daß Unrichtiges in jedem Falle unangenehme Folgen nach sich zieht, sollte man nicht in den Fällen Nahrung geben, wo es sich um Fehlgreifen im Urteil handelt, wo Mangel an Kombinationsfähigkeit oder logischer Schlußkraft zutage tritt. Da natürlich, wo das Falsche auf mangelhaftem Wissen dessen, was zu wissen Pflicht ist, beruht, darf die böse Folge nicht fehlen. Die alte didaktische Erfahrung, daß unrichtige Antworten oft den besten Anstoß bieten, Klärungen herbeizuführen, die willkommene Gelegenheit schaffen, das Lehrerurteil über das, was schon sicher verstanden, was noch schwankend, was noch unverstanden geblieben ist, zu festigen machen wir uns oft nicht so zunutze, wie es möglich und nützlich ist. Will man aber das, so muß man die Antwortfreudigkeit fördern und nur dort eindämmen, wo sie zur Störung des Gedankenganges, Zeitverschwendung oder sonstigen Unzuträglichkeiten, z. B. eitlem Sichvordrängen, führt.

Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich behaupte, daß die größere Selbsttätigkeit der Schüler sie auch zu größerer Selbständigkeit führt und ihr Verantwortlichkeitsgefühl schärft und steigert. Beides, Selbständigkeit und Verantwortlichkeit, hängen auf das engste miteinander zusammen. In dem Maße, wie die erstere wächst, steigert sich die letztere und wird auch ihre Größe, Schwere und Bedeutung empfunden. Das ist ein psychologisches Gesetz und wird von uns tagtäglich erlebt.

Nun steht es aber außer allem Zweifel, daß wir die Selbständigkeit unserer Schüler in sehr engen Schranken halten, und daß sich Zustände ausgebildet haben, die sie immer mehr zu untergraben geeignet sind. Das eine und andere mag hier gekennzeichnet werden. Ich schlug schon vorher den Gedanken an, daß es der Elternsorglichkeit, der Behütung und Gängelung der Kinder von Jahr zu Jahr mehr geworden sei, meines Erachtens nicht zum Glück des Nachwuchses und nicht zum Vorteil der Gemeinschaft. Ich habe längere Jahre Buch darüber führen lassen, welchen Schülern Nachhilfeunterricht erteilt wurde, in welchen Fächern und in wieviel Wochenstunden, bezahlte Nachhilfe in irgendeiner Form. Es ergab sich das erschreckende Resultat, daß in manchen Klassen bis zu 30 % der Schüler solche Nachhilfe erhielten; auf die ganze Anstalt berechnet ergab sich ein Schwanken zwischen 15 und 20 %. Man bedenke, etwa jeder 5. oder 6. Schüler erhielt bezahlten Hilfsunterricht in den Schulfächern. Und die Hilfe der Väter, der Mütter, Tanten, Brüder und Schwestern kommt noch hinzu. Und das Fazit wäre? Ein gewaltiger Prozentsatz der Schüler soll nicht imstande sein, durch selbständige Arbeit den Forderungen der Schule zu genügen. Die Gründe für diese unerfreuliche Erscheinung sind hier nicht zu erörtern, wohl aber die Folgen.

Wer da weiß, wie es bei bezahltem und unbezahltem Nachhelfen hergeht, der ist sich ganz klar darüber, daß hier Unselbständigkeit gerade gezüchtet und das Gefühl für Selbstverantwortlichkeit eingeschläfert, in manchen Fällen ertötet wird. Die Nachhilfe in ihren hundertfältigen Formen, die bezahlte und unbezahlte, die fachmännische und dilettantische, die gewaltsame, ungeduldig polternde und die sanfte, alle Arbeit auf sich nehmende, alle Schwierigkeiten beseitigende, sie mag zu einem leidlichen Zeugnis, sie mag zur Versetzung führen, man schätze diese Vorteile hoch ein, aber man verschließe die Augen nicht vor den geheimen, verborgenen Schäden, die sie in der Überzahl der Fälle im Gefolge hat. Man kann ohne Übertreibung von einer Nachhilfeindustrie sprechen, und Nachhilfefabriken gibt es in Masse — in dem einen Ort heißt es scherzhaft unter den Jungen: „Ich gehe in die Fabrik von dem und dem"; in anderen sagt man: „Der und der hält einen besseren Zirkus wie jener!" Fabrik- oder Zirkusbetrieb dient nicht dem wahren Wohl der Jugend, sondern lediglich dem momentanen Schulerfolg. Es geht beim Hilfsunterricht nicht ums Arbeitenlernen, um Selbständigwerden, es geht nur um Zeugnis und Versetzung, es geht, wie die sentimentale oder rechnerische Klage vieler Eltern lautet, um ein Lebensjahr. Als ob ein Jahr sitzenbleiben und damit durch eigene Kraft sich weiterhelfen, selbständig werden in den meisten Fällen nicht weit mehr wert wäre, als die 365 Tage, die man vielleicht früher zum Beruf kommt. Und ist es denn nicht notwendig, daß es sich auch der junge Mensch, der Schulfuchs, schon einmal sauer werden läßt und die Folgen von Leichtsinn und Faulheit einmal bitterer als durch eine Stunde Arrest spürt? Aber sitzenbleiben, welch Schreckbild! Dem Jungen ist aller Lebensmut gebrochen, der Junge vergeht vor Scham, der Junge wird total verbummeln! Liebe Väter und liebe Mütter, Sitzengebliebenen ist der Lebensmut noch allemal nach 14 Tagen, wenn das neue Schuljahr anfing und der Vaterzorn verraucht und der Mutter-

kummer milder geworden war, wieder erwacht, und das Schämen ist auch verwunden. Gegen Verbummeln haben ja aber Eltern und Schule noch allerlei Mittel; man sei nur nicht allzu mitleidsfreudig!

Mir steht noch immer das Bild vor Augen, wie vor Jahren ein sitzengebliebener, kluger Primaner vor mir stand und sagte: „Ja, Herr Direktor, ich habe ja nie arbeiten gelernt, ich weiß gar nicht, wie ich es jetzt anfassen soll. Ich habe mich im ersten Halbjahr immer auf die faule Bank gesetzt, manchmal bis Weihnachten, und dann gab es Nachhilfe, so viel ich wollte. Mein Vater war zu gut, er hätte mir keinen Privatunterricht geben lassen sollen, er hat an mir ein Unrecht getan." Ich hatte Mühe, ihm plausibel zu machen, daß er in erster Linie unrecht getan und es jetzt mit seinen Vorwürfen erneut täte. Mir war bei diesen Vorhaltungen aber gar nicht wohl zumute, und es folgte dann auch mit unbequemer Offenheit die Entgegnung: „Als Tertianer und Sekundaner sieht man das noch nicht ein, wenn man nur versetzt wird." Mit einiger Beschämung dachte ich auch an die Schule, die sich jahrelang hatte nasführen lassen, und ich machte mir so meine Gedanken über die Gutmütigkeit einer Versetzungskonferenz — doch das gehört nicht hierher. Genug, der junge Mensch war systematisch aller Selbständigkeit entwöhnt, hatte Selbstverantwortlichkeit nie gefühlt und nie gelernt; gottlob, daß ihn noch in der Prima sein Schicksal erreichte und mit diesem ihm wertvollste Erkenntnis aufging. Und noch ein Beispiel, trüber als das eben erzählte. Zwei junge Leute, bester Herkunft, waren derartig mit Aufsicht, Privatunterricht, milder Rücksichtnahme und, weiß Gott, was noch für Mitteln und Mittelchen gepäppelt worden, daß sie trotz ausreichender Intelligenz so leistungsunfähig, unselbständig, gleichgültig, matt und schlapp geworden waren, daß sie und die Schule aufatmeten, als sie dieser Valet sagten. Was hätte aus den jungen Menschen werden können, wenn eine härtere Hand sie zur Selbständigkeit geleitet, ja gezwungen hätte von früh auf. Die Dukaten der Väter stiften doch oft mehr Schaden als Nutzen!

So sollte denn von den Schulen alles getan werden, diesen Nachhilfeunterricht auf ein Mindestmaß zu beschränken, die Eltern aber sich sagen lassen, daß in der Mehrzahl der Fälle die Nachhilfestunde der Selbständigkeit schweren Schaden bringt, wo sie aber Jahr um Jahr erteilt wird, zu ihrem Totengräber wird.

Wie steht es nun mit der Selbständigkeitspflege in der Schule selbst? Es wurde schon vorher gesagt, ohne Gewöhnung an ernste, mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit verbundene Arbeit und ohne Übung in selbständiger Betätigung und Regelung der Kräfte kann der Zweck der Erziehung nicht erreicht werden.

Innere Selbständigkeit ist immer mit Selbstbewußtsein und Kraftgefühl verbunden. Wie nun gestaltet sich das Verhältnis von Selbständigkeit und Selbstbewußtsein einerseits zur Autorität anderseits, der sich doch der Schüler unterwerfen muß, wenn anders Unterricht und Erziehung möglich sein sollen? Selbständigkeit und Autorität scheinen Gegensätze zu sein; wo die erste vorhanden, erscheint die zweite leicht als ihr Feind. Und doch ist es nicht schwer, eine Synthese zwischen beiden zu vollziehen, und wir vollziehen sie tatsächlich oft und ohne Schädigung der einen oder anderen. Am deutlichsten tritt das bei den Soldaten

ins Licht. Höchste, selbstverständliche, unantastbare Autorität auf der einen Seite, größte, verantwortungsvolle, aktive Selbständigkeit auf der anderen Seite. Der Selbständigste ist zugleich derjenige, der sich am besten in den Sinn und Willen der Autorität fügt. Über der Autorität und der Selbständigkeit steht, beide bindend, das Gesetz des Zweckes, um deswillen beide da sind. Wo die Autorität als etwas Notwendiges, Selbstverständliches erkannt und anerkannt wird, da kann sie sich ohne Schaden eines Teiles ihrer Oberhoheit selbst entäußern. Man sieht auf den ersten Blick, daß ein tüchtiger Lehrer der Selbständigkeit der Schüler einen weiten Spielraum lassen kann, wissenschaftliche und intellektuelle Überlegenheit, größere Erfahrung, moralische Intaktheit, also vor allem Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit, sind so starke Stützen seiner Autorität, daß sie Auswüchse der Selbständigkeit der Schüler nicht zu fürchten braucht, auch in den oberen Klassen nicht.

Man muß zwar auf den Schein der Allwissenheit verzichten können, man muß ohne Winkelzüge zugeben können, daß der Schüler recht und der Lehrer auch einmal unrecht haben kann, man muß sich mit dem Schüler unter die Autorität der Wissenschaft, das ist der Wahrheit, stellen. Der Lehrer bleibt doch, wenn anders er ein integrer Mann von gutem Wissen ist, im gemeinsamen Dienste der Wissenschaft der Führer, die Schüler die Gefolgsleute. Und das ist das richtige Verhältnis. Das Nebeneinander der Schülerselbständigkeit und Schulautorität spiegelt im kleinen jenes große, die Gegenwart beherrschende Problem der sozialen Pflichten und der individuellen Rechte wider, oder wie es Jerusalem in seinem genannten Werke ausdrückt, das Problem der Synthese von Menschenpflicht und Menschenwürde. Es läge nahe, an dieser Stelle die von vielen gepriesene, von Foerster geforderte, von anderen verworfene Einrichtung der Schüler-Selbstverwaltung eingehend zu erörtern, da sie doch ganz besonders danach angetan zu sein scheint, die Selbständigkeit der Schüler zu erweitern und zu stärken, ihr Verantwortungsgefühl zu schärfen. Gerade um dieser Vorzüge willen wird sie ja gepriesen; ich muß mich aber auf wenige Bemerkungen beschränken. Daß sie in unsern deutschen höheren Schulen noch so wenig Eingang gefunden hat, liegt vor allem daran, daß die Lehrer ausgesprochener- und unausgesprochenermaßen Kollisionen mit ihrer Autorität fürchten. Solche werden ja auch, wenn die Sache nicht geschickt angefaßt und von unten auf eingebürgert wird, nicht ausbleiben und haben auch wohl schon starke Trübungen zwischen Lehrer und Schülern herbeigeführt. Aber über solche Kinderkrankheiten wird man ja hinwegkommen, und ich kenne tatsächlich Klassen-Selbstverwaltungen bei Jungen und Mädchen, die sich nach vielen Richtungen hin segensreich bewährt haben. Auch läßt sich gar nicht leugnen, daß durch Vertrauensmänner, oder ein „Komitee", oder, wie man sonst die Schülervertretung nennen will, der Geist der Klasse wahrhaftiger, freier, gesitteter geworden ist, daß die Schüler und Schülerinnen, die als die Klassenorgane fungieren, an Selbstgefühl und Verantwortungsgefühl stärker wurden, auch erkannten, daß ohne Ordnung und pflichttreue Arbeit ein Klassenganzes nicht bestehen kann, ja auch einsahen, daß viele Schülerklagen über Lehrer

unberechtigt waren, und daß das Regieren, vor allem das gerechte Regieren, eine sehr schwere Sache ist. Auch die Kenntnis des Lehrers von dem „Eigenleben" der Klasse, von den einzelnen Individualitäten, von dem Zuviel oder Zuwenig der Arbeit mehrte sich erheblich und bot die Möglichkeit, die Klasse und den Einzelnen richtiger anzufassen. Es wird also auch anderwärts als in meinem Beobachtungskreis der erzieherische Einfluß der Lehrer, wenn anders sie danach sind, durch solche intimere Kenntnis wachsen, und es wird sich ergeben, daß wir bislang die Schüler mehr bevormundet und gegängelt haben, als es nötig und dem Selbständigwerden der jungen Menschen nützlich ist.

Es ließen sich noch mehr Vorteile aufzählen; nur wolle man die Gefahren nicht übersehen, die mit ihnen verbunden sind. In jeder Klasse geht ein unsichtbarer Geist um, der Urteil und Tun der Mehrheit in seinen Bann zwingt. Gegen diesen Geist, dem die schwächeren, unselbständigen oder gleichgültigen Naturen fast immer erliegen, war und ist der Lehrer fast machtlos; er spürt zwar hin und wieder die Symptome, die an die Oberfläche treten, kann aber nur selten bis zu den Wurzeln vordringen. Wird nun die Klasse organisiert, kommen die Starken gewissermaßen amtlich an die Spitze, so geschieht es leicht, daß die Schwächeren zu noch größerer Unselbständigkeit herabsinken, den Mut der eigenen Meinung ganz verlieren und ganz und gar zu Mitläufern werden. Der Lehrer wird sich also hüten müssen, in der Klassenvertretung immer auch die Klassenmeinung sehen zu wollen. Auch kann der Schutz und die Stärkung der schwächeren Charaktere durch ein Klassenregiment sehr erschwert werden, denn nicht immer kommen die richtigen Menschen an die führenden Stellen. Nirgends aber sollte man zur Schüler-Selbstverwaltung übergehen, wo man nicht eine ziemlich sichere Kenntnis von dem Klassengeist besitzt, nie sollte sie von oben herab angeordnet werden, sondern sie muß wie von selbst aus den Wünschen der Klasse hervorwachsen; die Klasse muß wenigstens das Gefühl haben, sie habe die Selbstverwaltung gewollt. Denn nur, wenn das der Fall ist, kann man auf die Selbständigkeit und Verantwortungswilligkeit rechnen, die die wertvollste Frucht der Selbstregierung ist; gern mag man ja suggestiv ein wenig nachhelfen, aber nichts dekretieren wollen. Ist die neue Einrichtung aber einmal durchgeführt, so lege man sich starke Selbstbeschränkung auf, hüte sich vor schnellen oder gewalttätigen Eingriffen; sie können leicht auf lange hinaus Verdrossenheit heraufbeschwören, den schlimmsten Feind alles freien, selbständigen Handelns und sachgemäßen Urteilens. Ob in der Selbstverwaltung mit Recht eine Übung gesehen werden darf, die die Schüler fähiger macht, später ihre Bürgerpflichten zu erfüllen, ist mir mindestens zweifelhaft. Es wäre kein großer Schade, wenn dieser technische Vorteil nicht erreicht würde. Die Vorbereitung auf die rechte Erfüllung der Staatsbürgerpflichten muß von der Schule doch tiefer fundiert werden als durch die Betätigung ihrer Zöglinge in einem Schulstaat.

Es ist und bleibt die verantwortungsvolle Aufgabe des erziehenden Unterrichts, ein junges Geschlecht heranbilden zu helfen, das sich seiner Pflichten gegen Staat, Gesellschaft und alle Gemeinschaftseinrichtungen bewußt, diese Pflichten

zu erfüllen bereit und fähig ist, dem die Schule anderseits aber auch Gelegenheit und Hilfe bieten muß, individuelle Eigenart zu wirklichem Persönlichkeitswert auszubilden. Wurde bislang in unseren Schulen Wissen und Leistung der Schüler bereits aufs stärkste betont, so soll von dieser Forderung ganz gewiß nichts nachgelassen werden, vielmehr der Wert des Wissens und der Leistung noch gesteigert werden. Solche Steigerung wird aber nur dann erzielt werden können, wenn mehr als bisher alle in der Jugend ruhenden Kräfte — das Interesse, der freie Tätigkeitstrieb, der Drang zur Selbständigkeit — im Unterricht, im sonstigen Schulleben und bei der häuslichen Arbeit in Anspruch genommen werden.

Mein Glaube, daß das möglich ist, wurde nicht erzeugt durch einen vagen Optimismus, sondern durch psychologische Tatsachen und eigene Erfahrung. Die so vielfach und lebhaft geforderte freiere Gestaltung des Unterrichts bedarf keiner neuen Lehrpläne, keiner besonderen Organisationen; wir Lehrer können die Wertsteigerung des Wissens und der Schülerpersönlichkeit erreichen in stiller, freier, selbständiger Arbeit zu unserer und unserer Schüler Freude im wohlverstandenen Interesse der Jugend und ihrer und des Staates Zukunft.

Napoleon I.

in der französischen Geschichtslektüre unsrer höheren Schulen unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes der wissenschaftlichen Napoleonkritik in Deutschland und Frankreich

Von Prof. Dr. Wilhelm Bohnhardt

Die vorliegende Abhandlung ist aus einem Vortrage erwachsen, der auf dem Dritten Rheinischen Philologentage im Juli 1909 in Düsseldorf gehalten wurde dank einer freundlichen Anregung des Herrn Direktors Meese-Essen, des damaligen Vorsitzenden der neuphilologischen Gruppe. Seinem Wunsche, der auch von andern Fachgenossen geteilt wurde, das Material gedruckt zu sehen, komme ich hier gerne nach. Das Thema mit seiner schier erdrückenden Fülle von Stoff auf den knapp zugemessenen Seiten zu behandeln, birgt die Gefahr in sich, daß durch den teilweise zu reichen Beirat von Einzelheiten der Eindruck des Ganzen verwischt wird und mag dem einen diese, dem andern jene Frage nicht in seinem Sinne gelöst haben. So werden diese Lesefrüchte, die seit Jahren aus Sybels Historischer Zeitschrift, der Revue historique, der Revue des Deux Mondes und andern später zu erwähnenden Zeitschriften zusammengesucht sind, manchen Einwänden begegnen. Da es mir beim Sammeln lediglich darauf ankam, sie zugunsten des Unterrichts nicht dem Gedächtnis entschwinden zu lassen, so ist nicht immer vermerkt worden, wo sie aufgelesen sind und woher sie kommen. Daher sei um Entschuldigung gebeten, wenn sie nicht überall ihrem Eigentümer mit Ort und Namen zurückgegeben werden können. —

Die historische Prosa soll, auch nach den Gutachten der verschiedenen Direktorenkonferenzen, in der neusprachlichen Lektüre schon mit Rücksicht auf den französischen Aufsatz oder die neuerdings eingeführte dreistündige freie Arbeit der Reifeprüfung den breitesten Raum einnehmen und wird diesen Platz in der nächsten Zukunft behaupten trotz der sich mehrenden kühnen Versuche, die Philosophie ihr an die Seite zu stellen. Man kann auch, ohne solche zu treiben, bei der Lektüre historischer Schriftsteller reflektierender Art mit reiferen Schülern in der Stunde ein gutes Stück geistiger Arbeit verrichten, wenn man nur bei der Auswahl des Lesestoffs Münchs Forderung im Auge behält, daß, wie bei den in ihrer Bildungskraft so bewährten Lateinern und Griechen, die Schwierigkeit der sprachlichen Analyse und des Gedankeninhalts zum Wertmaßstab gemacht werde. Wenn nun die weitere, oft ausgesprochene ideale Forderung, daß die gesamte, im Laufe der Schulzeit einer Generation zu bewältigende Lektüre sich dem Schüler als ein Ganzes darstellen soll, zu welchem sich die verschiedenen, zu einem Kanon vereinigten Schriftwerke organisch ergänzen müssen, in der Praxis sich kaum erfüllen läßt, so muß man doch einen bestimmten Lehrgang zu gewinnen suchen, der als leitender Gesichtspunkt die Auswahl und Aufeinanderfolge der Texte wenigstens auf der Oberstufe der Realanstalten mit einer gewissen logischen Notwendigkeit vorschreibt. Zur vollen pädagogischen Wirkung wird das innere Band, das die Autoren zu einer Einheit verknüpft, erst in der Prima gelangen, da hier allein der Zögling angeleitet werden kann, die historischen Anschauungen und Vorstellungen zu verarbeiten und das Objekt seiner Lektüre als ein Ganzes sowie in seiner Gliederung rückblickend zu verstehen.

An keinem geeigneteren Objekt als an Napoleon I., der den Mittelpunkt einer ganzen Unterrichtseinheit auf der Oberstufe bilden könnte, läßt sich diese Arbeit veranschaulichen. Es ist wünschenswert und lehrreich, einer jeden Schülergeneration Napoleon im Lichte der mehr erzählenden und sodann der kritischen französischen Geschichtsschreibung vorzuführen und ihr soweit als möglich durch einen Vergleich beider einen Einblick in die Werkstatt des Geschichtsschreibers und des Forschers zu gewähren, seine Grundstimmung, auf der die Eigenart seiner Darstellung beruht, zu vergegenwärtigen. Ähnlich wie dem Gymnasiasten der Unterschied zwischen der fast nur erzählenden Geschichte des Herodot und dem pragmatischen Werke des Thukydides zum Bewußtsein gebracht werden soll. Im wesentlichen ist eine Beschränkung auf die bekannten drei Historiker geboten, aus denen für die Schule Texte herausgeschnitten sind, die die Persönlichkeit und das Wirken Napoleons mehr oder weniger kritisch beleuchten oder für sein Verhältnis zu Deutschland besonders charakteristisch sind[1]). Daß Taines geistvolle Charakterzeichnung und Lanfreys Feldzug von 1806/07 den an die Primalektüre zu stellenden Forderungen am meisten entsprechen, steht außer Zweifel, und ihre allseitige Wertschätzung ist aus Reichels Überblick über die Lektüre auf Grund der preußischen Programme (Neuere Sprachen, VII) ersichtlich, wenngleich auch gegen Lanfrey sich gewichtige Stimmen auf Direktorenkonferenzen ausgesprochen haben, so Hemme (Hannover 1882) und vor allem Direktor Fritsche (Pommern 1888). Sie verweigern der Darstellung unserer Unglücksfälle durch einen Ausländer auf deutschen Schulen Aufnahme, zumal sie etwas mürrisch und bitter sei und dadurch die Jugend, die Begeisterung verlangt, abstoße. Sehr ungünstig, aber auch fast alleinstehend, ist das Gutachten von Schulthes (Schleswig-Holstein 1892), der die Lektüre von Thiers „Expédition en Egypte" nicht nur für durchaus entbehrlich findet, sondern sogar widerlich „wegen des darin sich breit machenden närrischen Franzosentums". Und gerade dieser Abschnitt ist der glänzendste und interessanteste, von unserm nationalen Standpunkt aus am wenigsten anfechtbare Teil des ganzen Werkes. Überflüssig, die Vorzüge der Darstellung dieser an die Kriegszüge des Altertums erinnernden Expedition und der Charakteristik des Helden hier zu entwickeln. Daneben sind kaum andere Texte aus Thiers für die statarische Lektüre zu empfehlen. Die meisten bieten zu engbegrenzte, der deutschen Jugend fern liegende, einseitig behandelte Stoffe, die zudem für die Beurteilung des Kaisers nicht bedeutungsvoll sind: so die Abschnitte Waterloo und Sainte-Hélène; den Kapiteln über Marengo und Hohenlinden wird mit Recht große Unrichtigkeit in den Tatsachen vorgeworfen. Die Einleitungen vieler dieser Schulausgaben sind obendrein ungenügend. Man weiß, daß die Darstellung der letzten Phasen in Napoleons Geschichte bei Thiers haupt-

[1]) Die Schulausgabe „Napoleon" aus den Mémoires d'Outre-Tombe (Velh. & Klas. 174, B.) wird wohl selten dem Unterricht zugrunde gelegt, weil das Ganze in etwas skizzenhafter Form gehalten und Chateaubriand kein kühl und objektiv abwägender Historiker ist. Als Privatlektüre vielleicht nicht ungeeignet.

sächlich auf den während oder bald nach der Gefangenschaft entstandenen Werken von Bertrand, Montholon[1]), Las Cases[2]), Gourgaud[3]) u. a. beruht.

Es wäre nun ein Teil der Aufgabe, zunächst das Verhältnis zwischen Thiers und Lanfrey in bezug auf ihre Quellenforschung und Darstellung zu kennzeichnen unter der Voraussetzung, daß dieselbe Schülergeneration auf Obersekunda oder bereits in Untersekunda im Anschluß an die Geschichte, die Expédition en Egypte, in Prima Lanfrey oder Taine oder auch statt des erstern die unten zu erwähnenden Bändchen aus Weidmanns Sammlung liest. Die Aufgabe, die leitenden Gesichtspunkte dieser Historiker an einigen konkreten Stellen, die möglichst denselben Perioden aus Napoleons Leben entnommen sind, darzutun, ist in der Schulpraxis jedoch kaum durchführbar. Erstens würde die zweimalige Lektüre derselben Abschnitte, die den Schüler jedenfalls langweilt und ermüdet, schädlichste Einseitigkeit bedeuten, sodann aber liegen dieselben Perioden in gleicher Ausführlichkeit bei den Schriftstellern überhaupt nicht vor oder sind in Schulausgaben nicht zugänglich. So die wichtige von 1806/07. Trotzdem soll später der Versuch unternommen werden, auch dieser Seite des Themas zu genügen. Von einer Kritik von Thiers' „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs", für die jedem die bekannten Schlagwörter, wie „Agitationsschrift, einseitige und persönliche Auffassung", zur Verfügung stehen, darf hier abgesehen werden. Wichtiger jedoch ist, den Schüler vertraut zu machen mit der ganzen persönlichen Entwicklung und Grundstimmung des Verfassers. Diesen Seiten ist bisher bei der Beurteilung des Werkes zu wenig Beachtung geschenkt worden. Thiers stellt sich nach neueren Forschungen in wesentlich anderem Lichte dar[4]). Er ist unzweifelhaft mehr als irgend ein anderer Franzose der Vertreter des modernen Frankreichs, und zwar der schönen Seiten dieses modernen Frankreichs. Keiner hat sein Vaterland aufrichtiger, wärmer geliebt, keiner ist mehr durchdrungen von der Legitimität der großen Revolution, keiner hat sie und die Gründer des heutigen Frankreichs mit seinen Institutionen, die Universität, das Konskriptionsheer, die Justizorganisation, das Konkordat, das Finanzsystem, die alle Stürme des 19. Jahrhunderts überdauert haben, beredter verherrlicht. Dabei ist er eine tieftragische Figur; er,

---

[1]) Seine völlige Charakterlosigkeit und Unglaubwürdigkeit ist schlagend von F. Masson (Revue des Etudes Napoléoniennes, 1912, Heft 1) nachgewiesen worden.

[2]) Souvenirs de l'empereur Nap. I. 6. éd, Paris, Hachette et Cie, 1906.

[3]) Aus seinen Aufzeichnungen hat Heinr. Conrad (1909) ein Buch zurechtgestutzt: „Napoleons Gedanken und Erinnerungen auf St. Helena" (1815—18), nach berühmten, hoch über ihm stehenden Vorbildern. Eine spärliche Ausbeute von Schlachtberichten, Bemerkungen über Kriegsgeschichte, schiefe Urteile des Gefangenen über Menschen, die feindlich in sein Geschick eingegriffen haben. — Ein eigenartiger, immerhin lesenswerter Artikel von Carl Jentsch, Napoleon auf St. Helena (Neue Rundschau, Märzheft 1909) hebt manche anziehende, wenn auch nicht unanfechtbare Vergleichspunkte zwischen Napoleon, Goethe und Bismarck hervor, die auch von selbst dem Lehrer bei der Durchnahme der Taineschen Charakteranalyse aufstoßen.

[4]) Nicht zuletzt in den 1909 veröffentlichten sehr lesenswerten „Erinnerungen" des Vicomte de Gontaut-Biron, des ersten französischen Botschafters am Berliner Hofe nach dem Kriege von 1870.

der mehr als irgend ein anderer zur Wiederaufrichtung des Kaiserreichs beigetragen, mußte sein gefährlichster Widersacher werden, er, der die Gerechtigkeit und Klugheit der Staatskunst gepriesen hatte, welche die Friedensschlüsse von Campo Formio und Lunéville diktierte, mußte nun erfahren, was es heißt für einen Staatsmann, sich einen Frieden, selbst den gerechtesten und klügsten, vom Sieger vorschreiben zu lassen. Er hat die Höhe und den Fall seines Landes besiegelt. Und vergessen wir vor allem nicht seine echt französische Auffassung von dem Geschichtsschreiber. Die Eigenschaften eines solchen gipfeln, wie er in der Einleitung zum 12. Bande ausführt, alle in der einen, in der Intelligenz, nicht etwa in der Gerechtigkeit, in der Wahrheit, die wir für so wichtig erachten. Seit dem Abschluß des Thiersschen Werkes und der Herausgabe der nicht annähernd vollständigen Korrespondenz des Kaisers in 32 Bänden (1858 bis 1869) auf Veranlassung Napoleons III. war lange Jahre für die Geschichte dieser gewaltigen Epoche wenig oder nichts Erhebliches geschaffen worden. In den letzten Jahrzehnten sehen wir wie eine noch immer anschwellende Flut eine Fülle von Veröffentlichungen hervortreibt[1]). Natürlich vieles, was schnell wieder achtlos beiseite geworfen wird, aber auch viele Werke von bleibendem Wert: Aufzeichnungen und Briefe Napoleons und seiner Brüder, Denkwürdigkeiten der Zeitgenossen — Freunde und Feinde — Berichte der Diplomaten, Urkunden, biographische Werke, Monographien über einzelne Ereignisse. Wenn alle diese dem Manne selbst und seinem Werke in ihrer weltumfassenden Größe erschöpfend nicht gerecht werden können, so sind es doch Bausteine für den Berufenen, der einst das größte Denkmal der neueren Geschichte schaffen wird[2]). Diese napoleonische Bewegung, die sich von der früheren dadurch unterscheidet, daß sie politisch bedeutungslos, einen künstlerischen und literarischen Charakter an sich trägt, soll für den Unterricht kurz gestreift werden. Bei der Lektüre des ägyptischen Feldzuges, bei der Lektüre mancher Kapitel aus Taine nehmen wir zu Hilfe die Untersuchungen von G. Roloff[3]) über Napoleons Kolonialpolitik. Daß der Kaiser eine solche zielbewußt und im großen Stil getrieben hat, ist angesichts seiner Anstrengungen, den französischen Kolonialbesitz durch umfassende Neuorganisationen lebensfähig zu machen und die fast zerrissene Verbindung der französischen überseeischen Gebiete mit dem Mutterland wieder herzustellen, nicht mehr zu leugnen. Er knüpft an die große Epoche Colberts an, da wo der Faden der Kolonialpolitik Frankreichs seinerzeit

---

[1]) Das gewaltige Material, das gegenwärtig über 80 000 Werke umfaßt, ist nach mehr als zehnjährigen Vorarbeiten zu seinem Werk von Friedr. M. Kircheisen zunächst in einem kritischen Auszug veröffentlicht worden: „Bibliographie des napoleonischen Zeitalters", Berlin 1908 ff. bei E. S. Mittler und Sohn. Selbst Amerika nimmt an dieser Bewegung teil, man vergl. Edward L. Andrews: Napoleon and America. An outline of the relations of the United States to the career and downfall of Nap. Bonaparte. New York, Mitchell Kennerley 1909. 8 Mk. für nur 89 S.

[2]) Will es Kircheisen „Napoleon I., Sein Leben und seine Zeit" sein? München und Leipzig Georg Müller, 1911. Bd. I. Das Ganze soll 8 bis 10 Bände umfassen.

[3]) Dr. G. Roloff: Die Kolonialpolitik Napoleons, München und Leipzig, Oldenbourg. 1899.

abgerissen war. Schon Leibniz hatte Ludwig XIV. den Plan einer französischen Eroberung Ägyptens ausgearbeitet. Die politische Konstellation der letzten Jahre erlaubt nicht mehr, Napoleon einen Phantasten zu nennen und die Landung in England als eine Utopie aufzufassen. In der Zeit der Segelschiffe erschien sie keineswegs, wie aus den Schriften Dietrich Heinrichs von Bülow erhellt, als eine Unmöglichkeit; in London selbst plante man für den Fall des Gelingens eine Übersiedlung der englischen Regierung nach Ägypten oder Indien. — Im Frieden von Amiens gab Napoleon den überzeugenden Beweis von seiner nüchternen Einsicht, daß seine damalige Seemacht sich der englischen gegenüber in völliger Ohnmacht befinde. Er wollte Zeit gewinnen, um in Ruhe sich die Marine zu schaffen, mit der er den letzten als notwendig erkannten Entscheidungskampf mit England zu führen hätte. Es hieße seine staatsmännische Klugheit sehr niedrig einschätzen, wenn man glauben wollte, daß er aus blinder Eroberungssucht den Bruch des Friedens systematisch vorbereitet habe. Dieser ging von seinem Gegner aus, der mit Eifersucht und Sorge die überraschende Entwicklung der französischen Marine, das Aufblühen von Handel und Industrie und das Vorgehen der napoleonischen Regierung überall da verfolgte, wo überseeische Interessen in Frage kamen. Die Erbitterung der englischen Handelsinteressenten fand ihren Niederschlag in heftigen Pressеangriffen, und von diesen kam es zu einem vorzeitigen Kampf, den Napoleon als ein vergebliches Ringen gegen Albions Überlegenheit erkannte. Trafalgar und der Verlust so ziemlich aller französischen Kolonien um das Jahr 1811, die Napoleons umfassendem Weltmachtstraum ein Ende machten, waren die Schuld der kurzsichtigen Politik Frankreichs, die im 18. Jahrhundert in unverantwortlicher Weise die Marine vernachlässigt hatte. In seinem Briefe über das Studium der Geschichte hat Lord Bolingbroke den Satz ausgesprochen, daß der höchste Zweck dieses Studiums die Lehre durch das Beispiel sei. Auch wir Deutsche haben aus den Vorgängen, aus dem wirtschaftlichen Wettstreit, der in erster Linie zur dritten Koalition führte, endlich vieles gelernt. — Roloff wird ergänzt durch Paul Gaffarel, den Verfasser einer bereits in der vierten Auflage vorliegenden Schrift über die Campagnes du Consulat et de l'Empire. In dieser sowie in der „Revue de géographie" (1908) gibt er uns auf Grund dort abgedruckten Aktenmaterials eine hochinteressante Darstellung der Beziehungen Napoleons zu dem Sultan von Mysore und zu Persien, mit denen er ein Bündnis gegen England schließen will. Daß nicht Übermut des vom Erfolg Berauschten und auch nicht Familienrücksichten Napoleon zur Entthronung der Bourbonen von Neapel trieben, sondern daß diese Maßregel im engsten Zusammenhange mit der politischen Gesamtlage von 1805 steht, weist ziemlich überzeugend nach Ch. Auriol (La France, l'Angleterre et Naples de 1803 à 1806; Paris bei E. Plon, 2 Bde.). Wie wertvoll Napoleon die Erwerbung der Jonischen Inseln bereits zur Zeit des Direktoriums hielt, erhellt aus E. Rodocanachi (Bonaparte et les îles Joniennes)[1]).

[1]) Paris et Milan 1899. 316 S. Man lese dort seine bedeutungsvollen Worte über die Türkei und England.

Thiers wird ferner ergänzt und berichtigt durch Désiré Delacroix[1]), der anknüpfend an die Tätigkeit des Obersten Marchand in Faschoda auch Frankreichs zukünftige Rolle in Ägypten erwägt. Eine auf zahlreichen unedierten Urkunden beruhende umfangreiche illustrierte Monographie über Napoleon im Lager von Boulogne gab Fernand Nicolay heraus[2]). So wendet sich erfreulicherweise die Teilnahme der französischen Gelehrten mehr und mehr der urkundlichen Erforschung der Geschichte Napoleons zu[3]). — Daß die napoleonische Legende, wie sie sich durch Thiers mit einem falschen Anstrich historischer Unparteilichkeit gebildet und befestigt hat, an Glanz auch in Frankreich verloren hat, ist Lanfrey zu danken[4]). Was seiner Geschichte Napoleons (5 Bände, die bis zu der Vorbereitung des russischen Feldzuges reichen), einer der interessantesten und wichtigsten Kundgebungen dieser Reaktion gegen die napoleonische Tradition, den größten Wert verleiht, ist nicht sowohl die Verneinung der kaiserlichen Größe — denn ähnliche Parteibestrebungen haben sich auch früher schon in der Literatur kundgegeben — als das ernste, aber nicht immer glückliche Streben nach unparteiischer und besonders kritischer Untersuchung und Schilderung der Tatsachen. In der Kritik — das wissen wir längst — hat Lanfrey es ziemlich bei der Oberfläche bewenden lassen, von der deutschen und englischen Literatur scheint er gar keine Ahnung zu haben. Doch haben die deutschen Kritiker in den letzten Bänden, vor allem im V., einen unverkennbaren Fortschritt in seiner Forschung entdeckt. Die vielen Vorwürfe, die er wegen seiner Vernachlässigung der Archive erfahren mußte, haben ihn dazu bewogen, den Aktenschätzen des Ministeriums des Äußern mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden und daraus Neues zu schöpfen. Auch liefert er als Probe seiner kritischen Befähigung, die gleichfalls angegriffen worden war, den gelungenen Nachweis, daß wichtige in der Correspondance de Napoléon Ier abgedruckte Briefe einfach Fälschungen sind. Die unerbittliche Strenge gegen die nationalen Vorurteile, in welcher Form sie auch bei den Franzosen auftreten, die Kraft und Gedrängtheit seiner Darstellung bilden einen wohltuenden Gegensatz zu der oft ermüdenden epischen Breite der „Geschichte des Konsulats". Freilich ist der leidenschaftliche Haß gegen den Imperator wie die Quelle, so auch die der Schwächen des ganzen Werkes; er schärft Lanfreys Auge, aber er führt nicht selten sein Urteil irre. Ungerechtigkeit in dem Urteil über Napoleon tritt namentlich im Vergleich mit den Wellington überschwenglich erteilten Lobsprüchen zutage. Alles erhebt er in den Himmel, was sich dem Despotismus Napoleons entgegen-

---

[1]) In der Bibliothèque de „Mémoires historiques et militaires sur la révol. etc." Paris, Garnier Frères. Siehe die ersten Seiten der préface.

[2]) Perrin et Cie., Paris 1907.

[3]) Seit Januar 1912 erscheint unter Leitung von Edouard Driault (Alcan, Paris) eine Revue des Etudes Napoléoniennes. (3 Hefte bilden je einen Band). Diese Zeitschrift, die Abhandlungen, Literaturberichte, bisher unveröffentlichte oder seltene Aktenstücke bringt, will der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte des ersten und zweiten Kaiserreichs dienen und zählt auch ausländische Gelehrte zu ihren Mitarbeitern.

[4]) Vergl. Bailleus vielfache Ausführungen in Sybels Zeitschrift.

setzt: Frau von Staël, Andreas Hofer, die Spanier. Übrigens darf nicht verschwiegen werden, daß er gleich schonungslos gegen seine Landsleute verfährt. Ohne Bedenken hebt er ihre Mitschuld an dem Emporkommen des Bonapartismus ausdrücklich wiederholt hervor. Auffallend ist die fortgesetzte Milde, fast Vorliebe für Talleyrand, der sicher vom moralischen Standpunkt, den unser Historiker so gern einnimmt, weniger Anspruch auf gnädige Behandlung als der Kaiser selbst hätte. — Man hat Lanfrey oft vorgeworfen, daß er in düsteren Farben die Verderbnis und Verworfenheit der kaiserlichen Heere male, der Räuberbanden, bei denen das Plündern eine militärische Einrichtung geworden sei. Neue Veröffentlichungen geben ihm Recht. Mehrfach sprechen die Memoiren des Generals Marbot[1]) und die von Thiébauld von den Mängeln des Verpflegungswesens, von der Überhandnahme des Marodierens in der französischen Armee und führen drastische Beispiele an von dem Bemühen der höheren Offiziere, dies geflissentlich dem Kaiser zu verheimlichen. Ähnlich charakterisiert Jean Morvan die schweren Übel, an denen jene krankte[2]).

So groß auch die sittliche Bedeutung von Lanfreys Geschichte für Frankreich ist und so vielfach neue Anschauungen und anregende Gedanken auch jeder daraus gewinnen wird, so bleibt es doch immerhin bedauerlich, daß sie so arm ist in der Mitteilung neuer Tatsachen. Man vergleiche die Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser, die allerdings nicht in den Rahmen der Schulerörterungen gehören. Zur Verwunderung aller Kritiker wird in diesem Kapitel Haussonville (L'Eglise romaine et le Ier Empire), eines der lehrreichsten Werke zur Geschichte des 19. Jahrhunderts, kaum einmal erwähnt. Lanfrey fürchtet wohl, über diese Frage nichts Neues mehr bringen zu können. P. Bailleu zerlegt seine 5 Bände in drei Bestandteile: Stellen aus der Correspondance, Betrachtungen und Urteile, endlich ein Auszug aus Thiers. Beide Historiker stehen in einem interessanten Verhältnis. Lanfrey entlehnt im 1. Bande aus Thiers die Geschichte der Vorbereitungen des 18. Brumaire und zieht im 5. Bd. die Kämpfe in Spanien aus; er behandelt fast wörtlich die eifersüchtigen Beziehungen der einzelnen Marschälle, die selbst Schuld an den Niederlagen auf der Halbinsel sind. Weiter vergleiche man die fast wörtlichen Sätze beider in der Charakteristik von Cambacérès. Lanfrey schreibt sich gelegentlich auch selbst ab, so bei der Schilderung des Kaisers an mehreren Stellen im 1. Bd., desgl. im 3. und 4 Bd. — Es ist leicht, dem Schüler das Widerspruchsvolle in seiner Auffassung von Napoleon klar zu machen bei der Lektüre der Verhandlungen von Tilsit. Der Vergleich zwischen jenem und Alexander ist eine Stelle, die wir gerne lesen[3]). Einerseits soll Napoleon der unersättliche

---

[1]) Paris, 3 Bde. E. Plon, 1891. — 1907 lagen davon bereits 75 Auflagen vor; in der Schulausgabe (Velhagen & Klasing, Bd. 127) ist das beliebte Kapitel „1809" bearbeitet.

[2]) Le soldat impérial, E. Plon, Paris 1904. Die letzte Ursache ihrer Unvollkommenheit war ohne Zweifel der Gegensatz, in dem sich schließlich die napoleonische Politik zur Anschauung der Nation befand, die sich weigerte, die großen Opfer für die Weltpolitik des Kaisers zu bringen, deren Notwendigkeit sie nicht anerkannte.

[3]) Ausgabe Renger, 3. Aufl., S. 90 ff.

und verschlagene Eroberer sein und anderseits läßt er ihn dem Zaren gegenüber geradezu als einen Schwachkopf erscheinen, der mit vollen Händen austeilt, ohne zu wissen, was er dafür bekommt. Man möchte ihn für den Narren (Dupe) eines jungen unerfahrenen Mannes halten. Auch wenn man sich lediglich an die von dem Schriftsteller selbst aus den Verträgen angeführten Tatsachen hält, springt das Irrige und Willkürliche seiner Behauptungen in die Augen. — Bei der Lektüre Lanfreys auf Prima, für die ja hauptsächlich der Krieg 1806/07 in Frage kommt, läßt sich zeigen — aus nachher anzuführenden Gründen — wie die Beurteilung der Politik Napoleons in Tilsit nicht mehr richtig ist, wie die an die Besprechung des Berliner Dekrets geknüpfte Beurteilung des Kontinentalsystems heute als geradezu verfehlt bezeichnet werden muß. Den Glanzpunkt des 3. und 4. Bandes, vielleicht des Lanfreyschen Werkes überhaupt, bildet unstreitig die Darstellung der Politik Napoleons in Spanien. Leider empfehlen sich diese Kapitel für unsere Primaner wegen des ihrem Gesichtskreis zu fernliegenden Stoffes weniger. Es ist Lanfreys besonderes Verdienst, die Fabel von dem Anteil Talleyrands an dieser Politik widerlegt zu haben. Manche Einzelheiten in der Darstellung des Feldzuges von 1806/07 bedürfen der Berichtigung. Die Zahlenangaben des Schriftstellers über die gesamten französischen Streitkräfte in Deutschland sind viel zu hoch gegriffen; diese waren sogar für die mannigfachen Aufgaben, die ihrer harrten und in Rücksicht auf die weiten Gebiete, über die sie verteilt waren, viel zu gering; anderseits war die russische Streitmacht bei Pr.-Eylau weit bedeutender. Oberst von Lettow-Vorbeck[1]) hat uns das tüchtigste und vollkommenste Werk über diesen Feldzug geschenkt. Das anerkennenswerte Entgegenkommen des französischen Kriegsarchivs hat ihm urkundliche Abschriften verschafft, aus denen überzeugend Lanfreys Irrtümer nachgewiesen werden. Die Operationen und das militärische Verhalten Napoleons werden hier zum ersten Male aus einer wirklichen Quelle dargestellt[2]). Auch bei von Lettow erhebt sich die allumfassende Tatkraft des Kaisers im hellsten Lichte, und dem Marschall Bernadotte erwächst gerade durch dieses Material aus französischen Archiven der begründete Verdacht der Unzuverlässigkeit und der Untätigkeit bei den Operationen; mit Recht weist unser Kriegsschriftsteller auf den Führer der Nordarmee von 1813 hin. Aus den falschen Anschauungen von der Gesamtstärke der Gegner erklären sich bei Lanfrey irrige Schlüsse, ebenso sind seine Angaben über die Stellungen der Truppen verbesserungsbedürftig. Seine gedrängte Darstellung läßt keinen Raum für Schilderungen und Episoden. Als Ergänzung sind daher andere Schriftsteller heranzuziehen, so die Berichte des ziemlich zu-

---

[1]) von Lettow-Vorbeck: Der Krieg von 1806/07. 4 Bde. Mittler & Sohn, Berlin, 1891 u. ff.

[2]) Vergl. weiter: von Freytag-Loringhoven: Die Heerführung Napoleons und ihre Bedeutung für unsere Zeit. Mittler & Sohn, Berlin 1912, geb. 16 Mk. — York von Wartenburg: Napoleon als Feldherr, 2 Teile, ebendaselbst, 7.50 und 10 Mk. — Herm. Giehrl: Der Feldherr Napoleon als Organisator, ebenda, geb. 5.50 Mk.

verlässigen Augenzeugen und Mitkämpfers Marbot, z. B. über die furchtbaren Kämpfe am Ende von 1806 (Gefecht beim Dorfe Golymin 26. Dez. u. a.). In ähnlicher Weise kann man manche neue Tatsache herbeiziehen bei der Lektüre des Feldzugs von 1809[1]), der nicht minder die Schüler fesselt, aber sich von seiten der Fachgenossen geringerer Wertschätzung erfreut. Auch in der Darstellung dieser Periode sucht Lanfrey namentlich die der Öffentlichkeit entrückten belastenden Briefe Napoleons ans Licht zu fördern. Ein Beispiel für die willkürlich auf Napoleons III. Befehl zusammengestellte Correspondance seines Oheims ist die Auslassung des authentischen Schreibens an den Prinzen Eugen vom 11. Februar 1810 mit dem bekannten Befehl zur Erschießung Hofers[2]). Um schließlich dem Primaner eine gerechte Würdigung von Lanfreys Lebenswerk zu bieten, müssen wir, wie dies O. Kähler[3]) treffend und schön versucht, von seiner ganzen Persönlichkeit ausgehen. Ähnlich wie es oben unternommen wurde, Thiers innerlich zu begreifen. Der Grundzug seines Wesens ist der sittliche Wille, der Wille dem, was er als gut und wahr erkannt hat, zu leben. In allen Schriften Lanfreys begegnen wir der persönlichen Freiheit, ohne die sittliches Streben nicht möglich ist. Nie aber hat er diese persönliche Freiheit mehr verkümmert und mißachtet gesehen als durch die schrankenlose Demokratie der Jakobiner und durch ihren Haupterben Napoleon. Wie kann er es dulden, daß dieser Mensch, der durch Wort und Tat, durch sein ganzes Dasein Freiheit und Moral verachtet und verneint hat, vor den Augen seines Volkes in der strahlenden Beleuchtung steht, in die Thiers, der historien national, ihn gerückt hat, und daß weiter dieser Dämon noch einmal der Abgott der großen Mehrheit der Franzosen wurde, zumal zur Zeit des zweiten Kaiserreichs, das er als eine Schmach Frankreichs empfindet! Den Glorienschein um Napoleons Haupt vernichten, seine ungeheure Selbstsucht und Menschenverachtung enthüllen und dartun, wohin ein Volk gerät, das der Freiheit untreu wird und in blinder Anbetung des Erfolges sich einem Herrn gibt, der es dann seinem Ehrgeiz opfert, mit einem Wort: Déshabiller la légende impériale, das ist die Tendenz von Lanfreys Werk, das ist ihm eine Gewissenspflicht. Und wenn er auch in den Eingangsworten ausdrücklich und feierlich versprochen hat, überall der Wahrheit die Ehre geben zu wollen, und man sagen darf, daß er nie einen Schritt breit von dem, was er als Wahrheit erkannt hat, abgewichen ist, so kommt er doch unbestreitbar zu einer feindlichen Gesinnung gegen Napoleon, die ihm häufig den Blick trübt. Lanfrey hat vergessen, was Lamartine, der ihm doch die Ermordung des Herzogs v. Enghien zur Last legt, in seiner Ode an Bonaparte (1821) so schön zum Ausdruck bringt, daß eben ein Übermensch mit anderem Maße

---

[1]) An der Hand des Werkes des Generalleutnants von Bardeleben über den österreichischen Krieg.

[2]) Der Text ist unter dem Titel „Der Tod Hofers" in Ulbrichs französischem Übungsbuch, S. 56, zur Einübung der Moduslehre aufgenommen.

[3]) Biographisch-literarische Einleitung zu der gediegenen Schulausgabe von Lanfrey bei Freytag (1900).

gemessen werden muß[1]). Gerade jetzt ist die Auffassung über den Charakter der Zeit von 1806 noch im Flusse begriffen. Es mehren sich die Stimmen derer, welche eine Umwertung der bisherigen Werte bald an diesem, bald an jenem Punkt das Wort reden und eine durchgreifende Änderung in der Gesamtauffassung der napoleonischen Politik wie in der Einschätzung des Verhaltens mancher Zeitgenossen gegenüber dem Korsen für erforderlich halten. Es ist daher kaum zu verstehen, daß Prof. von Zwiedineck-Südenhorst in seiner „Deutschen Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen deutschen Kaiserreichs" (Bd. I) von diesen zum Teil noch nach Geltung ringenden Strömungen gänzlich unbeeinflußt ist[2]). Er schießt weit über das Ziel, wenn er vom Standpunkt der nach den Freiheitskriegen auftretenden Teutschtümelei und ihrer Literatur haßerfüllt in fortwährend wiederkehrenden Übertreibungen Napoleon als einen gewalttätigen rohen Emporkömmling, als einen Bluthund und als Ungeheuer hinstellt. Er übersieht völlig die großen Seiten des modernen Cäsars, ihm geht das Organ ab, womit eine Größe erkannt und gewertet werden muß wie der Urheber der gesamten modernen Staatenbildung und ihrer politischen Verhältnisse, sein kriegerisches und alles durchdringende staatsmännische Genie, seine riesenhafte Arbeitslust und Energie, die stählerne Willenskraft, von der selbst die erbitterte Feindin Madame de Staël gesagt hat: „Cet homme a une volonté qui soulève le monde", und andere Eigenschaften, die ihn zu einer der wunderbarsten Erscheinungen der Weltgeschichte machen. Solchen Bestrebungen gegenüber wie denen von Zwiedineck-Südenhorst fordert Paul Bailleu, daß die historische Betrachtung bei dem Gesamturteil über Napoleon, die ethischen Momente, in die zweite oder dritte Reihe zurückzuweisen habe. Treitschke selbst würde wohl heute seine, nun bald vor 50 Jahren in dem Aufsatz „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus" enthaltene Charakteristik des Kaisers in manchen Punkten berichtigen[3]), wie ja auch Ranke gegen Max Dunker die Auffassung Napoleons als einer bloßen Eroberungsbestie stark bekämpft hat. Vor allem sind die Zeitumstände bei der Beurteilung der Handlungen des Korsen hoch einzuschätzen. Die gefährliche Isoliertheit, die Folge seines Tuns, zwang ihn zu jener herausfordernden und gewaltigen Stellungnahme, die Prof. Max Lenz[4]) dem Geschicke zuschreiben möchte. Er will den Titanen nicht entschuldigen, denkt ihn aber in besonderer Weise abhängig

---

[1]) „C'est le Dieu qui punit, c'est le Dieu qui pardonne.
Pour les héros et nous s'il a des poids divers,
Parle-lui sans effroi, lui seul peut te comprendre,
L'esclave et le tyran ont tous un compte à rendre,
L'un du sceptre, l'autre des fers. . . .
Son crime et ses exploits pèsent dans la balance:
Que des faibles mortels la main n'y touche plus."

[2]) 4 Bände bei J. G. Cotta Nachfl., Stuttgart und Berlin. 1897 ff.

[3]) Vgl. auch dessen historische u. politische Aufsätze III, 91 ff. — Treitschke stimmt merkwürdigerweise, obwohl von einem anderen Gesichtspunkte ausgehend, verschiedentlich mit Lanfrey überein.

[4]) In den Monographien zur Weltgeschichte, Bd. 24 (Napoleon). Bei Velhagen & Klasing. Mit 93 Abbildungen usw., geb. 4 Mk.

von einem in den Dingen liegenden Muß, als Sisyphus im Kampfe gegen das ihn erdrückende Schicksal. Dadurch wird — so finden nicht wenige — dem Dasein dieses ganz modernen Menschen eine antike Tragik verliehen. Demjenigen, der nicht in Einzelheiten einzudringen bestrebt ist, sei Napoleon von Dr. Gustav Roloff empfohlen[1]), der, ohne neues Material herbeizubringen, aber unter Zuhilfenahme der letzten wertvollsten Veröffentlichungen ein zwar gedrängtes, aber nicht farbloses Bild der Periode entwirft, auch die treibenden ökonomischen Motive zur Geltung bringt. Roloffs Beurteilung mancher, noch heute viel umstrittener Punkte der napoleonischen Geschichte ist unbefangener und entschieden günstiger als die mancher französischen Geschichtsschreiber, soweit sie nicht eben zu den Lobhudlern der Napoleoniden gehören. Überhaupt ist die neueste deutsche Geschichtsschreibung bemüht gewesen, dem Genius des Kaisers vorurteilslos gerecht zu werden, so Holzhausen in seinen bekannten Schriften und vor allem Aug. Fournier in seiner Biographie Napoleons I.[2]), die wohl noch immer die unerreicht beste ist[3]). Die Franzosen der Gegenwart freilich tragen dem Kaiser und seinem unebenbürtigen Epigonen die zweimalige Vernichtung ihrer inneren Freiheit und die äußeren bitteren Demütigungen von 1815 und 1870/71 grollend nach und erblicken in der von einer gewissen Partei stets von neuem geweckten napoleonischen Apotheose eine Gefahr für die Zukunft. Für Napoleon tritt dagegen wieder ein der leider schon 1906 verstorbene Albert Sorel, der Nachfolger Taines in der Akademie, einer der bedeutendsten französischen Historiker unserer Zeit[4]). Resultat: Das letzte Wort ist noch lange nicht gesprochen, am wenigsten von Thiers und Lanfrey, dem glänzenden Verteidiger und dem bitteren Ankläger. Für ein maßvolles, gerecht abwägendes Urteil ist noch Raum genug vorhanden. Zu dem Mangel an Objektivität bei beiden tritt ein neues Moment hinzu: der Fortschritt der historischen Forschung seit der Veröffentlichung von Lanfreys letztem Band (1875). Vor allem sind von zwei Männern kostbare Schriftstücke herbeigebracht worden, die die Lücken der inneren Geschichte von Tilsit und des Fürstentags von Erfurt beinahe vollständig ausfüllen und somit das auf falschen Voraussetzungen errichtete Gebäude umstürzen. Während seiner vier Jahre hindurch

---

[1]) Verlag Bondi, Berlin 1900, 215 S.

[2]) 3 Bände bei Freytag & Tempsky, Leipzig und Prag 1886 ff.

[3]) Nicht unerwähnt bleibe das auf zwei Bände berechnete Werk von Oskar Klein-Hattingen: „Napoleon I. Eine Schilderung des Mannes und seiner Zeit." Bd. I, Dümmler 1906, Berlin. Ein Kritiker findet, daß der Autor dem Feldherrn Napoleon, dessen Wagemut er zu wenig betont, nicht ganz gerecht wird.

Wohlbekannt und viel gelesen sind die englischen Darstellungen von John Holland Rose, The Life of Napoleon; including new materials from the British official records. G. Bell & Son, London 1902, 2 starke Bände, und auch Lord Roseberry's „Last Phase", übersetzt ins Französische von Augustin Filon (bei Hachette, Paris), schon 1906 die 5. Auflage.

[4]) „L'Europe et la Révolution française", 4 Bde., 1885/87; ein gedankenschweres und anziehendes Werk. Hingewiesen sei auch auf das soeben (1913) erschienene Bändchen „Historiens modernes" (Velhagen & Klasing 194), das einen wohl lesenswerten Abschnitt von Sorel über den 18. Brumaire enthält.

fortgesetzten Forschungen in russischen und französischen Archiven entdeckte Sergius Tatistcheff die von allen Historikern schmerzlich vermißten Originalbriefe Alexanders I. an Napoleon, außerdem von letzterem ungedruckte Briefe an den Zaren, daneben andere höchst wichtige politische Dokumente. Zum ersten Male lesen wir ebenfalls bei Tatistcheff vollständig nicht nur den geheimen Allianzvertrag zu Tilsit vom 7. Juli 1807 („qui n'a jamais encore été publié en France"), sondern auch den Zusatzvertrag vom 9. Juli („dont l'existence même n'était pas soupçonnée"). Geschickt verwertet und durch eigene Forschungen in dem Pariser Nationalarchiv ergänzt wurden diese ersten Entdeckungen des russischen Gelehrten von dem Grafen Albert Vandal in seinem Hauptwerk: Napoléon et Alexandre Ier[1]). Vandal beantwortet in dem ersten Bande, der sich durch Gründlichkeit der geschichtlichen Forschung und durch Sicherheit des Urteils auszeichnet, die Frage: Wie kam der Bund zwischen Frankreich und Rußland zustande und welchen Wechselfällen war er ausgesetzt? Eine Fülle anziehenden Stoffes in lebendiger, glänzender Sprache! Die geheimen Winke für die Stellung der beiden Reiche in der Zukunft, die versteckte Vergleichung der alliance franco-russe der Vergangenheit mit der zu Kronstadt und Toulon gefestigten entente cordiale der Gegenwart haben für den französischen Republikaner etwas Prickelndes, ja Beglückendes und halten in den letzten Monaten unsere Aufmerksamkeit in höchstem Grade gespannt. Vandal ist fest überzeugt, daß Napoleon nur deshalb zu Tilsit und Erfurt den Zaren mit allen Mitteln zu gewinnen suchte, weil er seiner notwendig für die endgültige Besiegung Englands bedurfte, um dann nach dem Frieden die Größe Frankreichs und — das ist allerdings echt französisch — die Ruhe der ganzen Welt herbeizuführen. Nach ihm hat Alexander den Krieg noch vor Napoleon gewollt. Der Gelehrte bestätigt ferner, daß schon bei Beginn des Feldzuges die Verpflegung versagte und die Mittel, so ungeheure Menschenmassen in Ordnung zu halten. Daß bei der Vorgeschichte des Krieges von französischer Seite Fälschungen, ganz so wie 1806, vorgenommen worden sind, erhellt aus einem Artikel in der Revue des Deux Mondes vom 15. Juli 1894. — Durch Vandals Werk sind nach der Ansicht deutscher Kritiker, besonders von Bailleu, die lange mit Spannung erwarteten Memoiren Talleyrands[2]) wertlos geworden, die fast nichts Neues, in bezug auf den Fürstentag zu Erfurt geradezu Irriges enthalten. Es war daher ein dankenswertes Unternehmen, als Dr. Haas unter dem Titel L'Empire de 1805/09: L'Allemagne napoléonienne unter andern für uns hochbedeutsamen Abschnitten aus der Geschichte des ersten Kaiserreichs, die bisher im französischen Unterricht teils gar nicht, teils nur durch die Lektüre Lanfreys bekannt wurden, auch einen kurzen Auszug aus Vandal gab. Diese Ausgabe, deren Texte der Histoire Générale von Lavisse und Rambaud entnommen sind, läßt objektive, leidenschaftslosere

[1]) 3 Bände, 1891/93, mit dem Grand prix Gobert von der Akademie gekrönt. Dazu kam später: L'Avènement de Bonaparte, 2 Bände, 1902. — Vergl. auch hierüber das in der Anmerkung zu S. 11 aufgeführte Bändchen 194 (Velhagen & Klasing).

[2]) Ausgabe Calman Lévy, Paris 1891; zu gleicher Zeit in deutscher Übersetzung von Adolf Ebeling, Köln und Leipzig.

Historiker zu Worte kommen, die auf dem behandelten Gebiet anerkannte Autoritäten sind. Die Lektüre dieses Bändchens[1]), die es gestattete, noch manche Punkte zu vertiefen, interessante Einzelheiten heranzuziehen, namentlich bei dem Kapitel „Fürstentag zu Erfurt", mit dem zu beschäftigen der hundertjährige Gedenktag dieses epochemachenden Ereignisses (1908) in meiner Vaterstadt mir besondere Veranlassung gab, brachte zwei Obersekunden Freude und Anregung. Auch die Lektüre des Gegenstücks: L'Allemagne antinapoléonienne (1813—15) sei warm empfohlen. In ihm wird aus demselben Werk die période des revers de Napoléon vorgeführt. Ernest Denis entwirft u. a. ein fesselndes Bild von der Tätigkeit der großen deutschen Patrioten, die den Preußischen Staat neu gestalten. Eine Würdigung dieser Männer aus dem Munde unparteiisch schreibender Franzosen mag für uns nicht ohne Reiz sein. So bietet die Lektüre gerade dieses Bändchens größere Abwechslung als die bloßen Schlachtenberichte und diplomatischen Verhandlungen bei Lanfrey, auf den wir nun nicht mehr allein angewiesen sind. Die Aufnahme der vorzüglichen Ausgabe von Haas auf unseren Rheinischen Lektürekanon ist daher mit Freude zu begrüßen.

Im Anschluß an die Durchnahme eines der charakterisierten napoleonischen Historiker möge dann, etwa im nächsten Schuljahre, in einem Zeitraum von zwei bis zweieinhalb Monaten, das Thema „Napoleon in der Dichtung" dem Schüler nähergebracht werden[2]). Ihm ist an der Hand des Prosatextes und der oben gekennzeichneten historischen und kritischen Erläuterungen klar geworden, welche Wandlungen das geschichtliche Andenken des gewaltigen Korsen in Frankreich selbst erfahren hat, von Thiers' rührender Erzählung bis zur vernichtenden Kritik Lanfreys; jetzt soll er erfahren, welche Wandlungen der Held einer stets reicher sprossenden Dichtung, der mit seiner Persönlichkeit und seinem Geschick weit über die Grenzen Frankreichs und der französischen Sprache auf die Dichter gewirkt, in der französischen Poesie durchgemacht hat, von den Hymnen Bérangers bis zu den Satiren von Barbier. Hierbei bietet sich Gelegenheit, Victor Hugos besonders zu gedenken, der den Vorwurf erfahren hat, daß er seine politischen Ideale öfters geändert habe. Man veranschauliche den Schülern an seinen Gedichten, daß dies nicht häufiger und nicht anders geschehen ist, als überhaupt die politischen Ideale Frankreichs im 19. Jahrhundert gewechselt haben. In seinen Jugendgedichten verurteilt er das blutige Werk der Revolution und schmückt den Thron der Bourbonen mit den schönsten Blüten seiner Muse. Damals erschien ihm, gleich seinen Altersgenossen, Napoleon als verabscheuungswürdiger Despot. Als jedoch die Restauration keine der auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt hatte, als die äußere Politik immer armseliger wurde und auch im Innern eine für

[1]) In der Weidmannschen Sammlung, Band 48, 2. verbesserte Auflage 1909. „Die Ausgabe gehört mit zu dem Besten, was in den letzten Jahren für die französische Schullektüre veröffentlicht worden ist."

[2]) Mancher wird viel wertvolles Material finden in Georg Schneider: „Die Napoleonlegende". Velhagen & Klasings Monatshefte 1896/97, Heft 5, oder bei Dr. E. Voretzsch: „Gaudys Kaiserlieder und die Napoleondichtung" in Preuß. Jahrbücher, Band 95, Heft 3.

die Poesie verhängnisvolle Unfreiheit Platz griff, da wandte sich die Sehnsucht Hugos und seiner Nation aus der elenden Gegenwart zurück in die große Vergangenheit, wo die Flügel des kaiserlichen Adlers ihre Schatten über ganz Europa warfen. So feiert er seit der „Ode à la Colonne" (1827) immer unumwundener den großen Imperator. Und dann wurde er, der Förderer des Napoleonkultus — wie tragisch! — mit dem zweiten Kaiserreiche bestraft. Da entstehen 1852 die Châtiments. — Es ist eine reizvolle Aufgabe, dem Primaner zu veranschaulichen, wie die Legende immer weitere Kreise mit ihrem Zauber erfaßt, und ihre Wirkung auf die deutschen und italienischen Dichter zu prüfen: Heine, Zedlitz, Grabbe, Gaudy, Ugo Foscolo, Giordani, Manzoni, dessen Ode Il cinque Maggio treffender und packender von Paul Heyse als von Goethe übertragen ist, Lord Byron und viele andere. Sie alle, denen das Phantastische und Abenteuerliche an Napoleon gefällt, sind angekränkelt von der romantischen Zeitströmung.

Und noch ein Punkt ist von Bedeutung. Wenn es bei der stets wachsenden Bedeutung der bildenden Künste für unsere moderne Kultur als eine Pflicht erkannt worden ist, der Jugend unserer höheren Schulen auch diesen wichtigen Faktor unseres Geisteslebens näherzubringen und nach der Erfahrung die gelegentliche Behandlung dieses Themas im Unterricht lebhafter Anteilnahme begegnet, so muß man gerade bei der Lektüre der napoleonischen Historiker eine Anschauung geben. Ich komme auf den früher geäußerten Wunsch[1]) zurück, die Schüler möchten auch von der französischen Malerei einen Begriff gewinnen. Die Interpretation des Schriftstellers wird durch bildliche Darstellungen belebt, ohne die der Primaner eine klare Vorstellung von den Persönlichkeiten und Ereignissen nicht zu erlangen vermag. Die Frage der Zulässigkeit solcher Bilder ist längst im bejahenden Sinn beantwortet worden[2]). Die Schüler müssen erfahren, daß, wie Friedrich der Große in Adolf Menzel den berühmtesten Schilderer seines Lebens und seiner Taten gefunden, so Napoleon in David, Gros, Isabey, Charles und Horace Vernet, Raffet. Lesen wir Lanfrey, so sind unbedingt die drei Schlachtgemälde großen Stils, Jena, Friedland, Wagram vorzuführen; nicht unbekannt darf bleiben Meissonniers „1814", das neben dem Schlachtfeld von Eylau vielleicht das bedeutendste Bild ist, das die Zeit des Empire der Malkunst inspiriert hat. Bei der Lektüre Taines kann der Schüler den eingehend besprochenen Stich von Guerin gar nicht ohne bildliche Darstellung verstehen; weiter zeige man den schönen Stich von Bouchot bei der Durchnahme des 18. Brumaire. Ähnlich lassen sich Béranger, V. Hugo illustrieren. Das Material ist leicht zugänglich[3]), und die Aufgabe, eine gewisse künstlerische Empfänglichkeit zu erzielen, ist gerade in Düsseldorf nicht schwer.

[1]) Vortrag auf dem 1. Rhein. Philologentag in Düsseldorf (Juli 1902): „Wie können in der französischen Lektüre Anschauungsmittel zur Vorbereitung der Entwicklung des Kunstverständnisses herangezogen werden?"

[2]) Von der Direktorenkonferenz Schlesw.-Holst. 1892, von der rheinischen 1896; von W. Scheffler-Dresden, wiederholt von R. Menge in den Lehrproben, wo auch die Methode erläutert wird. Vielseitige und reiche Anregung bieten auch Paul Brandts kunstgeschichtliche Werke.

[3]) Erwähnt seien bloß die wichtigsten Werke, die in der Bibliothek keines sich mit Napoleon beschäftigenden Neuphilologen fehlen sollten: Armand Dayot, „Napoleon in Wort und Bild".

Der letzte Teil der Aufgabe wäre die Untersuchung der Frage: Was hat Taine zur Erklärung Napoleons geleistet oder nicht geleistet und überhaupt nicht leisten können? Ein umfangreiches und schweres Kapitel an sich, das aus Raummangel hier kaum andeutungsweise skizziert werden kann. Selbstverständlich ist, daß mit dem meisterhaften Seelengemälde Napoleons unter Auslassung der zu schwierigen préfaces (in der trefflichen Ausgabe von M. Hartmann bei Stolte) alle Primaner wegen der gedrängten, bilderreichen, syntaktisch eigentümlichen Sprache und des vielseitigsten Inhalts vertraut gemacht werden. Für die Düsseldorfer läßt sich die Charakteristik noch besonders ausbeuten, da viele Züge, die der Historiker seinem Helden leiht, den Memoiren des Grafen Beugnot entnommen sind, der als Minister Napoleons im Großherzogtum Berg uns den Aufenthalt des Korsen in Düsseldorf anschaulich schildert. Um Taine zu verstehen, muß man die Entstehungsgeschichte seines Werkes studiert haben und in den erbitterten Kampf eingeweiht sein, der schon lange um dasselbe in Frankreich entbrannt ist. Unter dem Eindruck der Niederlage von 1870 und den blutigen Ausschreitungen der Kommune fühlte sich Taine angeregt, dem Ursprung des modernen Frankreichs nachzuforschen, dessen Auflösung sich vor seinen Augen zu vollführen schien. Das Werk hatte in Frankreich wie eine politische Tat gewirkt, es war nach dem Parteistandpunkt in seinen einzelnen Teilen bewundert oder geschmäht worden. Zwanzig Jahre lang hat er an dem Torso gearbeitet, mit unermüdlichem Eifer aus Büchern und Akten sein ungeheures Material zusammengesucht, einheitlich aufgefaßt und gestaltet. Und obwohl aus seinen wertvollen Briefen über die Französische Revolution (1876—87) hervorgeht, wie ernst er es genommen hat, haben sich in den letzten Jahren mehr als je die Angriffe gesteigert. Prof. Aulard von der Sorbonne, bekannt durch mehrere Arbeiten über die napoleonische Geschichte[1]), hat mit fast persönlicher Schärfe Taine als Historiker der Revolution abfällig kritisiert, und der in Paris lebende Max Nordau hat sich beeilt, diese mit Vorsicht aufzunehmende Kritik deutschen Lesern aufgeregt wiederzugeben. Bei dem ganzen Streit, in dem es sich nicht um die Methode, sondern um Tendenzen handelt, kämpfen Leidenschaften miteinander, und diesen Kampf hat scharf beleuchtet Samuel Saenger[2]). Gewiß besteht der Überfülle von Material gegenüber Taines archivalische Unzulänglichkeit, aber wir müssen heute berücksichtigen, was seine Revolutionsschrift nicht geben konnte und was sie tatsächlich gegeben hat, eine Psychologie der Revolution, eine Zergliederung der Seelenverfassung vom Volke, von Volksanführern und Volksverführern, die alle Gefahren des staatlichen

---

Deutsch von O. Marschall von Bieberstein, Leipzig, H. Schmidt & Günther 1897. — J. T. Herbert Baily: „Napoleon". Illustrated with prints from contemporary and other portraits. London, The Connoisseur Magazine 1908. — „Napoleon. Von Korsika bis St. Helena." Original-Illustrationen nach berühmten Gemälden. Hansa-Verlag, Hamburg. — Napoléon raconté par l'image d'après les peintres, les sculpteurs et les graveurs. 1 Bd. (400 gravures), geb. 20 Fr., bei Hachette, Paris. (Von der Akademie preisgekrönt.)

[1]) Histoire politique de la Révolution française, Paris, Armand Colin 1901.

[2]) In der „Zukunft", Jahrgang 1909, Nr. 27.

Umwandlungsprozesses begleitet. Was Taine grundsätzlich von Thiers und Lanfrey unterscheidet, ist, daß er zum Parteimann organisch unfähig war. Man wird weiter dem Schüler die Schwächen seiner berühmten, von Hegel beeinflußten Milieutheorie nicht verbergen, denn abgesehen von den schwankenden, ja nebelhaften Bestimmungen der Begriffe milieu, race, moment, mit deren Hilfe er das literarische oder künstlerische Werk erklären will, ist der Versuch vermessen, naturwissenschaftliche Methoden auf den literarischen oder künstlerischen Zeugungsprozeß bei dem heutigen Stande der Psychologie anwenden zu wollen. Man wird auch mit Gabriel Monod in dem gedankenreichen Nachruf nicht die großartige Einseitigkeit der logisch-mathematischen Begabung Taines verkennen dürfen. Wie ihn aber dabei die Natur zum Künstler geschaffen hatte, das möge man nachlesen bei Carl Hillebrand[1]). Taines Werk bleibt zunächst eine Parallele zu den beiden älteren epochemachenden von A. Tocqueville und Sorel, die zum vollen Verständnis zuerst zu charakterisieren wären. Mit einem Hinweis auf die sehr gelungene und geistvolle Charakteristik dieser drei Revolutionshistoriker in der Baltischen Monatschrift VI, Heft 1 und 2, muß ich mich hier bescheiden. Taines Gedankengang und seine Auffassung von Napoleon können leider nicht entwickelt werden. Am Schlusse seiner Analyse ist der Gewinn abgeschätzt, den Napoleons Herrschaft Frankreich gebracht hat. Das Resultat ist bekannt genug. Diese Skizze des politischen Wertes des Kaisers rief eine Sturmflut von Pamphleten hervor, so vor allem des Prinzen Napoleons Entrüstungsschrift „Napoléon et ses détracteurs“[2]). — Ein tiefer Widerspruch darf nicht unerörtert bleiben. Düster ist der Pessimismus des ganzen Werkes, das sich liest wie die Geschichte einer geistigen Krankheit, die nur mit dem Tode des behafteten Volkes enden kann. Es ist dies der Pessimismus, den Frankreich aus der deutschen Philosophie mehr als irgendeine andere Nation in seine Literatur und Kunst hineingetragen hat. Wenn wir jedoch heute Frankreich nach dem Zusammenbruche von 1870/71 auf allen Gebieten, dem politischen und militärischen, dem geistigen und wirtschaftlichen, eine wunderbare Leistungsfähigkeit entfalten sehen, so sind wir zu der Frage berechtigt, ob nicht auch das alte Frankreich Lebenselemente gehabt hat, die Taine uns aber nicht kennzeichnet. Für diesen Widerspruch, den der feinsinnige Psychologe selbst gefühlt haben mag, würde er vielleicht eine Lösung gefunden haben, wäre ihm die Vollendung des Ganzen vergönnt gewesen. — Die Wirkung seines Werkes darf nicht überschätzt werden, die Ereignisse bald nach seinem Tode warnen vor optimistischer Auffassung. Denn heute erhebt sich über seinem Grabe in alter Herrlichkeit, siegreich und triumphierend, die legendarische Gestalt des ersten Napoleon[3]). „L'état de l'esprit bonapartiste est conforme à notre état social et politique“, gesteht voll Ergebung ein Republikaner in der tonangebenden Revue historique.

---

[1]) In Band IV seiner „Zeiten, Völker und Menschen“. (H. Taine als Historiker.)

[2]) Man erinnert sich Napoleons Worte auf St. Helena: „Les pamphlétaires, je suis destiné à être leur pâture, mais je redoute peu d'être leur victime: ils mordront sur du granit“.

[3]) Der bekannte Historiker G. Duruy feiert begeistert das Andenken des Korsen, und Vogüé erklärt, daß der kleine Thiers der Wahrheit über jenen näher komme als der große Taine.

Die cleviſchen Städte unter brandenburgiſch-preußiſcher Herrſchaft im 17. und 18. Jahrhundert.

Von Prof. Dr. Wilhelm Meier.

I. Die Zeit der clevischen Herzöge.

Cleve war wohl das städtereichste Territorium in ganz Deutschland. Auf dem so engen Raume von etwa 37 Quadratmeilen lagen 24 Städte, 14 auf der Westseite und 10 auf der Ostseite des Rheins. Es waren nach einer vor alters festgesetzten Reihenfolge: 1. Cleve, 2. Wesel, 3. Emmerich, 4. Calcar, 5. Duisburg, 6. Xanten, 7. Rees, 8. Goch, 9. Büderich, 10. Sonsbeck, 11. Orsoy, 12. Gennep, 13. Udem, 14. Cranenburg, 15. Sevenaer, 16. Huissen, 17. Dinslaken, 18. Holten, 19. Schermbeck, 20. Isselburg, 21. Ruhrort, 22. Grieth, 23. Kervenheim, 24. Griethausen. Die sieben ersten unter den 24 clevischen Städten waren allein landtagsberechtigt[1]). Eine von ihnen war nur eine sogenannte Freiheit mit städtischen Privilegien, nämlich Ruhrort. Die landtagsberechtigten Prinzipalstädte besaßen schon in früher Zeit nach Lage, Geschichte, Aussehen oder Bedeutung einen Beinamen[2]): Clivia sublimis, Vesalia fortis olim hospitalis, Embrica decora, Calcaria civilis, Santena antiqua, Reesa ubera, Duisburgum doctum. Die clevischen Herzöge hatten gewetteifert in der Anlage von Städten. „Bei ihrer Gründung war ihren Bürgern nur eine sechswöchentliche Heeresfolge zur Verteidigung des Landes auferlegt, sie waren von jeder ständigen Schatzung eximirt und nur zu einer beliebigen Bede beim Ritterschlag der Söhne und [bei der] Verheiratung der Töchter des Landesherrn verpflichtet. Jede weitergehende Kriegs- und Geldhilfe hatten sie sich durch Verpfändung landesherrlicher Einkünfte und Rechte innerhalb ihrer Ringmauern und Bannmeile, durch Befreiung von Fluß- und Landzöllen und Ausdehnung ihrer Autonomie fast bis zur völligen Unabhängigkeit von fürstlicher Justiz und

[1]) Sie bildeten mit den qualifizierten Ritterbürtigen den clevischen Landtag. Die Geistlichkeit gehörte in Cleve nicht zu den Ständen, war also nicht landtagsberechtigt. Die Landstände blieben bestehen, bis Cleve an Frankreich kam. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand der Landtag unter strenger landesherrlicher Aufsicht und beriet nur noch den Steueretat. Lehmann, Freiherr von Stein, Bd. I. S. 98, irrt also, wenn er meint, die clevischen Stände hätten durch das Zeitalter der absoluten Monarchie die drei parlamentarischen Grundrechte gerettet: „die Periodicität des Zusammentritts, die Steuerbewilligung, die Mitwirkung bei Gesetzen". — Am Ende seines Bestehens setzte sich der Landtag fast nur noch aus den Vertretern der Städte zusammen: „im Clevischen (ist) die Absurdität, daß das Corpus des Adels nur aus einem einzigen Individuo besteht, das dirigirt votirt concludirt und nomine collectivo correspondirt"; s. v. Stein in seiner großen Denkschrift vom Jahre 1807 (Berlin. Kgl. Bibl. Manuscripta Boruss. fol. 823).

[2]) Wüsthaus, Histor. Beschreib., Düsseld. Staats-Archiv, A 36.

Verwaltung teuer genug bezahlen lassen[1])." Alle diese Städte, die zum Teil das völlige Aussehen von Dörfern hatten, besaßen Stadtmauern und Tore, nur Grieth, Kervenheim und Isselburg waren offen. Fast alle clevischen Städte hatten die freie Magistratswahl, d. h. das Recht der Selbstverwaltung; nur in Goch, Gennep, Emmerich, Rees, Udem, Sonsbeck, Cranenburg und Sevenaer setzte der Landesherr ganz oder zum Teil die städtischen Behörden ein oder beaufsichtigte wenigstens ihre Wahl[2]). Diese Wahlen der Bürgermeister und sonstigen Magistratspersonen waren fast überall indirekt und nach unseren Begriffen recht verwickelt. Als Beispiel dafür möge die Hauptstadt Cleve dienen[3]).

Hier kamen jährlich am zweiten Sonntag nach Ostern alle eingesessenen Bürger in dem großen Baumgarten des Minoritenklosters zusammen und erhielten vom alten Magistrat jeder ein „Ratszeichen". Die Wahl ging unter freiem Himmel vor sich und mußte „bei scheinender Sonne" beendigt werden. Der alte Magistrat wählte zunächst sechs Bürger, über die er sich vorher nicht verständigt haben durfte. Diese sechs wurden dann durch den alten Bürgermeister vereidet und kooptierten vier andere Bürger, die ebenfalls vereidet wurden. Diese zehn „Gekorenen" wählten noch weitere acht Bürger, die auch den Eid ablegten. Nun hatten sowohl der alte Magistrat wie die Gesamtbürgerschaft ihre Aufgabe gelöst und konnten von dannen gehen. Die Achtzehn, Kör- oder Kurleute genannt, nahmen sodann in geschlossener Versammlung die Wahl der Magistratspersonen vor: sie wählten einen Bürgermeister, sieben Schöffen, vier Räte, zwei Rentmeister, von denen der erste zugleich Ratsmann war, der andere aber sein Helfer oder Unterrentmeister genannt wurde, und einen Stadtboten. Zur Zeit der Amtsperiode des neuen Magistrates war nun aber in den meisten clevischen Städten keineswegs die direkte Teilnahme der Bürgerschaft an den städtischen Angelegenheiten aufgehoben[4]). Während nämlich der Magistrat (der Bürgermeister, die Räte und die Schöffen) das eigentliche Regiment, die Verwaltung und die Justiz, handhabte, wurde die gesamte Bürgerschaft daneben durch von ihr gewählte, sogenannte Gemeins- oder Quartierleute vertreten, die in allen legislativen Angelegenheiten und solchen, die Steuern oder sonstige Lasten und Pflichten aufbürdeten, eine mitbeschließende Stimme hatten. So gab es z. B. in Wesel drei Bürgermeister, zwölf Räte, zehn Schöffen, zwei Stadtsekretäre, zwei Stadtrentmeister und zwölf Gemeinsleute.

Die größte Selbständigkeit in jurisdiktioneller Hinsicht besaß unter allen clevischen Städten Calcar. Während überall sonst die Schöffen, die mit dem Richter das städtische Gericht bildeten, von der Gemeinde oder dort, wo keine freie Magi-

[1]) v. Haeften, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten, S. 4.

[2]) Düss. St. A. Cleve-Mark VIII, gener. I. Bericht der clevischen Regierung, undatiert. — Daß in Goch, Gennep, Emmerich und Rees schon die clevischen Herzöge Beaufsichtigung der Bürgermeister- und Magistratswahlen beanspruchten, also auch ihre brandenburgischen Nachfolger, s. Berl. Kgl. Bibl. Man. Boruss. fol. 853, Bd. 3/4, Instruktion der possid. Fürsten vom 15. Februar 1610 (Orig.).

[3]) Wüsthaus, Histor. Beschreib. — Scholten, Zur Geschichte der Stadt Cleve, S. 426 f.

[4]) v. Haeften, S. 95 A. 18.

stratswahl bestand[1]), vom Landesherrn ganz oder zum Teil gewählt wurden, der Richter aber nur vom Landesherrn eingesetzt wurde, hatte allein Calcar das Recht, selbst den Richter zu wählen, „so das eintzigste exempel von allen Städten ist"[2]). Besondere Rechte hatten noch Xanten und Wesel; in Xanten mußte der Richter abtreten, wenn die Schöffen sich zur Beratung zurückzogen, und Wesel besaß fast völlige Selbständigkeit in der Kriminaljurisdiktion. Neben dem vom landesherrlichen Richter geleiteten Schöffengerichte gab es in einigen Städten außerdem noch ein rein städtisches Gericht. Hier hatten die Magistrate eine Art Jurisdiktion, teils in Zivilsachen, besonders in Schuld- und Injuriensachen, teils in Kriminalsachen, zuweilen auch in beiden zusammen, und zwar entweder ausschließlich oder in Konkurrenz mit dem landesherrlichen Gerichte. Außerdem gab es in den Städten, wie auf dem Lande, eine besondere Art von Schiedsgericht, das Up- oder Uffgericht genannt, das unter der Leitung des Bürgermeisters oder des Richters ein- bis viermal im Jahre veranstaltet wurde; ein Verklagter wurde, wenn er die Kompetenz dieses Gerichtes anerkannte, mündlich verhört. Diese Form der Rechtsprechung war sehr beliebt, denn sie hatte den großen Vorzug, umsonst zu sein. Unter den clevischen Städten hatten sich drei als gerichtliche Oberhöfe herausgebildet, wohin die anderen Städte appellierten; es waren Cleve, Wesel und Calcar. Diejenigen Städte, die die Appellation nach einer der drei Städte hatten, wurden deren „Unterstädte" genannt; von den drei Oberhöfen und von den nicht an sie appellierenden clevischen Städten, Xanten, Emmerich und Sevenaer, ging die Berufung an das landesherrliche Hofgericht. Früher hatten mehrere Städte die weitere „Hoffahrt" außerhalb des Territoriums gehabt, so Emmerich nach Zütphen, Duisburg nach Aachen, Gennep nach Geldern, Rees und Xanten nach Neuß. Die clevischen Räte setzten aber in der Zeit 1562 bis 1583 systematisch die Anerkennung des Hofgerichts in Cleve als obersten Gerichtshofes durch[3]). Als die Brandenburger ins Land kamen, appellierte nur noch eine Stadt außer Landes: Duisburg nach Aachen. Dieses Recht von Duisburg hing wohl mit seiner früheren Stellung als Reichsstadt zusammen.

Die politische und die rechtliche Stellung einer Stadt entsprang ihrer jetzigen oder der früheren wirtschaftlichen Bedeutung. Manche von ihnen sind kaum jemals über den Dorfcharakter hinausgekommen, andere sanken nach kurzer Blüte zur völligen Bedeutungslosigkeit herab, als die Zeiten sich änderten oder der spezielle

[1]) Wo, wie in den meisten clevischen Städten, die freie Magistratswahl bestand, wurden auch die Schöffen völlig frei gewählt; daher Hötzsch, Stände und Verwaltung von Cleve und Mark, in Urk. u. Aktenst. zur Gesch. der inneren Politik des Kurf. Friedr. Wilh. v. Brandenburg II. Teil (1908), S. 173 (so allgemein gesagt) unrichtig: (der Landesherr) „hatte das Bestätigungsrecht bei den Wahlen der Schöffen, denen (!) als landes-herrlicher Commissar meist der kurfürstliche Richter, manchmal auch besonders entsendete Vertreter beiwohnten". Das war auch am Ende des 17. Jahrhunderts nicht der Fall.

[2]) Berl. Bibl. Man. Boruss., f. 20 (Calcar). — Wüsthaus, Histor. Beschreib.

[3]) Liesegang, Niederrhein. Städtewesen, in Gierkes Untersuch. 52. Heft, S. 556 ff. — Dederich, Annalen der Stadt Emmerich, S. 287 ff. — v. Haeften, S. 19.

Zweck ihrer Gründung erfüllt war. Im großen und ganzen scheiden sich besonders diejenigen, die an einer der großen Straßen des Landes lagen, besonders an der allgewaltig herrschenden, aber sich stetig ändernden Wasserstraße des Rheins, von denen, die abseits im Lande ein beschauliches Dasein führten. Letztere waren die sogenannten Landstädte, deren Bewohner, halb Bauern und halb Städter, sich ernährten von Ackerbau, Fuselbrennen, Viehzucht, Kleinhandel und Manufakturen. Bedeutender waren aber die anderen Städte, die eigentlichen Handelsstädte, wie Wesel, Rees, Emmerich, Duisburg, Orsoy, Calcar, Xanten und Cleve. Die clevischen Herzöge hatten ihren Handel, der die Waren Hollands mit denen von Oberdeutschland und Westfalen austauschte, eifrig begünstigt und hatten ihnen fast allen Freiheit von den clevischen Zöllen ganz oder zum Teil verliehen. Dadurch war aber ihre Existenz fast ganz auf den Handel gegründet[1]); sank dieser, etwa weil andere Handelswege erschlossen wurden oder Kriegsunruhen das friedliche Gewerbe des Händlers und Kaufmanns störten, dann wurde die Stellung aller clevischen Städte erschüttert.

Die Stadt Cleve war der Sitz der Behörden, und die Beamten brachten sehr viel Geld in die Stadt. Die einzelnen größeren Städte hatten ihre Spezialhandelsartikel und standen mit bestimmten Gegenden in intimeren Handelsbeziehungen. Wesel z. B. verhandelte besonders Holz aus dem Märkischen nach Holland und brachte holländische Waren nach Hessen, Paderborn und nach dem Münsterlande. Rees verkaufte Korn und Vieh ins Münstersche. Duisburg trieb besonders Handel mit den bergischen Städten, Xanten in erster Linie mit Cöln.

Die Bedeutung der clevischen Städte im Vergleich zueinander erkennt man am besten an ihrem Anteil, den sie nach einer etwas später festgesetzten Matrikel beitrugen zu jeder bewilligten Steuer. Von je 1000 Talern Städtesteuern mußten z. B. bezahlen[2]): Wesel 240, Emmerich 166, Rees 94, Cleve 72, Duisburg 48, Xanten 42. Die Steuern wurden von den Städten aus den Einnahmen bezahlt, die im wesentlichen zur Bestreitung des ganzen städtischen Haushalts dienten; es waren dies 1. der Ertrag aus dem städtischen Besitz (Häuser, Höfe und Ländereien) und 2. die städtische Accise, die fast allen Städten schon früh von den clevischen Herzögen verliehen worden war.

---

[1]) Bericht des Vize-Direktors v. Rappard vom 12. Januar 1728 (Berl. St.-A., Zoll- u. Accise-Dep. Westf., XII, 1): „Unsere Vor Eltern haben dieses fürtreffliche Kleynod, das Commercium, als die Seele vom Lande auf alle Art und Weise zu conserviren und zu extendiren geruhet. Die Herren, Grafen und Hertzogen von Cleve haben zu dem Ende, weiln so wohl das platte Land als die Städte zum Commercio wohl gelegen sind, dem einen Dorff und Flecken nach dem andern jura civitatis gegeben und mit fürtreffliche privilegien und Freyheiten versehen, auf daß sie wo müglich allen Handel und Wandel mit denen Benachbahrten ins Land ziehen und das gantze Land zum Pack-Haus machen mögten".

[2]) Düss. St.-A., Handschr. 43.

II. Die Zeit der brandenburgisch-preußischen Herrscher.

A. Der Große Kurfürst (1640–88).

1. Die allgemeine Lage der Städte.

Der Kurfürst Johann Sigismund, der den Niederrhein für Brandenburg erwarb, und sein Nachfolger Georg Wilhelm sind für die Entwicklung der clevischen Städte von keiner Bedeutung gewesen, zumal sie, namentlich die wichtigeren und befestigten unter ihnen, meist mit oder ohne den Willen der Kurfürsten in den Händen der holländischen Staaten waren, im Anschluß an die Allianz von 1622, an den Verlauf des Dreißigjährigen und die Ereignisse des noch länger dauernden spanisch-holländischen Krieges. Zwar konnten sich die Städte Wesel[1]), Emmerich, Rees, Orsoy und Büderich, wo lange Jahre, z. B. 1629 bis 1661, holländische Garnisonen lagen, nicht über Bedrückung durch die Holländer beklagen, im Gegenteil brachten die Soldaten und ihr Anhang viel Geld in die Städte, und die Bürger sahen die Holländer gern in ihren Mauern. So heißt es in einem Bericht über Emmerich[2]): „Ihre meisten Mittel aber hat sie (die Stadt) wehrendt eingehabter holland. guarnison von 1614 an bis 1672 gewonnen, gestalt diese das Geld in Menge dahin gebracht, alles und jedes, ja obdach selbst baar bezahlt und fölglich großen Reichthumb darinn gemacht hat"; ähnliches hören wir aus Rees. Freilich erscheint uns heute ein derartig begründeter Wohlstand als sehr zweifelhaft, und wir verstehen dieses Preisen einer vergangenen Zeit um so weniger, wenn wir erfahren, daß Wesel, Emmerich, Rees, Orsoy und Büderich für die Zeit von 1629 bis 1661 von Holland viele Jahre später noch ungeheure Summen zu fordern hatten[3]). Schlimmer ging es aber den clevischen Städten im Jahre 1672, als die Franzosen ins Land drangen und alle festen Punkte des Landes demolierten, wie z. B. die Festungswerke von Emmerich, Orsoy und Büderich. Bei den meisten Städten in Cleve datiert von dieser französischen Invasion an der wirtschaftliche Niedergang[4]), ohne daß sie allein die einzige Ursache gewesen wäre. Das wichtigste Moment war der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung Englands und der allmähliche Rückgang Hollands, unter dem auch sein Hinterland und mit ihm die niederrheinischen Städte zu leiden hatten.

Aber nicht nur die kriegerischen Zeiten und die wirtschaftlichen Verhältnisse waren den Städten ungünstig, auch der Große Kurfürst selbst stand ihnen nicht freundlich gegenüber. In den Kämpfen in Cleve zwischen Ritterschaft und

[1]) Wesel war 1614 bis 1629 im Besitz der Spanier; die Holländer blieben in Wesel 1629 bis 1672. 1672 bis 1674 war es in den Händen der Franzosen. Im April 1674 rückten zum ersten Male brandenburgische Truppen in die Stadt, die noch einmal den Franzosen weichen mußten, bis 1680 nach dem Frieden von St. Germain zwei brandenburgische Regimenter in die Stadt gelegt wurden. Seit 1687 wurde Wesel neu befestigt, und es war der Hauptstützpunkt im Westen für Brandenburg-Preußen.

[2]) Düss. St.-A., Handschriften a 310.

[3]) Düss. St.-A., Handschr. a 43.

[4]) Berl. Bibl. Man. Boruss., fol. 20/21.

Städten stand er entschieden auf Seiten der Adligen[1]), und das empfanden die Bürger bitter genug, am unangenehmsten an ihrem Geldbeutel; so z. B. wenn er trotz ihres Widerspruches Kamin- und Kopfsteuern erhob und 1666 endgültig den Streit der Ritterschaft mit den Städten um die städtische Steuerquote dadurch entschied, daß er für die Städte das von ihnen bestrittene höhere Quantum (ein Fünftel aller clevischen Steuern statt des früheren Sechstels) festsetzte. Übrigens verteilten die vierundzwanzig clevischen Städte die auf sie entfallenden Steuern nach einem Tausendzettel, der 1622 und erneut von ihnen selbst 1664 bestimmt worden war. Die Städte bezahlten ihre Steuern aus der städtischen Accise; nur einige von ihnen hatten eine Art von Grundsteuer. Der Große Kurfürst suchte den Städten gegenüber seine landesherrlichen Rechte zu wahren; er ließ zwar Calcar sein Recht, verlangte aber 1649[2]) für sich die „gebührende Bestätigung, Confirmation und Verpflichtung", „so uns als dem Landesherrn unverneinlich entstehet". Der Stadt Wesel[3]) bestätigte er 1671 auch ihr Privileg, behielt sich aber seine landesherrlichen Rechte ausdrücklich vor. In der Stadt Cleve erweiterte der Kurfürst die jurisdiktionelle Macht des Magistrats.

In der Steuerverwaltung gab sich der Große Kurfürst die größte Mühe, die städtischen Accisen abzuschaffen und an ihrer Stelle eine allgemeine Accise für das ganze Land einzuführen; aber er mußte vor dem entschiedenen Widerstand der Städte zurückweichen.

Ebensowenig Glück und rücksichtsloses Durchgreifen zeigte Friedrich Wilhelm gegenüber den vielfach sich zeigenden Mißbräuchen in der Selbstverwaltung. Die Patrizier z. B. in Rees und Emmerich suchten die lebenslängliche Dauer des Schöffenamtes zu erreichen, die Gemeinde dagegen wünschte die jährliche Wahl. Die Reeser Bürger hatten vollkommen recht, wenn sie dem Kurfürsten schrieben, daß durch die jährliche Wahl „Sr. Churf. Durchl. Landesfürstl. Territorialrecht und hoher respect daselbst . . desto mehr befördert werde". Die Entscheidungen des Kurfürsten sowohl für Rees wie für Emmerich waren schwankend, ein Beweis dafür, daß festes Wollen in diesem Punkte fehlte. Im Jahre 1687 ließ der Kurfürst die Verwaltung einiger clevischer Städte untersuchen, aber alle diese Bemühungen waren vollkommen resultatlos: die Städte weigerten sich einfach, zur Zahlung der Kontribution feste Kassen zu bilden, und statt für Militärausgaben Steuern zu erheben, machten sie lieber andauernd neue Schulden[4]) und schädigten so ihren Kredit.

Wie wenig folgerichtig der Große Kurfürst von seinen landesherrlichen Rechten dachte, dafür möge ein Kuriosum angeführt werden[5]). Im Jahre 1675

[1]) Er verdankte dem Adel viel für die Behauptung des Landes in schwerer Zeit, manche persönliche Beziehungen verbanden ihn mit dessen Mitgliedern, in ihrem Kreise hatte er viele frohe Stunden verlebt, im Adel erblickte er die Stützen seines Regiments.

[2]) Wüsthaus, Histor. Beschreib., unter Calcar.

[3]) Wüsthaus, Histor. Beschreib., unter Wesel.

[4]) Schmoller, Das Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I., in der Ztschr. f. preuß. Gesch., Bd. XI, S. 524 ff.

[5]) Berl. Bibl. Man. Boruss., fol. 20 (unter Cranenburg).

hatte ein Dr. Arnold Fey mit einer glücklichen Kur den Kurfürsten von einer schweren Krankheit geheilt. Zum Danke schenkte Friedrich Wilhelm dem Arzte Stadt und Amt Cranenburg[1]). Dr. Fey sollte Herr darüber sein, die Einkünfte genießen und den Titel als Herr der Stadt führen. Und so geschah es auch; leider konnte der Arzt sich nicht lange an dem eigenartigen Geschenk erfreuen: er starb bereits 1679.

Für Duisburg wurde der Große Kurfürst von Bedeutung, weil er hier eine reformierte Universität begründet hat; sie ist allerdings nie zu rechter Blüte gekommen.

2. Die Versuche des Großen Kurfürsten, die Accise in Cleve einzuführen.

Fast in allen Städten in Cleve-Mark wurde bereits im Anfang des 16. Jahrhunderts teils mit, teils ohne Zustimmung des Landesherrn eine Accise erhoben. Als der Herzog Wilhelm eine Reform der Besteuerung in Cleve plante, schlug er 1552[2]) eine allgemeine indirekte Steuer vor, also eine Landesaccise. Mit der Bereitwilligkeit der Ritterschaft glaubte er rechnen zu können, aber die Städte, die ihre Selbständigkeit damit bedroht sahen, verhinderten ihre Einführung. Dagegen bewilligten die Stände am 18. März 1587 auf dem Landtage zu Dinslaken angesichts der Gefahren des burgundischen und des Truchseßschen Krieges auf zwei Jahre Lizenten auf dem Rhein und auf der Maas, d. h. auf den verkehrreichsten Straßen des Landes, und zwar von Getreide, Bier, Wein und anderen Waren; die durch- und ausgeführten Waren wurden stärker belastet als die im Lande bleibenden. Trotz allen Widerspruchs ging das „Acciswerck", wie es die Stände nannten, auch noch 1589 weiter und spielt in den brandenburgischen Finanzen eine große Rolle. Die Stände hatten ursprünglich an der Verwaltung dieser Lizenten großen Anteil; von ihnen wurden „sichere directores, commissarios und ausschüsse verordnet und denselben die administration der Licenten . . . in handen gegeben". Mit der städtischen Accise hatte dieses „Acciswerck" nichts zu tun. Die Städte durften ihre Accisen beliebig festsetzen, ein Recht, das ihnen noch 1666 vom Großen Kurfürsten bestätigt wurde; infolgedessen hatte fast jede Stadt ihren besonderen Tarif[3]). In einigen Städten war der Handel ganz freigelassen, und nur der Verbrauch wurde veraccisiert. Fast überall war die Accise nach ihren verschiedenen Kategorien verpachtet.

Unter brandenburgischer Regierung versuchte man bald wieder, dem Muster von Holland folgend, die allgemeine Landesaccise einzuführen. Kurfürst Johann Sigismund beabsichtigte[4]) 1616 die Einführung von landesherrlichen Impostен in Stadt und Land auf Wein, Bier, Essig, Mehl, Salz, Seife, durchpassierendes

[1]) Der Große Kurfürst schenkte die Reste des Kastells von Sonsbeck eines Tages seinem Kammerdiener Martitz (s. Man. Boruss., fol. 21).

[2]) v. Haeften, S. 21. — Münst. St.-A., Clev.-märk. Landstände, 13 bis 15. — Düss. St.-A., Clev. Ritt. Suppl., n. 24. Druck vom Jahre 1587.

[3]) Düss. St.-A., Cleve-Mark, VIII, gen. 2. Berichte des Kriegsrats Orlich vom Jahre 1789.

[4]) Berl. St.-A., R 34 u. 37, 4—6. Berichte von Sylvius und Lambert, Cleve, 21. Februar 1616. — Der Kurfürst an den Resid. Sticke (Conc.) 2./12. Mai 1616.

und geschlachtetes Vieh, Häute, verkaufte Pferde, Ländereien, Tücher, Gold und Silber. Aber diesmal waren es die Staaten und Prinz Moritz von Oranien, die den Plan vereitelten; sie sahen in der „Einführung der gemeinen und subsidial-collecten" eine Gefahr für ihren Handel und weigerten sich vor allem, zu diesem Zwecke „den ernst und militar execution zu verstatten". Im Jahre 1622 nahm Schwarzenberg den gescheiterten Plan wieder auf, um bei dem neu bevorstehenden Kriege das Kriegsvolk aus den Einnahmen zu unterhalten und zu vermehren[1]). Doch sogar ein Teil der clevischen Regierung opponierte der Absicht; der treue Rat von Roeden schrieb dem Kurfürsten am 2. Februar 1624, er sei überzeugt, der Kurfürst werde sein Vorhaben aufgeben, wenn er „der armen unterthanen elendt und jämmerlich Zustandt selbst ansehen möchte". Trotzdem wurde auf das Drängen des Kurfürsten mit der Einführung begonnen, da aber alle Elemente widerstrebten und zudem die Zeiten so unruhige waren, so wurde aus der ganzen Sache nichts. Als 1632 Schwarzenberg nochmals den Generalstaaten die Erhebung einer umfangreichen Accise im Clevischen vorschlug, damit ihre Forderungen befriedigt werden könnten, wußten die Landstände die Sache mit Berufung auf die freundnachbarlichen Handelsbeziehungen zu hintertreiben[2]).

Der Große Kurfürst nahm die alten Pläne wieder auf. Im Jahre 1666 glaubte er, nachdem er in Cleve so viele innerpolitische Erfolge errungen hatte, auch diese Frage erneut und mit größerem Nachdruck wieder aufgreifen zu können. 1664 hatte ihm sein Berater Ludwig vorgeschlagen, jetzt die landesherrliche Accise einzuführen, und 1666 befürwortete sie auch Canstein, und zwar sollten die Acciseſätze so hohe sein, daß der Militäretat erhöht werden könne, der Kurfürst mehr Geld zu freier Verfügung erhalte und doch noch etwas für die Domänen „bleibe". Der Kurfürst dachte vielleicht daran, nur denjenigen Städten das Acciserecht zu lassen, die es wirklich verbrieft besaßen; denn im Landtagsrezeß von 1666 stellte er „ehistens" eine Untersuchung der städtischen Privilegien über die Accise in Aussicht. In der Proposition zum Landtage von 1667 hieß es, genau nach den Vorschlägen Cansteins, es müßten „solche mittele bei der handt genohmen werden, worauß höchstg. S. Chr. D. jährlich etwas zu dero freyer gnädigsten disposition genießen, etwas zu unterhaltung dero hiesigen staets und Vestungen im Lande, etwas zu redimirung dero domainen auch zu dero Ständen behueff" verwendet werden könnte. Der Kurfürst wollte die „Ordinar-Contribution" durch diese allgemeine Accise ersetzen. Aber wenn auch den Ständen die Zusicherung gegeben wurde, daß Ständedeputierte „dem anschlag, den außgaben und berechnungen und der direction dieses wercks mit beywohnen" dürften, so war doch den Ständen klar, daß durch diese Reform ihr Einfluß auf die Finanzen des ganzen Landes ausgeschaltet wurde[3]); denn wenn auch die alten städtischen Accisen bestehen blieben, so wurden doch den landes-

[1]) Berl. St.-A., R. 34 u. 37, 4—6. Schwarzenberg an Statthalter u. Räte in Emmerich, 31. Oktober 1623.

[2]) v. Haeften, S. 63 f.

[3]) Hötzsch, S. 372 ff.

herrlichen neuen „gemeinen Mitteln" nicht nur die Städte, sondern auch das platte Land unterworfen, und die Reform bedeutete nichts anderes, als eine Umwälzung der Steuerverfassung und Finanzverwaltung in Cleve-Mark, ähnlich wie sie einst schon Herzog Wilhelm von Cleve vorgehabt hatte. Die Stände erzwangen den vorzeitigen Schluß des Landtags und teilten dem Kurfürsten und der clevischen Regierung einfach mit, sie hielten die Einführung der gemeinen Mittel nicht für „practicabel" und glaubten auch nicht, daß sie zur Erleichterung und zum Besten des Landes dienen würde. Und der Kurfürst ließ, weil die Vorlage nicht genügend vorbereitet war und drängendere Aufgaben ihn beschäftigten, die ganze Reform fallen; die Stände hatten einen leichten Sieg erfochten.

Einen neuen und diesmal energischeren Versuch machte der Große Kurfürst 1674 bis 1675. Damals kam Schwerin mit den Prinzen Friedrich und Ludwig nach Cleve, um dort deren Erziehung zu leiten und zugleich äußere und innere politische Aufgaben zu erfüllen; unter letzteren spielte die Einführung der Accise die Hauptrolle. Der Kurfürst schrieb am 18./28. November 1674[1]) an die Regierung in Cleve, es könne ihr nicht unbekannt sein, „mit was großer Confusion, Disproportion und Ungleichheit bishero die onera publica des Landes getragen und vertheilet worden, also daß wegen Unrichtigkeit der Matricul einer für den andern zum höchsten praegravirt und die Beschwerde meistentheils dem armen Landmann aufgebürdet worden, woraus dan endlich nichts anders als dessen Totalruin erfolgen müßte, wofern nicht in Zeiten hierunter gebührende Remedierung gesuchet und ein ander modus collectandi eingeführet werden sollte"; er hielt aber unter allen Steuerarten keine für „besser, bequemer und richtiger" als „die Accise neben einigen andern Impostен auf das vermögen und Gewerbe der Einwohner und Unterthanen". Es handelte sich also diesmal nicht bloß um Abgaben auf Nahrungsmittel, sondern um eine Kombination der Accise mit einer Vermögens- und Gewerbesteuer. Wirklich war es ein ganz großzügig gedachter Plan, den Schwerin auf Befehl des Kurfürsten den Ständen zur Bewilligung unterbreitete. Die Stände lehnten aber die Accise vollständig ab; mochte ihnen auch der Kurfürst erklären, die Accise sei das Mittel, „dadurch die gemeine onera nicht fast allein, oder mehrentheils wie bisher, von der Armuth, sondern in durchgehender, müglichster gleichheit von des Landes Einwohnern" getragen werden sollte[2]), Schwerin mußte dem Kurfürsten schreiben: „Die Accise decliniren sie gantz und gar[3])." Der heftigste Gegner der Vorlage war auf dem Landtage der junge v. Winnenthal; als Schwerin ihm deswegen Vorhaltungen machte, erwiderte er: „Gott hette Ihm darümb ein Maul gegeben, daß er reden müsse[4])." Schwerin wollte nun einen kurfürstlichen Befehl abwarten, „ob man bei dieser gelegenheit in ruhe stehen oder einen rechten ernst zeigen soll, welcher

[1]) Berl. St.-A., R 34 n. 133 s (Conc., von Meinders Hand). — Hötzsch, S. 965 u. S. 547 f.

[2]) Berl. St.-A., R 34 n. 38. Schwerin an den Kurfürsten, 25. Jan. 1675: . . . „daß dies gemeine Mittel zu nichts anders als an Statt der contribution angewandt werden sollen". — Berl. St.-A., R 34 n. 132 b c. Kurfürst an Schwerin, 18./28. November 1674.

[3]) a. a. O., Schwerin an den Kurfürsten, 29. Jan. 1675.

[4]) a. a. O., Schwerin an den Kurfürsten, 16. Juli 1675.

auch nachmalen mit nachdruck ausgeführet werden müste, oder es wehre besser, das mans nie anfinge". Aber der Kurfürst war, selbst wenn er gewollt hätte, gar nicht in der Lage, „einen rechten Ernst" zu zeigen; er mußte angesichts der französischen Gefahr, welche Cleve bedrohte, den ganzen Plan wieder fallen lassen.

So war also dem Großen Kurfürsten die Einführung der landesherrlichen Accise an Stelle der Kontribution mißlungen[1]). Er mußte sich damit begnügen, „einige species einzuführen", eigenmächtig und neben der Kontribution: die Auflage auf fremde Biere in Cleve (um das holländische Bier fernzuhalten) wurde 1672 auf 15 Stüber für jede Tonne festgesetzt[2]); 1677 kam hinzu ein Impost auf fremde Seife[3]) und 1682 eine Auflage auf Stempelpapier[4]). Das war das kümmerliche Resultat von all den kühnen Plänen der städtischen Steuerreform in Cleve. Diese Auflagen trugen aber auch nicht viel ein: 1684 brachte der Impost auf fremde Biere 1300 Taler, der auf fremde Seife 250 Taler[5]).

Am Ende seiner Regierung sah sich der Kurfürst sogar genötigt, das Acciserecht der Städte zu stärken, statt es einzuschränken. 1687 erlaubte er ihnen, die Accisen zeitweilig zu erhöhen, auch die Beamten, die bis dahin accisefrei gewesen waren, zur Bezahlung der Accise heranzuziehen, und schließlich auch bürgerliche „Nahrung" und Ausschank von Bier und Wein in einem halbstündigen Umkreise um die Städte herum[6]) mit einzubeziehen.

B. Friedrich III. (I.) (1688–1713.)

1. Der wirtschaftliche Niedergang der Städte.

Der französisch-holländische Krieg leitete das Nachlassen des clevischen Handels ein, der spanische Erbfolgekrieg beschleunigte den Prozeß. Zudem war aber um 1700 in ganz Europa die wirtschaftliche Lage eine gedrückte. Darunter mußte natürlich ein Land, das vorwiegend auf Handel und Warenvermittlung angewiesen war — und das war doch Cleve — ganz besonders schwer leiden. Für den Landesherrn machte sich diese Lage vor allem in einer Verminderung der Zoll- und Lizentgefälle geltend. Da griff der Kurfürst Friedrich III. zu zwei Mitteln, die zwar im Augenblick seine Einnahmen wieder steigerten, in ihrer weiteren Wirkung aber den Verfall des Handels derart vergrößerten, daß die Zahl der Einwohner von Jahr zu Jahr abnahm und in fast allen clevischen Städten viele Häuser leer standen und die „wüsten" Stellen unbebaut blieben. Die erste Maßregel war, daß 1695 bei den clevischen Zollstätten eine erhöhte Zoll-Liste angewandt

[1]) Die späteren Versuche sollen nicht berührt werden, in der Zeit 1667 bis 1687 waren es im ganzen neun.

[2]) Scotti, I, 496 n. 310.

[3]) Scotti, I, S. 552 n. 344; zum Schutze einer Seifensiederei in Emmerich.

[4]) Scotti, I, S. 571 n. 363.

[5]) Düss. St.-A., Cleve-Mark XIII, n. 117. Bericht vom 7. Oktober 1684.

[6]) Früher war die Accise nur in den Städten selbst, in ihren Feldmarken und in den Ratsdörfern erhoben worden.

wurde, wodurch der Kurfürst gleich im nächsten Jahre eine Mehreinnahme von 20 000 Talern erzielte. Die zweite Maßregel nahm 1699 den Städten die ihnen von den clevischen Herzögen ganz oder teilweise verliehene Zollfreiheit; die Folge war, daß zwar auch dadurch einerseits die landesherrlichen Einnahmen stiegen, der Handel aber und damit der Wohlstand der Einwohner weiter zugrunde ging.

In einem Bericht aus Emmerich[1]) vom Jahre 1721 heißt es, nachdem Mittel angegeben sind, dem Handel wieder aufzuhelfen, zum Schlusse, es sei vor allem nötig, „die Klagen über die in Ao. 1699 geschehene abgenommene Zoll-freyheiten auf dem Rhein-Strohm, welchen sämtliche Clevischen Städte den Verfall des commercii zum theil zuzuschreiben continuiret, zu untersuchen und wo möglich zu redressiren". Auch der Magistrat von Ruhrort bat den König, „daß sie mit der freyen Schiffahrt, wie sie vorhin gehabt, begnädiget werden möchten". — Es ist darum nötig, kurz die Bedeutung der Zölle und besonders die Art und die Wirkung der Maßregeln von 1695 und 1699 darzulegen.

2. Die clevischen Zölle.

Brandenburg hatte mit dem Herzogtum Cleve von den vierzig Zöllen, vier Stapeln und verschiedenen Lizenten, die es am Rhein auf der Strecke von Straßburg bis Rotterdam gab, vier Zölle und zwei Lizenten erhalten. Es waren die Zölle in 1. Orsoy, 2. Rees, früher Büderich, 3. Emmerich oder Huissen, 4. Lobith oder Schenkenschanz; die Lizenten für die Talfahrt Ruhrort und für die Bergfahrt Lobith. Die Zölle waren den früheren Herrschern durch kaiserliche Privilegien verliehen und dann immer wieder bestätigt worden. Die Lizenten wurden zuerst 1587 erhoben, nach dem Muster der Niederländer; die Veranlassung dazu war, daß „der Niederländische Burgundische Krieg so viel Mühe und Schaden im Land verursachet, daß Fürst und Stände auf nötige Defension der Ströhme und der Unterthanen bedacht sein müssen"; eine kaiserliche Bestätigung dieser Lizenten vom Jahre 1590 wurde brandenburgischerseits behauptet, konnte aber nicht bewiesen werden. Außer diesen großen Zöllen und Lizenten bestanden im Clevischen seit alters noch einige andere kleinere Zölle.

Die beiden brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund und Georg Wilhelm hatten zunächst von den Zöllen keine allzu reichlichen Einnahmen; teils waren die Zölle während ihrer Regierung in den Händen des Neuburgers, teils in der Gewalt der Holländer. Der Neuburger verpachtete z. B. im Jahre 1620 und in den folgenden Jahren den Lizent für Ruhrort für 9000 und den Zoll in Orsoy für 3500 Goldgulden[2]). Bis zum Jahre 1637 wurden während des großen Krieges „zur Beeinträchtigung der churfürstlichen Landeshoheit" und „unter dem Namen der vereinigten Niederländischen Provinzen" höhere Licenten wie sonst erhoben[3]), und 1639 bekamen die cleve-märkischen Stände wieder, wie es auch

[1]) Düss. St.-A., Handschriften a 310.

[2]) Berl. St.-A., Accise- u. Zoll-Dep., II, n. 8. Instr. für die Gesandten zum Zoll-Capit. 9.—19. April 1651 (Cop.).

[3]) Scotti, I. S. 249 n. 182.

ursprünglich seit 1587 geschehen war, die Verwaltung der Lizenten in ihre Hand zum Zwecke der Landesverteidigung[1]).

Nach dem Westfälischen Frieden suchte der Große Kurfürst Ordnung in die clevischen Zollverhältnisse zu bringen. Die Lizenten abzuschaffen weigerte er sich; die Stände willigten 1649 in die Weitererhebung und gaben die Einkünfte dem Kurfürsten wieder in die Hand, mit Ausnahme von jährlich 2000 Talern, die die Stände zur Bezahlung ihrer alten Schulden erhielten[2]). Als die Staaten gegen die Lizenten Einspruch erhoben, wies der Kurfürst ihr Ansinnen zurück: sie haben keinerlei Recht, „uns in unserem Landt einigen Ziel oder Maes zu setzen"[3]). Um mit bestimmten Einnahmen rechnen zu können, verpachtete[4]) der Kurfürst an holländische Kapitalisten die sämtlichen Wasserzölle von 1650 an gegen die geringe Pacht von jährlich 28 400 Talern und gegen hohe Vorschüsse; er erblickte darin das sicherste Mittel, „dadurch unsere Zollgerechtigkeit zu redressiren, bey den Friedenszeiten an Handt zu nehmen und dadurch unser Einkommen conserviren zu lassen"[3]). Diese Verpachtung wurde dem Kurfürsten sehr verdacht; namentlich die holländischen Staaten waren sehr erregt und beschlossen daraufhin, möglichst den

---

[1]) Es gab im ganzen in brandenburgischer Zeit im Clevischen folgende Zölle:

1. Ruhrort:
   a) Lizent,
   b) Orsoyer Spliß,
   c) Marktzoll,
   d) der alte Ruhrorter oder Friemersheimer Zoll, 1371 den Grafen von Mörs bewilligt, dann verfallen (1765 durch Friedrich den Großen wieder aufgenommen).
2. Orsoy:
   a) Zoll,
   b) Vorzoll,
   c) Marktzoll.
3. Wesel:
   a) Auf- und Abschlagszoll,
   b) Splißzoll von Büderich resp. Rees,
   c) Eckholzzoll. I).
4. Rees: Zoll, der früher in Büderich und davor in Duisburg erhoben worden war.
5. Emmerich: Zoll, der früher in Huissen erhoben wurde.
6. Lobith (Christianschanz):
   a) Zoll,
   b) Vorzoll,
   c) Lizent. — (Seit 1751 gab es in Huissen eine neue Zoll- und Lizentstätte für die Schiffe, die von Arnheim und auf der Yssel nach Nymwegen und umgekehrt fuhren, ohne Lobith zu berühren; das Zollkontor war in Malburgen II).
7. Gennep: Der Lizent auf der Maas.

[2]) Scotti, I, S. 272.

[3]) Instruktion vom 9. April 1651 (s. Berl. St.-A., Accise- u. Zoll-Dep. II, n. 8).

[4]) Bis dahin hatte die Amtskammer sie verwaltet. — Übrigens hatten 1660 die Stände die Erhebung der Lizenten für immer bewilligt, da der Kurfürst behauptete, die Einnahmen bei dem schlechten Zustande der Domänen nicht missen zu können.

I) Berl. St.-A., Accise- u. Zoll-Dep. II, n. 1—2.

II) Averdunk, Die Duisburger Börtschiffahrt (1905) S. 12 A. 2.

Wasserweg zu meiden und von dem 1651 neu eingerichteten Kontor in Zwolle aus stärker den Landtransport zu organisieren. Der Kurfürst suchte dieser Schädigung seiner Finanzen durch Gegenmaßregeln entgegenzutreten, indem er einerseits Wehrzölle einrichtete, die bei eigentlich auf den Rhein gehörenden Landtransporten meist in der halben Höhe des Wasserzolles erhoben wurden, anderseits die andern Zollherrschaften zu ähnlichem Vorgehen zu veranlassen suchte, allerdings ohne Erfolg. Da nun die Landfrachten sich vermehrten und anderseits seit 1651 Handel und Wandel zurückging, weil die holländischen Besatzungen Cleve verließen, so kamen bald die Pächter der Zölle nicht mehr auf ihre Kosten; der Kurfürst sah sich daher infolge ihrer Klagen genötigt, die Pacht vorzeitig 1660[1]) abzubrechen und in eigene Verwaltung zu nehmen. Bei der nunmehrigen eigenen Verwaltung stand dem Kurfürsten der fleißige und energische Inspektor und Lizentmeister Ryckers zur Seite[2]). Während die Pächter erklärt hatten, die clevischen Zölle und Lizenten hätten seit fünfzig Jahren nicht mehr als jährlich 18 000 bis 20 000 Taler gebracht, erzielte er gleich im ersten Jahre 43 736 Taler 54 Groschen Einnahme. „Hierbey haben S. Churf. Durchl. zu vernehmen, wie S. Churf. Durchl. ist vervortheilet gewesen mit der verpachtung[3])," berichtete er stolz. Er setzte nun eine schärfere Kontrolle in der ganzen Verwaltung durch, namentlich wurden die sog. Freischiffer etwas genauer angesehen. Die meisten clevischen Städte nämlich hatten, wie schon gesagt, an bestimmten clevischen Zöllen teilweise oder ganze Befreiung, entweder nur, wenn sie mit eigenen Schiffen kamen, oder auch, wenn sie mit fremden fuhren. Eine schon lange bestehende brennende Frage war nun: wer waren die Träger dieser städtischen Privilegien? Der Kurfürst hatte schon 1651 bestimmt, nur diejenigen sollten die Rechte genießen, „wann sie vorhin ihre Bürgerschaft und tägliche stetige Wohnung und annoch wehrende Haushaltung in den Städten zu recht erweisen"[4]). Indem diese Bestimmung strenger gehandhabt wurde, war wenigstens den ärgsten Unterschleifen gesteuert. Friedrich Wilhelm zog nun aber auch alle Zolleinnahmen zu seiner Schatulle, ohne daß der Kammer Rechnung gelegt wurde, und so blieb es bis 1713. Im Jahre 1668 und wiederum 1686, auf Vorschlag von Roulée, wurden auch Erhebung und Verwaltung der Zölle verbessert. Sobald natürlich Krieg ausbrach, war auf die Zolleinnahmen am allerwenigsten zu rechnen; 1673 kamen wegen der französischen Invasion nur 3455 Taler 54 Stüber ein, 1674 war der Rhein für den Frachtverkehr geschlossen. Auf die Zölle wurden aber auch in Zeiten der Not am ersten Anleihen gemacht; am 7. Januar 1676 schrieb Schwerin an den Kurfürsten, alles sei schon verpfändet und versetzt[5]).

[1]) Nicht 1662, wie Hötzsch S. 827 angibt.

[2]) Berl. St.-A., R 34, n. 270.

[3]) a. a. O. Bericht vom 27. Februar 1664.

[4]) Instruktion vom 9. April 1651.

[5]) In den Jahren 1662 bis 1694 (nicht 1651 bis 1694, wie Hötzsch S. 833 angibt) betrugen die Zölle insgesamt 971 564 Taler 22 Stüber, also durchschnittlich jährlich 31 340 Taler 42 Stüber. Auf die einzelnen Zollstätten entfielen im Durchschnitt: I. auf Zölle: Orsoy 3993.20 Taler, Weseler Spliß 576.20, Rees 4884.20, Emmerich 2814.32, Lobith 6991; II. Lizenten: Ruhrort

Die clevischen Zollangelegenheiten wurden unter Friedrich III. auf lange Zeit hinaus entscheidend geregelt. Am 16. April 1691[1]) erhielt die Domänen-Kommission, der die Räte Stößer und Walter angehörten, den Auftrag, das ganz verfallene clevische Zollwesen zu ordnen; alle bei den Zolleinnahmen Beteiligten führten nämlich lebhafte Klagen: der Kurfürst, weil seine Einnahmen ständig zurückgingen, die Kaufleute und Schiffer, weil sie sich benachteiligt glaubten, die benachbarten Zollherren, weil ihrer Meinung nach durch Brandenburg ihre Zollerträge beeinträchtigt wurden. Wie lagen nun damals die Dinge wirklich? Der Landesherr hatte sich tatsächlich dem Handel entgegenkommend gezeigt. Die Zölle wurden auf Grund alter Zoll-Listen erhoben; aber schon die clevischen Herzöge hatten sich mit Kur-Köln und den holländischen Staaten in der Weise auf eine Ermäßigung der Zölle geeinigt[2]), daß sie auf ein sog. Zollfuder, statt wie früher zwei, nun vier gemeine Fuder rechneten, d. h. die Zölle tatsächlich um die Hälfte herabsetzten; in der Zeit um 1691 war der Zustand der[3]), daß von Mainz bis Cleve drei, unterhalb Cleve vier, in Cleve selbst aber sogar sechs gemeine Fuder auf ein „Zollfuder" gerechnet wurden, wodurch sich natürlich die tatsächlichen Zollsätze entsprechend ermäßigten. Außerdem aber wurde von der so ermittelten Zollsumme noch entweder ein Drittel oder ein Viertel nachgelassen. Aber in der Art der Erhebung der clevischen Zölle bestanden viele Mißstände.

Die Zollbeamten waren vielfach untereinander verwandt und begünstigten sich gegenseitig in unverantwortlicher Weise; sie trieben Handel und Wirtschaft mit den Schiffern und Kaufleuten; letztere waren in starkem Maße ihrer Willkür oder ihrem guten Willen ausgesetzt, da es ganz von ihnen abhing, nach welchen Listen sie den Zoll, in welchem Umfange sie die Remissionen berechneten, ja, wie hoch sie die Quantität der verzollbaren Waren anschlugen, da sie ferner nur oberflächlich die Schiffe und die Waren schätzten, die sogenannte „gnädige Besichtigung" anwandten. Außerdem hatten sie gewohnheitsrechtlich den Anspruch auf eine Reihe von Abgaben der Schiffer erlangt. Menschlich erklärlich war es, daß die Zollbeamten diese weitgehenden diskretionären Rechte oft mißbrauchten. Ein weiterer Übelstand waren in Cleve die Freischiffer geworden. Viele Schiffer auf dem Rhein gaben sich widerrechtlich als Bürger der privilegierten clevischen Städte aus und verhandelten Waren nicht nur im Lande zollfrei, sondern führten sie auch aus dem Lande und durch das Land zollfrei. Damit aber konnten diese und die wirklich berechtigten clevischen Schiffer viel billiger die Waren vom Niederrhein bis nach Cöln und

---

6796, Lobith 5285. — Aus den wechselnden Einnahmen jener Jahre ist zu ersehen, daß die Zölle 1662 bis 1694 nicht verpachtet waren; Hötzsch, S. 830, A. 3 (auch „alle anderen Zolleinnahmen waren 1690 verpachtet") nimmt irrtümlich im Gegensatz zu S. 827 das Gegenteil an.

[1]) Berl. St.-A., Gen.-Dir. Accise- u. Zoll-Dep. Westf., II, 1—2. — Schon 1689 war eine Kommission zur Untersuchung des clevischen Zollwesens eingesetzt worden: Vizekanzler Beyer und Regierungsrat Motzfeldt.

[1]) a. a. O., II, n. 8, Zollordnung 1699.

[2]) a. a. O., II, n. 1/2, Instr. 9. April 1691.

umgekehrt bringen, als die mit ihnen konkurrierenden cölnischen Schiffer[1]). Die kurfürstliche Instruktion an die Kommission vom 16. April 1691 stellte schon von vornherein einige Reformen fest: vor allem werden in Zukunft auch in Cleve nur noch vier gemeine Fuder auf ein Zollfuder gerechnet; die alten Zollfreiheiten bleiben einstweilen bestehen, ihre Berechtigung muß aber von der Kommission geprüft werden. Als Bedingung für den Genuß der Zollfreiheiten wird vorausgesetzt[2]): Niemand anders soll sie genießen „als allein diejenige Schiffer und Bürger, die würcklich mit Weib und Kindern in der Stadt wohnen, oder ungeheyrahtete Personen, die in der Stadt gebohren und erzogen und auch wohnhaft seyn, deren jeder einen Zollfreyzettel unter des Rahts Siegel und des Stadt Secretarii unterschrift alle jahr und auf keine längere Zeit sich ertheilen lassen, vorhero aber und zwarten alle jahr bey auslösung eines newen freyzettels vor dem Magistrat einen cörperlichen Eyd schweren solle, daß er in dem Jahr mit solchem Zettel keine güther, die nicht sein sind, sondern andern Leuth zukommen, frey durchbringen will, weder directe noch per indirectum, und wollen S. Ch. Gn. hierunter niemand anders, als obgemeldet, und zumahlen keine Schiffere, die sich nur Cammern miethen und allemahl Weib und Kinder mit sich führen, noch sonsten andere Ausländer und frembde unter dem Schein der Bürgerschaft unter dieser Freyheit verstanden haben".

Das Resultat der schwierigen Arbeiten der Untersuchungskommission, die auch erfahrene Kaufleute aus den clevischen Städten zur Begutachtung mit heranzog, war die Neuordnung von 1695[3]). Man verzichtete bei den Zöllen auf die Festsetzung neuer Zoll-Listen, sondern behielt die ältesten Listen bei, weil sie für das kurfürstliche Interesse „die besten und sichersten" waren. Die Remissionen wurden für Zölle und Lizenten auf ein Drittel, nur in Orsoy und Rees auf die Hälfte festgesetzt. Den Beamten wurde untersagt: Verwandtschaft untereinander, Handel und Gewerbe nebenbei, Erhebung der Nebenabgaben für sich selbst; sie erhielten neue Instruktionen, die zum Teil auf die von 1668 oder auf die Vorschläge Roulées von 1686 zurückgingen. Verzollt wurde nicht mehr nach „gnädiger Besichtigung", sondern nach Zoll-Lasten, Zoll-Fudern und Zoll-Hunderten;

[1]) Schon vor alters war der Rhein für die Schiffer in Quartiere eingeteilt worden; es fuhren auf der Bergfahrt:

1. die niederrheinischen Schiffer bis Cöln,
2. die cölnischen bis Mainz oder Frankfurt,
3. die Mainzer oder Frankfurter bis Straßburg;

umgekehrt auf der Talfahrt:

1. die Straßburger bis Mainz oder Frankfurt,
2. die Mainzer oder Frankfurter bis Cöln,
3. die Cölner bis Holland.

[2]) Hötzsch S. 828 umschreibt die Bestimmungen ungenau.

[3]) Sie begann am 1. Juli 1695. — Berl. St.-A. a. a. O., n. 1 bis 2, enthält die Instruktionen und Anweisungen für die einzelnen Kontore. — Die Kommission hielt von vornherein das Recht des Kurfürsten fest, Zoll von den zu Land und zu Wasser durchgehenden Waren zu erheben und die Beeinträchtigung des einen durch den anderen Weg und damit der Zolleinnahmen auszuschließen. (Hötzsch, S. 833.)

nur an den Lizenten geschah bei bestimmten Waren die Berechnung stückweise. Eine zweite schwierige Aufgabe der Kommission war sodann die Untersuchung der Zollfreiheiten. Über alle Zollbefreiungen mußten die Städte die Urkunden entweder herbeischaffen oder ihre frühere Existenz glaubhaft nachweisen. Bei manchen mußte infolgedessen die Frage der Zollbefreiung offen bleiben.

Im Jahre 1699[1]) traf die clevischen Schiffer und Kaufleute und damit die clevischen Städte ein schwerer Schlag. Der Kurfürst hob einfach alle Zollfreiheiten für den Transitverkehr auf und beseitigte so mit einem Schlage die wirtschaftliche Überlegenheit der clevischen Schiffer und Kaufleute über ihre ausländischen Konkurrenten. Schon der Große Kurfürst hatte[2]) 1637, 1644 und 1646 den vergeblichen Versuch gemacht, die Zollprivilegien auf die im Lande bleibenden Waren zu beschränken. Hatte aber schon die Regulierung von 1695, die zwar eine mäßige Berechnungsart, aber etwas höhere Zollsätze brachte, große Aufregung unter allen Handeltreibenden in Cleve verursacht, so prophezeite man nach der teilweisen Aufhebung der Zollfreiheiten den völligen Verfall des Handels[3]). Den Kurfürsten veranlaßten zu diesem Schritt teils die Klagen der andern Zollherrschaften, dann aber auch die Erwägung, daß durch den zollfreien Transitverkehr nur einige wenige Schiffer und Kaufleute sich bereicherten, die Gesamtheit aber davon keinen Nutzen hatte.

Um die Zolleinnahmen auf dem Rhein sich zu sichern, entwickelte Friedrich III. wie der Große Kurfürst weiter die Theorie, daß gewisse Waren, namentlich die gröberen, ihrer Natur nach auf den Rhein gehörten, und daß er also, falls die Kaufleute dennoch für sie den Landtransport vorzögen, auch für den Landweg einen Zoll erheben könne, den sogenannten Wehrzoll; denn der Landesherr und Zollinhaber dürfe erstens an seinem Zollrechte nicht geschädigt werden, und zweitens müsse er doch unter allen Umständen den Leinpfad sowie Deiche[4]) und Kribben und das Fahrwasser instand halten. Der Große Kurfürst hatte in diesen Landtransporten „eine offenbahre defraudationem vectigalis"[5]) gesehen. Die

[1]) Berl. St.-A. a. a. O., n. 8.

[2]) Berl. St.-A., R 34 n. 272, Clev. Reg. (Cop.), 8. Juli 1699.

[3]) Zugleich wurde noch einmal genau bestimmt, wer nun noch in Zukunft den Rest von Zollprivilegien im Binnenlande genießen sollte. Der Betreffende mußte

„1. eigen Erbhaus und Hofstatt in dem privilegierten Orte haben und nicht bloßes Mietshaus;

2. daselbst continuierlich seine Haushaltung mit Weib und Kind haben;

3. alle öffentlichen Lasten mittragen;

4. die Bürgerschaft besitzen und in keinem anderen Orte außerdem gewinnen;

5. ein eigenes und nicht gemietetes Schiff haben;

6. mit einem körperlichen Eide bestärken, daß er mit dem ihm erteilten Freizettel eigene Güter und keine anderen durchzubringen gewillt sei." (Vergl. Averdunk a. a. O., S. 13.)

Es war klar, daß nach diesen Bestimmungen der Kreis der Personen, die noch in Betracht kamen, nur noch ein ganz kleiner war.

[4]) Für den Schutz der Deiche sorgte auch der clevische Deichverband; die Untertanen fürchteten nicht nur den unmittelbaren Wasserschaden, sondern auch den Abbruch des Landes, das — bis 1772 — trotzdem schatzbar blieb.

[5]) Berl. St.-A. a. a. O., II, n. 8. Vereinbar. 1651. Auch die Erhebung der Wehrzölle wurde von der Untersuchungskommission neu geregelt.

weitere Folge der Wehrzölle war nun aber, natürlich im Zusammenwirken mit den Rheinzöllen[1]), daß die Waren nicht nur den Rhein mit seinen Zöllen, sondern auch die gesamten Länder der Zollherrschaften mit ihren Wehr- und Wasserzöllen möglichst mieden. Die Holländer nahmen daher weiter entweder westlich oder östlich ihren Weg um die in Frage kommenden Territorien herum. Die Dinge kamen schließlich so weit, daß z. B. um die Mitte des 18. Jahrhunderts holländische Waren über Bremen nach Süddeutschland gingen[2]).

Als Mörs und Geldern mit Cleve verbunden wurden, bildeten sie nicht etwa mit Cleve eine wirtschaftliche Einheit, sondern die drei Territorien blieben zollpolitisch getrennt, so daß die Einwohner des einen im andern als Fremde behandelt wurden.

C. Friedrich Wilhelm I. (1713–40).

1. Die Aufhebung der Selbstverwaltung der clevischen Städte.

Nicht nur die gesamte wirtschaftliche Lage, auch die schlechte Verwaltung verschuldete den Notstand in den clevischen Städten. In Emmerich[2]) hatte vor 1700 der Magistrat „von Zeit zu Zeit große Capitalia auf die Stadt negotiiret, jeders Einwohners gegenwertige und zukünftige Güter insolutum davor verschrieben, die interesse jedoch nicht bezahlt; so ist Handel und Wandel dermaßen verfallen, daß sich fast kein eintziger Bürger aus Emmerich, aus furcht arrestiret zu werden, nach Holland und Cölln am Rhein, selbst in die Clevische Stätten zu reysen mehr wagen dürfen". Ganz besonders schlimm standen die Dinge in Rees[3]).

[1]) In der Zeit 1695 bis 1712 waren die niedrigsten Zolleinnahmen 1702: 30 811 Taler 54½ Stüber (Krieg!), die höchsten 1701: 75 153 Taler 46 Stüber 6 Pfennig.

[2]) Gothein, Rhein. Zollkongresse, in Beitr. zur Gesch. vornehmlich Kölns und der Rheinlande (1895), S. 372. — 24 Tonnen Heringe kosteten z. B. an Transport und Zoll von Holland bis Frankfurt a. M. auf dem Rhein verschifft 133 Taler 6 Stüber, auf dem Landwege über Bremen dagegen nur 96 Taler.

[3]) Düss. St.-A., Handschr. a 310. — Über die Einwohnerzahl der einzelnen clevischen Städte in den Jahren 1722, 1740, 1756, 1763, 1777 und 1787 s. Beilage. — Über das Zahlenverhältnis der Konfessionen in den clevischen Städten fehlen genaue statistische Angaben. Hötzsch a. a. O., S. 14 A. 1, sagt: „1640 war etwa $^1/_4$ der clevischen Ritterschaft katholisch, dagegen überwog das katholische Bekenntnis in den Städten Calcar, Xanten, Emmerich, auch Rees. Wesel aber war überwiegend evangelisch. U. A. [Urk. u. Aktenst. z. Gesch. d. Gr. Kurfürsten] V, S. 92 bis 96. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche, I, S. 76, Anm." — Diese Angaben sind unrichtig; ebenso ist unrichtig, wenn Landwehr, Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, S. 358 f. behauptet, in Cleve habe damals die Zahl der Katholiken kaum mehr als 2% der Bevölkerung betragen, und wenn Lehmann a. a. O., Bd. II, S. 10 ff. sagt, daß 1640 die Mehrzahl der clevischen Hauptstädte protestantisch gewesen sei. — Im Berl. St.-A. (Kgl. G.-Min.-Arch., Tit. CLIX, Histor. Nachrichten, n. 1) befinden sich Beschreibungen der clevischen Städte, angefertigt von den Magistraten in den Jahren 1724 und 1725. Nach diesen waren die Katholiken damals in der Mehrzahl in folgenden Städten: Büderich, Calcar, Cleve, Cranenburg, Dinslaken, Emmerich, Gennep, Goch, Grieth, Griethausen, Huissen, Rees, Sevenaer, Sonsbeck, Udem und Xanten; die Reformierten in Duisburg, Wesel, Holten, Orsoy und Ruhrort (s. Düss. St.-A., Handschr. a 310); die Lutheraner nur in Isselburg und Schermbeck. In der ersten Gruppe von Städten waren 1722 von 43 537 Einwohnern 28 902, in der zweiten Gruppe

Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts „fing die Haushaltung an schlecht zu werden, und suchte jeder im Trüben zu fischen, dahero auch, weil jeder Bürger von einiger façon appetit bekahm, von gemeinen Mitteln mit zu profitiren, und den fuß auf dem Rathhause zu haben eyfricht suchte, die schädliche Küpperey ihren ursprucht nahm und so weit um sich griff, daß bey denen Rahtswahlen zu gewinnung der votorum nichts als gefressen, gesoffen, ungemeine Kösten gemacht, und dagegen der Handel und Wandel und rechtschaffene Vorstehunge der haushaltunge am Nagel gehangen wurden, also zerfiel alles in unordnunge und Factiones, wobey das Schlimmste war, daß die bemittelte Familien gar ruinirten, die Magistratspersohnen dem publico pflichtmäßig vorzustehen behindert wurden, angesehen sie mit den practiquen ihrer Favoriten nicht nur künftiger Conservation auf dem Rahthause halber conniviren müssen, sondern auf der andern seyte genötiget waren, die auf die Küppereyen gewandte Kösten bey Zeiten wieder heraus zu bringen, daher dann die vorrähtige Mittel bald aufgingen, dagegen Capitalia aufgenommen und die Accise nebst den gemeinen lasten auf die Bürgerschaft mächtig verhöhet werden müssen".

Friedrich Wilhelm I. hatte die schlimmsten Darstellungen von den Verhältnissen in den clevischen Städten erhalten; er war fest davon überzeugt, daß sie verschuldet waren durch die Mißwirtschaft der regierenden Familien; namentlich ärgerten den sparsamen König die vielen Mahlzeiten und Zechgelage, welche fast überall die Ratsmitglieder bei Beratungen über städtische Angelegenheiten auf Kosten der Gesamtheit veranstalteten. Bald nach seinem Regierungsantritt beschloß er daher, ohne Rücksicht auf die alten Privilegien, mit fester Hand einzugreifen und die freien Magistratswahlen einfach aufzuheben. Am 15. Dezember 1713 verfügte er[1]) zum Schrecken aller clevischen Bürger, die jährlichen freien Ratswahlen in den clevischen Städten sollten einstweilen aufhören und die alten Magistrate müßten im Amte bleiben „wegen der dabei vorgegangenen Dypereien und verschleuderten großen Geldsummen". Natürlich nahmen sich sofort die Landstände der Sache an; sie führten, in gewissem Sinne mit Recht, den Verfall der Städte auf andere, mehr äußere und allgemeinere Ursachen zurück.

Das „einstweilen" sollte nach einer Erklärung des Königs vom 25. April 1715[2]) so lange dauern, „bis die accise überall eingeführet, auch das rathhäusliche Wesen

13 119, in der dritten 1128. Man kann also bestimmt behaupten, daß 1725 die überwiegende Mehrheit der Einwohner in den clevischen Städten katholisch war. Dasselbe Verhältnis wird aber auch im großen und ganzen schon im 17. Jahrhundert bestanden haben. Vergl. über diese kirchlichen Dinge meine Arbeit: „Brandenburg und das Erzbistum Köln" in den Beitr. zur Geschichte des Herzogtums Cleve, 1909.

[1]) Düss. St.-A., Cleve-Mark, VIII, gener. 1. Bericht der clev. Regier., undat. — Die Bestimmungen des städt. Reglements für Emmerich (1715) s. Schmoller, Ztschr. f. preuß. Gesch. (1875), S. 356 bis 360. — Duhram schrieb am 13. April 1714 an Grumbkow (über die Stadt Cleve) von „gottlosen ränken" bei den jährlichen Wahlen; wenn ein Magistrat einmal „gute Policey einführen will", wird er nicht wiedergewählt. Grumbkow schrieb auf den Rand des Berichtes: „Die Sache wird sich im künftigen Jahr wohl finden." (Gen. Dir. Accise- u. Zoll-Dep. Westf., II, 3 bis 7.)

[2]) Düss. St.-A. a. a. O. Der König an die Kommissare v. Viereck, Masch und Müntz. Cop.

untersuchet und reguliret sein wird". Friedrich Wilhelm blieb aber auch in den nächsten Jahren bei der Aufhebung der freien Wahl, und als die Landstände sich dringend darüber beschwerten, antwortete er ihnen am 28. September 1718[1]) in kühlem Tone, er sei nicht „gemeinet, denenjenigen Magistraten und Städten, welche die freye Wahl der rathsglieder hergebracht, solche zu entziehen, solange sie ohne nebenabsichten dergleichen leuthe wehlen, welche den willen und das vermögen haben, dem publico nützliche Dienste zu leisten; die confirmationes derer rathswahlen aber gebühren der Landesherrschaft und können, damit die Magistrate so viel mehr authorität haben, nicht neglegiret werden". Der clevischen Regierung aber schrieb er am 19. Januar 1719[1]), seine einzige Absicht sei, „daß die rathhäuser mit tüchtigen und dem gemeinen Wesen nützlichen Leuthen besetzet, die ungeschickte aber abgeschafft und nicht durch erkaufte oder emendicirte Vota oder auch blos um ihrer mit denen vornehmen Rathsgliedern habenden Verwandschaft willen beybehalten werden und von neuem einschleichen mögen". Als auch Kur-Pfalz sich in dieser Frage an den König wandte, antwortete er dorthin am 10. Dezember 1719[1]), es sei nötig, „daß hinkünftig in unseren stätten beständige Magistrats-Collegia und deren Glieder auf ihre Lebens Zeit bestellet werden, welche nichts desto weniger von denenjenigen, welchen es gebühret, gewehlet werden sollen, zu welchem Ende wir eine neue Verfassung haben machen und selbige mit anfang künftigen Jahres wollen publiciren".

Des Königs Meinung in dieser Frage der clevischen Städteverfassung war also die: Prinzipiell verlangte er statt der alljährlich und völlig frei gewählten Magistrate die Lebenslänglichkeit der Amtsdauer und vor allem die Bestätigung der Magistratspersonen durch ihn, den Landesherrn. Fürs erste aber hielt er es außerdem für nötig, solange die städtische Mißwirtschaft anhielt, die Magistrate einfach selbst zu ernennen, ohne der Theorie nach das Wahlrecht der Bürgerschaften zu bestreiten. Und bei diesem Zustande blieb es in Zukunft[2]).

2. Die Untersuchung des „rathäuslichen Wesens" und die neue Regelung der städtischen Verwaltung.

Am 30. Mai 1713 befahl Friedrich Wilhelm, daß alle veräußerten „Stadtgüter" in Cleve durch Kommissarien gründlich untersucht und wieder in den städtischen Besitz gebracht werden sollten, wenn nicht die Inhaber landesherrlichen Consens beibringen und „versionem in rem civitatum" beweisen könnten[3]). Ein königlicher Erlaß vom 29. Juni 1713 kündigte die Einsetzung einer Kommission an, „um den fast agonisierenden Städten zu helfen" und „nach dem löblichen Exempel und Fuß der kurmärkischen Städte die Consumptionsaccise

[1]) Düss. St.-A. a. a. O. Der König an die Kommissare v. Viereck, Masch und Müntz. Cop.

[2]) Cleve, Wesel und Calcar verloren auch ihre jurisdiktionelle Bedeutung; seit 1715 „konnte" man von den Untergerichten statt erst an diese Mittelinstanzen, sofort an das clevische Hofgericht appellieren, seit 1719 „mußte" es geschehen.

[3]) Scotti, Cleve-Mark, II, S. 788.

einzuführen"[1]). Die Kommission bestand aus dem Regierungsrat Masch, dem Kriegsrat und späteren cleve-märkischen Kammerdirektor Müntz und dem bisherigen pommerschen Accisedirektor Duhram; letzterer war das tätigste Mitglied, die Seele der Kommission. Der König sprach allen Protesten gegenüber es klar aus, um was es sich jetzt handelte: es sollen die, „welche die Confusion der Ordnung und ihren Eigennutz dem gemeinen Besten vorzuziehen kein Bedenken tragen", es solle die tiefe Verschuldung, die Bedrückung der Untertanen, die schlechte Haushaltung beseitigt werden; nur zu diesem Zwecke sollen die städtischen Kornwagen und andere städtische Steuern in eine Königliche Accise verwandelt werden. Die Accise wurde in Cleve tatsächlich in den Jahren 1714 bis 1716 eingeführt; dagegen ging es mit der Untersuchung und Regelung des Schuldenwesens und der Säuberung der Magistrate nicht so schnell, und erst allmählich wurden „die Magistrats- und Schöffencollegien reducirt". Die größten Schwierigkeiten unter allen Städten machten Wesel und Cleve. Aber Duhram wußte über alle Hindernisse hinweg zu dem Ziele zu gelangen, das ihm sein König gesteckt hatte. „Seine[2]) Kenntnisse und Erfahrungen im Steuer- und Finanzwesen im allgemeinen, seine unermüdliche Arbeitskraft, sein eiserner Wille, sein an Anschlägen und Aushülfen fruchtbarer Geist, wie sie sich in seiner Correspondenz mit Grumbkow in den Jahren 1714 bis 1716 darstellen, gaben ihm einen, wenn auch nicht leichten, doch vollständigen Sieg über die Unsittlichkeit der Stadtverwaltungen, den Schlendrian der obersten Landesbehörden, den Unverstand der ihm zu Gebote stehenden Executiv-Organe. Mitten durch Klippen und Riffe steuerte er glücklich dem Port zu und verdiente sich den Namen eines Regenerators der Städte von Cleve-Mark."

Die Magistrate derjenigen clevischen Städte, die früher durch Privilegien jurisdiktionelle Funktionen, besonders Kognition in Schuld- und Injuriensachen erworben hatten[3]), verloren diese unter Friedrich Wilhelm ebenfalls. Dafür aber bekamen 1718 alle städtischen Magistrate „die Kognition über Accise, Defraudationen, Poenalien, im rathäuslichen, Rentei-, Credit- und Polizei-Wesen, Elle, Maß und Gewicht, Bier, Brot und Fleischtare betreffend, das alles aber auch nicht mehr selbständig, sondern unter landesherrlicher Aufsicht: unter der Inspektion des Commissarius loci und der Direktion des Commissariats[4]).

Der Commissarius loci, den der König in den Städten als königlichen Beamten ernannte, wurde immer mehr der Vertrauensmann des Landesherrn in allen städtischen Angelegenheiten; man kann ihn den Vater der Stadt und ihrer Bürger nennen[5]). Will man erkennen, in welcher Richtung seine Aufgaben

[1]) Scotti, II, S. 805 n. 678.

[2]) Isaacsohn, Gesch. d. preuß. Beamtentums, III, S. 66.

[3]) Acta Boruss., II, S. 260.

[4]) Acta Boruss., III, S. 110 (10. Dez. 1718).

[5]) 1723 vereinigte der König das etwa um 1675 (so nehme ich im Gegensatz zu Hötzsch an) in Cleve entstandene Kommissariat mit der Amtskammer zur Kriegs- und Domänenkammer. Wie beim Kommissariat waren auch hier die Unterbeamten die Landeskommissare für das Land und die Steuerkommissare (commissarii loci) für die Städte.

lagen, so nimmt man am besten die Instruktion vom 2. Oktober 1731[1]) zur Hand, die unterzeichnet ist von Grumbkow und v. Viereck. Darnach mußte der Commissarius loci eine feste Wohnung in seinem Kreise haben, jährlich alle Städte seines Bezirkes wenigstens zweimal angemeldet und ebenso oft unangemeldet besuchen und besonders alle Beamten bei der Stadt- und der Accisevertwaltung und deren Kassen untersuchen und darüber Protokolle führen; bei geringen Verfehlungen konnte er Strafen bis zu zehn Talern verhängen, er mußte mit Zuziehung der Magistrate und in Garnisonen mit Zuziehung des kommandierenden Offiziers die Taxen von Fleisch, Brot und Bier revidieren, die Viehsteuer kontrollieren, neuerrichtete und reparierte Häuser taxieren, dafür sorgen, daß wüste Stellen bebaut und leere Häuser bewohnt wurden, daß statt der Strohdächer nur solche „mit lauter Ziegeln" eingeführt wurden, er sollte in allen Polizei-, Bau- und Grenzsachen entscheiden — für Appellationen war die Kriegs- und Domänenkammer zuständig — die Müller und Schlächter vor allen Unterschleifen warnen, die Mühlen auf unversteuertes Korn untersuchen, für richtiges „Maas, Elle und Gewicht sorgen", das Brauwesen überwachen und Brauordnungen einführen, „woran es bishero sehr gefehlet", insbesondere sollte er sorgen, daß im allgemeinen nur in den Städten Bier gebraut wurde, „welchen solche Nahrung gehöret", daß es in den Städten nicht an den nötigen Handwerkern fehlte und auf dem Lande sich keine neuen niederließen „zum praeiuditz derer Städte", besonders mußte er die städtische Verwaltung kontrollieren, zusehen, ob die städtischen Beamten „dem Rath-Hause gebührendt vorstehen und wieder derselben Treue und Tüchtigkeit nichts auszusetzen", ob „der Rath nicht allzu sehr beschwägert", er sollte die städtischen Kammerrechnungen prüfen und darauf achten, „daß sie (die Rathhäuser) mit ihrer Competentz auskommen, die Zinsen denen Creditoribus richtig bezahlet und die Städte nicht in neue Schulden und Rückstandt verfallen mögen", die städtischen Güter möglichst hoch verpachten, für die nötigen Löschvorrichtungen bei den Rathäusern und bei Gilden und Zünften sorgen, schließlich möglichst „commercien und manufacturen in den Städten" fördern.

Wenn alle Kommissare diesen ihren Pflichten gewissenhaft nachkamen, und das taten sie wohl meist, nicht nur aus Pflichtbewußtsein, sondern auch, weil jeder dem Könige für Nachlässigkeit „mit seinem Haab und Guth" haftete, dann war nunmehr die Kontrolle über die Städte und die Fürsorge für sie bewundernswert, aber das selbsttätige Interesse der Bürger wurde durch eine derartig weitgehende Bevormundung gänzlich unterdrückt.

3. Die Einführung der landesherrlichen Accise.

Noch am 20. November 1694 waren den clevischen Städten die Accise-Privilegien von Friedrich III. bestätigt worden. Und doch drohte bald darauf ihrer kommunalen Selbstherrlichkeit der Untergang. Ohne, wie der Große Kurfürst

[1]) Berl. St.-A., Rep. 94, V F c n. 9 (aus den Fischbachschen Papieren).

es noch tat, die Stände zu ersuchen, „diesen modum collectandi unterthänigst (zu) willigen"[1]), verwandelte Friedrich Wilhelm I. kraft seines landesherrlichen Rechtes und ungeachtet aller Privilegien in den Jahren 1714 bis 1716 die kommunale Accise in Cleve-Mark in eine königliche[2]), indem er damit, soweit wenigstens die Städte in Betracht kamen, nicht aber auch das platte Land, die Gedanken der Steuerreform des Großen Kurfürsten verwirklichte. Er übernahm die städtischen Accisen, wie es ausdrücklich hieß, „commodo et onere"[3]) und verlegte damit den Schwerpunkt der cleve-märkischen Finanzen von den direkten Steuern auf die indirekten[4]). Über das „onus" freilich, das früher auf den städtischen Accisen lag, gingen später die Meinungen des Landesherrn und der Städte vielfach und erheblich auseinander. Die Gesichtspunkte, die für die Einführung der königlichen Accise bestimmend waren, lernen wir am besten kennen aus einem Bericht des Generaldirektoriums vom 2. September 1724[5]): „Es ist auch in dem Clevischen bei Introduction der Accise allemal darauf reflecktiret worden, daß nach dem Exempel der benachbarten holländischen Provinzien die innerliche Consumption und was zu der Einwohner subsistance und unumgänglichen Unterhalt nöthig, weil solches auch das meiste bei denen Acciseeinkünften austräget und den wenigsten Defraudationen unterworfen, nur allein hoch importiret, hergegen alles dasjenige, was mit dem Handel und Commercio in diesem mit so viel fremden Provinzien enclavirten Lande einigen Rapport hat, so viel möglich, favorisiret und erleichtert werden, damit nicht allein der Bürger im Stande gesetzet werde, seine Nahrung im Handeln und Commerciiren mit Fremden beizuhalten, sondern auch die fremde Handelstreibende desto eher mit zum Beitrag der Accise gezogen werden mögen." Wir würden heute einfacher sagen: das rein fiskalische Interesse war in dieser für das Land so schwerwiegenden Frage ausschlaggebend[6]).

[1]) Schreiben des Großen Kurfürsten an die clev. Regier., 18./28. Nov. 1674. Berl. St.-A., R 34 n. 133 s.

[2]) Daß die Stände widersprachen, war selbstverständlich; der König nannte aber ihre Einwände vom 1. Juni 1713: „vorwitzige Vorstellungen".

[3]) Berl. St.-A., R 34 n. 194 bis 196. Schreiben des Gen.-Dir. an das Justiz-Dep., 28. Februar 1769.

[4]) Die Tarife, nach den Städten verschieden, waren „grosso modo nach dem Steuer-Contingent und denen Schulden der Städte" eingerichtet; in der Mark waren sie niedriger, weil hier Steuerkontingent und Verschuldung geringer waren.

[5]) Acta Boruss., Behörd. Org., IV, 1, S. 601.

[6]) Daß der Wohlstand des Landes unter der Accise litt, konnte man sich in Berlin nicht mehr verhehlen, als nicht nur die Städte selbst, sondern auch die gesamten Stände und selbst die clevische Regierung es feststellten. Im Ministerium bekam Kraut nun doch Bedenken; am 10. August 1716 schrieb er: „so wird man billig zweifelhaft, worauf man sich allhier sicher und feste verlassen kann"; er meinte, daß man „bey der Sache etwas furchtsahm werden und sehr behutsam verfahren müsse". Für die vorgeschlagene Abschaffung der Accise aber oder ihre Administration durch die Magistrate glaubte er nicht eintreten zu können, wohl aber, daß nach dem Vorschlage von Masch und Müntz die Acciseüberschüsse zur Abtragung der Städteschulden verwandt würden, „wenn solches auch nur auf einige Jahre geschehen mögte". Krauts Stimmung über die Wirkungen der Accise war recht pessimistisch, er sah aber die Schuld am Niedergang des Handels nur in dem „vormahls erhöhten Salz-Impost und Anrichtung der Wehrzölle". Ein Trost für

Die Einnahmen aus der Accise wurden verwandt zunächst zur Bezahlung der Städtekontribution und sonstiger Abgaben, dann zur Bestreitung der städtischen Verwaltung und zur Verzinsung oder Amortisation der städtischen Schulden; die Überschüsse flossen in die Generalkriegskasse. Jede Stadt durfte nach einem Reskript vom 13. Februar 1714 in ihre Acciseverwaltung zwei Männer zur Kontrolle deputieren.

Aber überall wurde die Accise nur unter den größten Schwierigkeiten eingeführt. In der Stadt Cleve[1]) z. B. weigerten sich Magistrat und Bürgerschaft, die Kontrolldeputierten zu wählen und den Torschreibern die Torstuben einzuräumen. Sie erreichten es, daß der Acciseeinnehmer und der Torschreiber kein Haus zur Accisestube mieten konnten und also anfangs unter freiem Himmel ihr Amt versehen mußten. Aber der König hatte zur Durchführung seiner Absichten Duhram[2]) gewählt, einen Mann, der mit Klugheit und Geschick einen eisernen Willen verband. Wo Güte nichts half, mußte Strenge einsetzen, und die meisten gaben ihren Widerstand als nutzlos auf, als der Feldmarschall v. Wylich-Lottum, der Gouverneur von Wesel, erst ein Bataillon unter dem Major von Platen nach Cleve sandte und noch weitere Truppen zur Verfügung stellte. Das war der „rechte Ernst", den damals Schwerin so sehr herbeiwünschte, den aber der Große Kurfürst anzuwenden sich scheute. Und so führte Duhram seine Aufgabe durch mit Gewalt, getragen von einem festen Rechtsbewußtsein. Persönlich brachte er in Cleve Torschreiber und Aufseher am 30. März 1714 auf ihren Posten und schrieb in seinem Bericht an Grumbkow vom selben Tage: „Morgen kann das Werk beginnen!" Schon acht Tage später konnte er von Erfolgen berichten und am 6. April schreiben, „daß es mit der Accise recht gut und wohl von Statten gehe. Die Leute sind willig und gutes Muts, und ist keine Unordnung nun zu besorgen, und vermerken sie schon, daß sie von boshaften Leuten aufgereizt werden. Die Unterbedienten aber machen viel Sorge, die so bald nicht werden abzurichten sein. Ich nehme sie täglich vor bis in die späte Nacht und instruire sie, was ich kann und vermag".

Selbst die obersten Landesbehörden leisteten der Einführung Widerstand, wenn auch nur passiven; der Kommissariatspräsident von Strünckede drohte einem Torschreiber, der eine von ihm beabsichtigte Acciseshinterziehung aufdeckte, Prügel an[3]). In der Stadt Cleve war der materielle Erfolg der Accise unerwartet

ihn war, daß er sich erinnerte, wie vor etwa 30 Jahren in der Kurmark, in Pommern und Halberstadt „viel größer Lärm und Lamentiren als in dem Cleviſchen" nach Einführung der Accise war, und daß jetzt jedermann dort zufrieden war. Er glaubte aber auch, „daß man im Cleviſchen die Handlung äußerst schonen müsse", und daher habe sie der König schon in Wesel „unbeleget gelassen". (Berl. St.-A., Accise- u. Zoll-Dep. Westf., II, 3 bis 7.) — Die gesamten Städteschulden in Cleve-Mark betrugen um 1714 etwa 740 000 Taler: Cleve 595 806 und Mark 138 191 Taler.

[1]) Isaacsohn a. a. O., III, S. 66 f.

[2]) Berl. St.-A., Gen.-Dir. Accise- u. Zoll-Dep. Westf., II, 3 bis 7. Berichte Duhrams an Grumbkow.

[3]) a. a. O. v. Strünckede hat den Beamten „mit einem Richtstock vor die Brust gestoßen und folgende Wohrte sich vernehmen lassen: Ich soll Euch Kerll hunder Prügel geben, Ich soll Euch Kerll was anders lehren".

groß[1]). „Es beginnt die Tilgung der Schulden, eine streng geregelte Auszahlung der fälligen Zinsen. Mit der Abnahme der Schulden, der Verringerung der Kosten der Stadtverwaltung, der Erhöhung der Accise-Erträge geht Hand in Hand die Herabsetzung der städtischen Schöße, der Fortfall der Exekutionen, die Überweisung von Überschüssen der Steuern an die Kämmereien zu fortgesetzter Schuldentilgung, zu Neubauten, zur Melioration der städtischen Dörfer und Vorwerke (?!), zu besserer Besoldung der Unterbeamten, bei denen allmählich die feste Gehaltszahlung das früher übliche Sportel-System mehr und mehr verdrängt."

Ähnlich ging es in den andern cleve-märkischen Städten zu[2]).

Die neue Accise[3]) wurde nur in den Städten erhoben, das platte Land war von ihr frei. Die in jeder Stadt nun eingerichteten Acciseкassen griffen aber bald auch auf das platte Land hinüber; die ersten Anfänge waren, daß zunächst, wie schon erwähnt, seit 1687 das Land im Umkreise einer halben Stunde zur Accise der Stadt gehörte, daß ferner die auf dem Lande übliche Grütte und die Amtsaccise von den Renteikassen zu den städtischen Acciseкassen hinzugezogen wurden, und daß schließlich, als der König 1718 und 1719 verfügt hatte, niemand sollte fremde Tuche kaufen oder andere außerhalb des Landes gefertigte wollene Waren tragen und die Schneider sollten sie nicht verarbeiten, die Acciseбeamten die Schneider auf dem Lande kontrollieren mußten; infolgedessen wurde jeder Kasse ein Bezirk des platten Landes zugeteilt. Die Absicht bestand offenbar, auch das platte Land in die königliche Accise einzubeziehen[4]).

---

[1]) Die Kaufleute in Cleve befürchteten von der Accise den Ruin der Stadt, wo „unbeschreibliche consternation in den gemüthern der Leuthe" herrsche und „das commercium . . . erbärmlich geschwächet und das credit elendig vermindert ist". Sie sahen die Entvölkerung und Verarmung der Stadt voraus, „dergestalt, daß armen-, weysen- und Gottes-Häuser nicht genugsahm sein mögten, die elendige zu ernehren", und sie waren überzeugt, daß die Städte der benachbarten Fürsten „über diese Veränderung und newe disposition sich kitzeln und frohlocken". (Siehe Berl. St.-A., Gen.-Dir. Accise- u. Zoll-Dep., II, 3 bis 7.)

[2]) Am 21. September 1714 berichtete Duhram, er habe die Accise in Wesel eingerichtet: „Ich muß aber allerunterthänigst anzeigen, daß, wie sauer es mich auch werden lassen, ich mit der Kaufmannschaft in keine Weege kommen können"; es ist „in der Nachbahrschaft das Werck dergestalt verhasset gemacht worden, daß ich in sorgen gerahten, der Zwegk, welchen Ew. Königl. Mai. sonsten zu allicirung frembder Kaufleute allergnädigst gefa'set, werde dadurch einen großen anstoß eiden". (Berl. St.-A., Accise- u. Zoll-Dep. Westf., II, 3 bis 7.)

[3]) Über die Einführung der Accise urteilte 1765 der alte Geheimrat v. Reinhard (a. a. O., XII): „Wenn man recht auf den Grund der vor 50 Jahren geschehenen Accise Einrichtung im Clev- und Märckschen siehet, so bemercket man gar leicht, daß die Ungewohnheit und Genie der dortigen Einwohner, so sich der benachbarten holländischen und krumbstäbischen Freyheit gar sehr angenommen und welche durch die damahlen zu Regulierung des dortigen einzuführenden Accise Wesens, wenn selbige auch aus noch einmahl so viel geschickten Leuten bestanden hätte, unmöglich auf einmahl zu dämpfen und abzustellen gewesen, und diese fast zur Natur gewordene Freiheit und Schläfrigkeit der meisten Einwohner zum Betrieb der Nahrung ist eine der größten Ursachen des bisherigen schlechten successes des dortigen Accise Wesens, zumahlen aus damalen noch triftigen politischen Ursachen nicht auf einmal, sondern nur successive in einzelnen Städten eingeführet werden können."

[4]) Diese Absicht wurde auch weiter unter Friedrich Wilhelm I. verfolgt; 1731 genehmigte der König auf den Vorschlag von Borcks folgende Bestimmungen für das clevische platte Land:

Die Städte gewannen seit Einführung der königlichen Accise zum Teil ein verändertes, nicht gerade schöneres Aussehen. Die Stadtmauern wurden bei den größeren, ummauerten Städten wieder hergestellt, die Tore erneuert, und an jedem ward ein Torschreiber angestellt. Hätten diese es mit ihren anbefohlenen Pflichten genau genommen, so mußten sie „jeden, der einpassirt, ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes vom Kopf bis zum Fuß untersuchen, Hut, Peruque, Rock, Weste, Hose, Strümpfe und Schuhe auf das genaueste beschauen".

Die Fenster der Häuser, die verdächtig waren, das Schmuggeln zu ermöglichen, wurden vermauert oder vergittert. „Die Stadt Emmerich gleicht von der Rheinseite zum vermeintlichen Besten des Accise-Interesse(s) einem großen Zucht-Hause .... Diese Gebäude sind ihrer herrlichen Aussicht auf den Rhein ungeachtet, verurtheilt beständig Hinterhäuser zu bleiben. Die Bewohner dürfen keine Türe machen lassen, durch die sie gleich aus ihrem Hause an den Rhein oder von der Straße am Rhein in ihr Haus treten könnten; sie müssen erst einen weiten Umweg durch die Stadt nehmen; jedes Fenster, jede Öffnung ist mit einem eisernen Gitter versehen oder gantz vermauert"[1]).

Die anfänglichen Unruhen in den clevischen Städten legten sich bald; der anfangs oft laut und deutlich geäußerte Unwille hörte auf, man fügte sich ins Unvermeidliche. Der König schrieb 1723 auf den Rand eines Immediatberichtes des Generaldirektoriums: „alle diese Consideracion sein gewehßen im Klevischen und übrige stette da ich accis beleget habe sein die stette Ruinieret (?) sein sie nit beßer als vor dießen ist mein beutell nit beßer ergo soll accis introdu[ciert] werden[2])." Und schon 1716 hatte er ganz allgemein gesagt: „Ich declarire hiermit, daß alle die, die gegen die Accis gesprochen, geschrieben, absonderlich gegen vottiret, vor schelme, hundsfötter, Ignoranten, Benhasen, Dachdiebe, unnütze Brohtfresser halte[3])."

Ein neuer Beamtenapparat wurde für die Accise geschaffen[4]); in jeder Stadt bestand nun eine Acciseverwaltung, die zur Kontrolle zwei Beisitzer hatte, einen vom Rate und einen von der Bürgerschaft ernannten. Es gab aber auch weiter keinen gemeinsamen Tarif für das ganze Land[4],) sondern jede Stadt

1. Keiner darf brauen oder Branntwein brennen, der nicht einen fünfzigjährigen Besitz vor dem Jahre 1713 nachweist; auch wer dies nachweisen kann, muß nach dem Reskript vom 8. August 1720 ein Fixum zur Acciseкasse zahlen. 2. Ebenso sind hierzu quartaliter verpflichtet die Nahrungtreibenden, Wirte und Handwerker auf dem Lande, „deren man bisher eine große Anzahl frey gelassen". 3. Alle Schankwirte, die nicht selbst brauen und brennen, müssen die Getränke aus accisbaren Städten nehmen; zur Kontrolle werden zwei neue Polizei-Ausreuter angestellt. (Zoll- u. Accise-Dep. Westf., XII.)

[1]) Düss. St.-A., Cleve-Mark, VIII, gener. 2. Bericht des Kriegsrats Orlich.

[2]) Acta Boruss, Behördenorgan., IV, 1, S. 302.

[3]) Isaacsohn a. a. O., III, S. 72 A.

[4]) Am 31. März 1723 ordnete der König an, es sollte ein gleicher Tarif für alle cleve-märkischen Städte, und zwar nach dem Berliner und Kurmärker Fuß, eingerichtet werden. Die Kammer berechnete den Unterschied, der sich dadurch in den ersten drei (von den fünf) Kapiteln der Tarife ergeben würde: Getreide, Getränke und Schlachtvieh, und stellte fest, da ersteres „weit

hatte ihren besonderen. Alle Acciseeinnahmen flossen in eine Hauptkasse. Bei Ausgaben für die Städte wurde keine Rücksicht auf das Verhältnis ihrer besonderen Einnahmen zu ihren Ausgaben genommen; die kleineren Städte brauchten nun nicht mehr für ihre Bedürfnisse die früher von ihnen selbst eingeführte Grund- und Gebäudesteuer zu erheben; dadurch stieg dort der Wert von Grund und Boden ohne eine Gegenleistung[1]). Am 23. September 1732 wurde für die cleve-märkischen Städte ein neuer Tarif eingeführt: statt der vielen Tarife sollte es in Zukunft nur noch vier geben: einen für Wesel, einen für die andern clevischen Städte, einen für Soest und einen für die andern märkischen Städte[2]). Das Sonderbare an dieser neuen Ordnung war, daß Cleve wie früher viel stärker als die Grafschaft Mark belastet wurde, und daß die Accise z. B. auf die notwendigsten Lebensmittel in den vier Tarifen die größte Verschiedenheit aufwies. So betrug sie für den Scheffel Weizen, Bäcker-Roggen und Roggen zum Hausbacken:

in Wesel: 22.4—6 —5
in den andern clevischen Städten: 20 —5 —3

höher" wie in Berlin, die beiden letzteren etwas geringer als bis jetzt angesetzt waren, daß der König dann beim Getreide zwar 50 716.10.7 Taler verlieren, bei Getränk und Schlachtvieh aber nur 11 771.29.7 gewinnen, im ganzen also 38 944.5 Taler verlieren würde. Daraufhin blieb der König beim alten Modus, wünschte aber nun, daß Luxuswaren, wie Kaffee, Tee und Wein höher angesetzt würden. Die clevische Kammer war darüber sehr geteilter Ansicht. Der Vizedirektor von Rappard war dagegen; er behauptete, das ganze Land leide unter der Belastung der „Kauffmannschaft als der Seele vom Lande, wovon all unser wohl und wehe dependiret". Der König verfügte am 3. Juni 1729, die Sache solle einstweilen beim alten bleiben, er fand aber, daß in der clevischen Kammer nicht alles stimmte, und um Ordnung zu schaffen, ernannte er noch 1729 zum neuen Kammerpräsidenten Herrn von Borck, der sich der Reform der Tarife mit Energie annahm. (Zoll- u. Accise-Dep. Westf., XII, 1.)

[1]) Die Einnahmen aus der Accise betrugen in Cleve-Mark: 1718: 111 345 Taler 55 Stüber, 1722: 107 717 Taler 46 Stüber 7 Pfennig, 1733 bis 1738 durchschnittlich: 104 916 Taler 30 Stüber 7 Pfennig.

[2]) von Borck prüfte auf Befehl vom 20. Februar 1731 unter Zuziehung des Kammerdirektors Duhram und des Vizekanzlers v. Rappard die alten Tarife. Das Generaldirektorium beriet vom 19. März bis zum 7. April 1731 unter dem Vorsitz v. Görnes über die Veränderungen. Das Resultat war nach dem Bericht v. Görnes an den König vom 24. April 1732 folgendes: „Bey dem 1sten Capitel vom Getreide, welches im Clevischen durchgehends bisher viel höher als alhier (Berlin) versteuret worden, seyn einige Sätze zum Besten der Armuth vermindert, im Märkischen aber, alwo solche Sätze bisher geringer gewesen, in etwas erhöhet, bey dem 2 ten Capitel vom Getränke und bei dem 3 ten vom Schlachten einige Sätze ebenfals erhöhet, bei dem 4 ten Capitel der Kaufmannschaft der Satz von Thé, Caffé und Chocolade gleichfals verhöhet, der Wein- Branndwein- Vieh- und Holtzhandel außer Landes aber, imgleichen alle sonst aus einländischen Städten auswerts gehende Sachen frey gelassen, die Viehsteuer (in der Grafschaft Mark) aufgehoben, hingegen in denen Städten, welche viel Land haben (alle clevischen und märkischen Städte außer Wesel, Cleve, Duisburg, Emmerich und Soest) eine Aussaat-Steuer, wie in der Churmark, einzuführen gut befunden worden." Man wollte also nur den „inneren Verbrauch" treffen, und zwar „von wohlhabenden und bemittelten Leuten". Infolge der Einwendungen der clevischen Kammer war die Aussaatsteuer 1755 noch nicht eingeführt. Offenbar steckten hinter diesem Hinausschieben die Stände, die in der Aussaatsteuer den Anfang der so gefürchteten Grundsteuer erblickten. (Zoll- u. Accise-Dep. Westf., XII.)

in Soest: 10 —2.6—1.6

in den andern märkischen Städten: 16 —4 —2.6 Stüber.

Im übrigen waren gegen die früheren Tarife nur einige Artikel eingeschoben, und die Impoſten auf den Handel waren noch einmal so hoch wie früher. In den nächſten ſechzehn Jahren erſchienen für die neuen Tarife nicht weniger als achtundvierzig Erläuterungen, Ergänzungen und nähere Beſtimmungen, die ſich ſpäter noch ſehr vermehrten.

Überſchaut man die innerpolitiſche Wirkung der Acciſe in Cleve, ſo muß man ſagen, daß ſie weſentlich mit dazu beitrug, die einſeitig kommunale Sinnesweiſe der Bewohner der einzelnen Städte hinüberzuführen zu einem ſtärkeren Gefühl der Zuſammengehörigkeit des ganzen Landes.

4. Die cleviſchen Zölle.

Friedrich Wilhelm ließ durch die zur neuen Einrichtung der cleve-märkiſchen Domänen eingeſetzte Kommiſſion, an deren Spitze der Staatsminiſter von Görne ſtand, auch die cleviſchen Rheinzölle und Lizenten von neuem unterſuchen. Ihr Bericht geſchah im Sommer 1720: Die ſämtlichen Acciſe- und Zollbeamten hätten noch niemals ein beladenes Schiff mit Rückſicht auf Quantität und Qualität genau viſitiert, ſondern ſich auf das äußerliche Anſchauen und auf das, was das Auge im Vorübergehen oberflächlich geſehen hätte, verlaſſen, und wenn der Schiffer gegen den Anſatz proteſtiert hätte, hätten ſie ihn herabgeſetzt. In der Zoll-Liſte waren zwar alle Waren benannt, aber auf den Zollkontoren wären tatſächlich nur vier Klaſſen unterſchieden worden: dröge, fette, ſchwere und rauhe Waren, aber auch dabei ſei ſehr willkürlich verfahren worden .... Die Tiefe der Flöße ſei noch nie gemeſſen, die Schiffer ſeien über ihre Ladung nicht befragt worden. Der König erließ daher am 18. März 1721 eine neue Rhein-Zoll- und Lizent-Inſtruktion, und im gleichen Jahre ordnete er einen neuen Tarif an, um ſtärkere und gerechtere Zolleinnahmen herbeizuführen. „Zur Beförderung des Commercii ſind ſämtliche Zoll- und Licent-Rollen vereiniget und dergeſtalt egaliſirt, daß verſchiedene Zoll-Sätze moderirt und die ungewiſſen, davon entweder zu viel oder zu wenig genommen, auf einen feſten Fuß geſetzt worden." — „Dieſer Tarif[1]) iſt jedoch mit ſo weniger Sachkenntnis angefertigt, daß ſeine Anwendung ohne gänzliche Vernichtung des Rhein-Commercii ſchlechterdings unmöglich iſt, indem die darin beſtimmten Zoll- und Licent-Gefälle der gangbarſten Waren blos auf den Königl. Preuß. Zöllen, ohne die Zölle der übrigen Rhein-Fürſten, höher ſind, als die Schiffer an Frachten dafür erhalten. Gedachter Tarif dient daher allen beliebigen Zoll-Erhöhungen gewiſſermaßen zum Deckmantel und iſt vielleicht zu ſolchem Endzwecke abſichtlich ſo übermäßig hoch angefertigt worden. Eben dieſe Zoll-Überſetzung machte aber auch die genaue Befolgung vieler in der gedachten Rhein-Zoll-Inſtruction enthaltenen Vorſchriften, nehmlich der Declaration der Waaren und anderer mehr unmöglich, und dieſe geſchahen eben ſo unrichtig und gewiſſen-

[1]) Bericht des Oberzollrats von Zitzewitz (Berl. St.-A.).

los, als die sich darauf gründenden Veranschlagungen der Schiffe falsch waren." Das Inland war bei der neuen Zoll-Liste stark begünstigt; der Lizent betrug meist das Doppelte des Zolles; bei den Lizenten und Zöllen wurde ein Drittel remittiert, nur bei den Zöllen in Orsoy und Rees die Hälfte. Wollte man aber jemand strafen oder Retorsionsmaßregeln anwenden, so mußte die ganze Summe erlegt werden. Jeder Schiffer bekam auf jedem Kontor einen verschlossenen Zettel über Ladung und Zoll, der auf dem nächsten abgegeben wurde. Freilich mußte man die rigorose Forderung, daß die Schiffer den Beamten die Frachtbriefe vorzeigen sollten, noch im gleichen Jahre 1721 wieder fallen lassen. Mit nur geringen Abweichungen blieb dieser Tarif von 1721 ein halbes Jahrhundert in Cleve bestehen.

Freilich konnte auch dieser Tarif dem Verfall des Handels keinen Einhalt tun. Am 25. Mai 1724 berichtete die clevische Kammer selbst, „daß der Verfall des Commercii in hiesigen und desselben Aufnahme in denen benachbarten Cöln- und Bergischen Landen, in specie zu Mülheim an der Ruhr, nicht so sehr an der Accise als wohl an der in anno 1699 vorgenommenen Limitation der Städte Zollfreiheit seinen Ursprung genommen, indeme die Erfahrung gelehret, daß von dato an die clevische Schiffer, so vorhero denen umliegenden Cöllnisch-Bergisch- und anderen Orten die ober- und niederländische Waaren zugeführet, in denen Clevschen Städten sich allgemach verloren und mit denenselben zugleich das Verkehr nach besagtem Mülheim an der Ruhr (besonders von Duisburg) wie auch andern benachbarten Städten, als Essen, Ordingen, Bocholt, Dotecom, S. Heerenberg und dergleichen, wo die Lasten nicht so hoch und es wohlfeiler zu leben, hingezogen habe, dergestalt, daß, da die clevische Schiffer nach beschränkter Zollfreiheit auf die im Lande fabricirte und darin consumirende Waaren denen angrenzenden Berg- und Cölnischen Städten obermelte Waaren nicht mehr so wohlfeil hinbringen können, deren Eingesessene daher seind veranlasset worden, selbst nach Ober- und Nieder-Deutschland zu gehen und die Waaren aus der ersten Hand zu holen, auch andere damit zu verlegen, denen Unterthanen dieses Herzogtums aber die Nahrung und den Vorteil zu entziehen".

5. Die Wirkungen der neuen Verwaltungsreform.

Alle die Änderungen in der Verwaltung der clevischen Städte, die Friedrich Wilhelm I. einführte und durch die der landesherrliche Einfluß verstärkt und der Landesetat auf sichere Basis gestellt wurde, konnten den wirtschaftlichen Rückgang aller Städte, selbst der größten und wohlhabendsten, nicht hintanhalten. Die Berichte aus den clevischen Städten[1]) von 1721 und 1724 zeigen alle eine gedrückte Stimmung, und alle konstatieren den Rückgang von Handel und Wandel und die Abnahme der Einwohnerzahl: die einen geben den Zollveränderungen von 1695 und 1699 die Schuld, die andern der Einführung der Accise oder der Aufhebung der Selbstverwaltung. So heißt es z. B. 1724 von Calcar: „Das

[1]) Berl. St.-A., Gen.-Dir., Tit. CLIX, Histor. Nachr., n. 1. — Düss. St.-A., Manuscr. a 310.

Commercium und Handel zu Lande fället gäntzlich nieder, weilen die von der Maas sonst alhie gekommene Kaufleuthe sich anderwertlich hingewand, desgleichen auch die Schiffer mehrentheils ausgestorben." Rees schreibt den schlimmen Zustand der Stadt „dem verfallenen commercio mit den benachbahrten frembden Territoriis und den fehlenden Manufacturen" zu. Nur Emmerich, das im übrigen sehr über die Konkurrenz des flachen Landes klagt, behauptet, daß durch die Reformen des Königs „der fast agonisirende Handel einigermaßen wieder eröffnet worden" ist. Mehrere Städte wünschten eine stärkere einheimische Industrie; so hieß es z. B. aus Duisburg: „Vor allem wären die wollene Zeug-Fabriques alhier nöhtig undt nützlich" und „das vornehmbste und beste wird auf die Vermehrunge der Woll-Arbeiter ankommen müssen". Der Bericht aus Wesel erhofft nicht eher größeren Wohlstand der Stadt, „solange wir keine andere Kaufmannschaft haben, als die uns das Geld aus dem Lande führet, und von exportandis nichts oder nur ein geringes wieder hineinbringet, nicht aber zu solchen Mitteln, welche viele Leute ernehren und ans brodt helfen, hand anschlagen wollen".

Mit dem niedergehenden wirtschaftlichen Leben sank auch die Zahl der Einwohner und verödete das äußere Aussehen der Städte; im Jahre 1722[1]) gab es in Goch 157 „wüste" Baustellen, in Sonsbeck 44, in Gennep 25, in Orsoy 84, in Cleve 14, in Calcar 12, in Xanten 7, dagegen in Wesel keine[2]).

Als im Jahre 1730 v. Görne das clevische Städtewesen im Auftrage des Königs untersuchte, mußte er als Hauptursachen des Verfalles anerkennen[3]): die Aufhebung der Zollfreiheit, den Mangel an Einwohnern und die Erhöhung der Accisеabgaben; außerdem kosteten dem Lande viel die neue Steuer für das Dossowsche und Schlewitzsche Regiment und die Ausgaben für die Kavallerie, ohne daß dieses Geld wirklich im Lande verzehrt wurde[4]). Als Mittel, den Städten wieder aufzuhelfen, schlug

---

[1]) Scotti, II, S. 983 f.

[2]) Der König verlangte am 30. März 1731 in einer Kabinettsordre, v. Borck solle die vielen leerstehenden Häuser verschenken, wenn die Eigentümer sich nicht in einer bestimmten Frist einfänden.

[3]) Berl. St.-A., Gen.-Dir., Tit. XCIX, n. 45: Protokoll auf der clevischen Kriegs- und Domänenkammer, von Görne überschickt am 28. Juli 1730. — Der Kammerpräsident v. Borck, der 1731 die clevischen Städte untersuchte, fand nach seinem Bericht vom 23. März 1731, daß die Stadtkämmereien „in solche Verwirrung, wie es vor diesem gewesen, gerathen", weil „die Revenuen der Städte seit einigen Jahren sehr abgenommen und die Güther so viel nicht mehr wie vor diesem alhier einbringen". (Zoll- u. Accise-Dep. Westf., XII, 1.) — Am 12. März 1731 hatte v. Borck bereits berichtet: „. . .Kann auch Ew. Königl. Maj. anbey nicht verhalten, wie der Zustand der hiesigen Provintzien en general schlechter, als an einem Orthe, wo ich in Ew. Königl. Maj. Diensten zu stehen die Gnade gehabt; die Städte aber scheinen vor allen andern den Einfall zu dräuen, welches daher klährlich abzunehmen, daß einige Hundert Häuser in denselben ledig und wüste stehen, noch mehrere aber zu Kauff angeschlagen, da sich selten jemand findet, der nur darauff biethen will. Ja es sind unter denen 24 Clevischen nicht 4, welche ihr Contributions Contingent durch die Accise aufbringen, und wann die Stadt Wesel nicht durch Hülffe der großen Guarnison die andern übertrüge, würde der Krieges-Estat nicht erfüllet werden."

[4]) Die Truppen waren vom Könige in andere Landesteile verlegt worden.

er u. a. vor: „es muß denen Fremden appetit gemacht werden, sich in diesen Landen zu établiren", „welcher dann nach der Situation derer benachbahreten Länder in Freyheit und Sicherheit aller Sachen gesucht werden muß"; sodann sei dem Lande die Zurückverlegung der von ihm bezahlten Truppen zu gönnen, „weil ohnes das das platte Land mit seinem hart und rauh Futter nirgendshin weiß". „Das principalste aber und was am ersten Geld ins Land bringen kann, sind die Wiederherstellung des Handels mit einländischen und ausländischen denrées und Verarbeitung der rohen Waaren zum fremden Handel"[1]).

Das war nun das Ziel, das sowohl Friedrich Wilhelm wie sein Nachfolger energisch verfolgten: nämlich in den clevischen Städten eine starke einheimische Industrie zu begründen. Eine schlimme Erscheinung war allerdings die zunehmende Entvölkerung der clevischen Städte: während 1722 noch in den 24 Städten 43 537 Menschen lebten, sank bis 1740 ihre Zahl auf 38 371, also um fast 12 %[2]).

D. Friedrich II. (1740–86).

1. Die wirtschaftliche Lage der clevischen Städte.

Als König Friedrich II. zur Regierung kam, suchte er in seinem westlichen Besitz in erster Linie den clevischen Städten zu helfen; er wandte sich an erfahrene Männer um Rat. Der clevische Kriegsrat v. Rappard[3]), der die Ursache alles Rückgangs der Städte in der Einführung der Königlichen Accise sah, schlug vor: erstens völlige Werbefreiheit und zweitens freien Handel, weil dieser „die force dieses kleinen ländgens ausmachet". Nach seiner Meinung mußte vor allem dafür gesorgt werden, daß In- und Ausländer „die Sachen wohlfeiler und wenigstens mit eben der libertaet und bequemlichkeit, wie bey unsern Nachbarn" haben können. Er fuhr dann fort: „Das erstere, nemlich wohlfeiler, kann man ihm, wan die Wäare selbst durch keinen sonderlichen Impost beschwert ist, durch die herrliche Situation des Landes verschaffen, indem es gantz in der Länge an dem zum Handel am allerbequemsten Fluß der vier Theile der Welt lieget und gleichsam den Schlüssel in Händen hat, von dem großen Handel der florissanten Republique Holland nach dem größten Theil von Teutschland zu profitiren. — Das Zweite, nemlich die libertaet und bequemlichkeit, dürfte, meines ohnmaß-

[1]) Daß in den clevischen Städten auch eine recht bedeutende Viehzucht getrieben wurde, erfahren wir aus den Salzregistern; so gab es 1750 bis 1754 in ihnen 3649 milchgebende Kühe (in der Grafschaft Mark 5635); in Duisburg waren mit 310 die meisten, in Wesel mit 9 die wenigsten.

[2]) Düsseld. St.-A., Handschr. a 43.

[3]) Bericht vom 13. Juni 1740. (Zoll- u. Accise-Dep. Westf., XII.) — Über Xanten vergl. meinen Vortrag, gehalten bei der Versammlung des Düsseldorfer Geschichts-Vereins in Xanten am 9. Mai 1909: Die clevischen Städte im 17. und 18. Jahrhundert, gedruckt von der Xantener Zeitung. — Vergl. ferner meine Aufsätze: „Ruhrort im 18. Jahrhundert" in der Düsseldorfer Zeitung, 10. Juli 1912; „Duisburg im 18. Jahrhundert" in der Rhein- und Ruhrzeitung vom 20. Juli 1912; „Wesel in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts" in der Zeitschrift „Der Niederrhein", Heft 40 (1911/12).

geblichen Erachtens, meistens von einer anderweiten guten disposition dependiren, und wan diese dergestalt gemacht würde, daß sie dem goût der benachbarten, von welchen man durch den Handel das Geld ziehen soll, am meisten conform wäre. Und daher rühret auch, daß nicht einerley dispositiones in allen Provintzen mit Nutzen angebracht werden können, sondern vielmehr diese oder jene Einrichtung an dem einen Ort gut sein kan und an dem andern alles ruiniret. — Wan ich einen benachbarten Holländer, der keinen Zwang gewohnt ist oder leiden kann, visitiren will, so rebutire ich denselben nach seiner Art auf das stärckste, und wird er alle Gelegenheit auf das sorgfältigste vermeiden, worin er derselben unterworfen sein muß; ja es gehet dises so weit, daß selbsten in Holland diejenige Städte, welche sozusagen die defraudationes auf eine sonst nirgends übliche Art favorisiren, das gantze Commercium besitzen und per indirectum ungleich mehreren Vortheil dadurch ziehen, als diejenige, welche darin nicht so sehr nachsehen, wie aus dem Exemple von Amsterdam sonnenklar hervorleuchtet". Er wünscht aber nun für Cleve nicht eine „unumschränkte Freiheit", sondern daß wir uns „in unseren Veranstaltungen dem Genie der Holländer accomodiren".

Es ist das der territoriale Standpunkt, wie ihn ja am ausgeprägtesten die Stände hatten, im Gegensatze zur gesamtstaatlichen Auffassung. Namentlich Friedrich Wilhelm I. hatte alles in Cleve so einrichten und angleichen wollen, wie es in Berlin und in der Kurmark war, und Friedrich II. folgte ihm in dem Wunsche, im ganzen Staate nach gleichen Prinzipien dieselben Einrichtungen zu haben. v. Rappard dagegen sah in Cleve-Mark ein geschlossenes Ganzes und wollte alle Einrichtungen vom clevischen und nicht vom Berliner Standpunkt aus geregelt wissen. Es sind die beiden Parteien, die sich nicht nur als Stände in Cleve und Regierung in Berlin, sondern auch als Beamtengruppen innerhalb der einzelnen Behörden gegenüberstanden.[1])

Die Versuche Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., in Cleve eine selbständige Industrie zu schaffen, hatten erst keinen rechten Erfolg. 1734 gab es[2]) z. B. in den 24 klevischen Städten nur:

	Meister	Gesellen
Tuchmacher	55	207
Zeugmacher	14	40
Strumpfmacher	24	10
Hutmacher	16	15
zusammen	109	272

In den Jahren 1740 bis 1765 wurden in einer Reihe von Städten neue Unternehmungen begründet[3]); keine Manufakturen hatten damals: Cranenburg,

[1]) Besonders bezeichnend für die damaligen wirtschaftlichen Anschauungen ist die Art, wie von Friedrich den Clevern der Gebrauch des märkischen Salzes aufgezwungen wurde; vergl. meinen Aufsatz „Das Salzwesen in Cleve unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II." in den Annalen des Histor. Ver. f. d. Niederrhein, Heft XCIII.

[2]) Berl. St.-A., Rep. 94, V F c n. 9. (Papiere von Fischbach.)

[3]) Über den Stand (Name, Gründung, Umsatz, Aussichten) der industriellen Unternehmungen in den clevischen Städten befinden sich im Berliner Staats-Archiv genaue Zusammenstellungen

Sevenaer, Huissen, Griethausen, Orsoy, Udem, Büderich, Grieth, Rees und Ruhrort.

Der König konnte sich aber den clevischen Städten nicht so widmen, wie er es gewollt hatte[1]); die schlesischen Kriege nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch. Während des Siebenjährigen Krieges war Cleve ganz und fast stets in den Händen der Franzosen; die Städte litten gewaltig; sie mußten große Summen aufbringen und Schulden machen, um die „Salvegarden" zu bekommen; ihre Schulden wuchsen damals um 132 596 Taler, während die gesamten alten Schulden 474 249 Taler betrugen. Zweimal, 1757 und 1758, wurde eine Kopfsteuer erhoben, die in erster Linie die Städte traf. Nach dem Kriege gab es in den clevischen Städten fast 5000 Einwohner weniger, 1765: 33 584, 1756: 38 038, und man zählte 639 „wüste Stellen" und leere Häuser. Durch den Frieden verlor Wesel seine Befestigungen, die demoliert wurden.

Am besten ging es noch denjenigen Städten[2]), die vorwiegend vom Ackerbau lebten; dagegen hatten unheilbare Wunden alle die Städte erlitten, deren wirtschaftliches Dasein vom Handel abhing, und von diesen hatte Wesel den meisten Grund zur Klage: seine glänzende Vermittlerstellung zwischen seinem Hinterlande, besonders dem Münsterlande, den Territorien stromaufwärts und Holland war dahin: der Handel hatte sich verzogen oder spielte sich nun ohne Vermittler zwischen den unmittelbar Beteiligten ab. Die wenigen Städte, die den Krieg ohne starke materielle Einbußen überstanden hatten, waren Duisburg, Emmerich und Ruhrort. Der Handel von Duisburg, besonders der mit Weinen, war während des Krieges sehr gewachsen, „und dieser beruhet auf die dasige accurate Beurt Schiffarth, welche jetzt den dortigen Einwohnern die meiste Nahrung verschafft"; außerdem aber gingen eine Reihe von Fabriken gut, die Siamosen, Band und Zwirn herstellten, in erster Linie die Seifenfabrik von Schöneberg. Emmerich ging es gut, weil seine Brauereien und Brennereien und ebenfalls seine Seifenfabrik mit Vorteil arbeiteten. Am meisten aber war Ruhrort aufgeblüht; „diese Stadt hat sich während des Krieges durch die Schiffarth, welche sich nach diesem Ort gezogen und durch die daselbst angelegte Schiffbauerey aufgenommen, dahero die Kaufleute, Bierbrauer und Fuselbrenner daselbst in guter Nahrung stehen". In den meisten übrigen Städten ging es den zahlreichen Brauern und Brennern

---

aus den Jahren 1740 bis 1765, 1770, 1788, 1793 und 1804. (Tit. CXXXVI Tab. sect. I, gener. n. 5a; Generaldirekt. Fabriken-Dep. CIII, n. 3 und 4.) Genaue Abschriften davon habe ich der Bibliothek der Düsseldorfer Handelskammer geschenkt; dort können sie eingesehen und entliehen werden.

[1]) 1753 wurde im Lande Cleve das Landratsamt eingerichtet; Wesel, Cleve und Emmerich wurden die Sitze der drei clevischen Landräte. — Im gleichen Jahre beseitigte Cocceji in Cleve alle Untergerichte und richtete statt ihrer die kollegialisch besetzten Landgerichte in Cleve, Xanten, Wesel und Dinslaken ein. 1766 erhielt Wesel ein besonderes Kriminalgericht, 1775 ein Zuchthaus. Nur in Wesel lag 1770 tatsächlich Militär: zehn Kompagnien vom Regiment Hessen-Cassel, zehn Kompagnien vom Regiment Britzke, zehn Kompagnien vom Regiment v. Eichmann und eine Kompagnie Artillerie.

[2]) Für das Folgende Berl. St.-A., Gen.-Dir., Zoll- u. Accise-Dep. Westf., II, 16: Bericht der clevischen Kriegs- und Domänenkammer vom 13. Juni 1764.

recht schlecht; in Wesel klagten sie, daß die Garnison nur noch „Getränke von Milch und Syrup" zu sich nehme.

Sofort nach dem großen Kriege suchte Friedrich der Große die Lage der clevischen Städte zu verbessern, die entsetzlich gelitten hatten. Am 12. Juni 1763 war der König persönlich in Cleve[1]) und griff in alle Verhältnisse des Grenzlandes ein. Namentlich sollte die Industrie der Städte gefördert werden durch eine Reihe von merkantilistischen Maßregeln[2]): 1. Schon am 24. Juni 1755 war auf jede Elle fremdes Tuch, mochte es gutes oder schlechtes sein, ein Impost von 30 Stübern gelegt worden; jetzt wurden außerdem von ihm noch 2 % Accise erhoben; 2. wenn neue Manufakturen und Fabriken im Lande angelegt werden, so soll auf die Waren, die sie fabrizieren, ein hoher Impost gelegt werden, wenn von draußen die gleichen Waren eingeführt werden sollten; Voraussetzung war natürlich, wie die clevische Kammer bemerkte, daß die neuen Unternehmungen den Bedürfnissen des Landes gewachsen waren; 3. der Transithandel blieb zwar weiter gestattet, aber die Beamten mußten darauf achten, daß von diesen Waren nichts im Lande verkauft wurde; 4. die Behörden sollten die Leute, die selbst Manufakturen hatten, auf alle Weise vor denen begünstigen, die nur mit fremden Waren handelten; 5. die Kammer[3]) mußte weiter energisch dafür sorgen, daß „sämtliche Land Leuthe und Bauren . . . ihre Bedürfnisse an Kleidungen und sonsten in den einheimischen Städten" kauften. — Die Folge dieser Maßregeln war denn auch wirklich ein starkes Anwachsen der clevischen Industrie. Im Jahre 1770[4]) gab es bereits 217 Stühle und 1120 „ouvriers" in Seiden-, Wollen- und Leinen-Manufakturen, sowie 131 sonstige Arbeiter, also insgesamt 1251 gewerbliche Arbeiter. Bis zum Jahre 1787/88 stiegen diese Zahlen noch gewaltig: damals wurden 425 Stühle und 2260 Arbeiter gezählt. 1770 wurde in allen Städten insgesamt fabriziert für 231 615 Taler; die bei weitem wichtigste Industriestadt war Duis-

---

[1]) Der König war auf seine clevischen Untertanen, wie sein Vater, nicht gut zu sprechen; in seinem Testament von 1768 erhielten sie, insbesondere die Adligen, die schlechteste Note: „Es sind diejenigen Untertanen, von denen man sich am wenigsten Vorteil versprechen kann."

[2]) Bericht der clevischen Kammer vom 5. Juli 1763. Berl. St.-A., Accise- u. Zoll-Dep. Westf., II, 17 bis 23. — Auch auf den Rheinwein wurde ein hoher Impost gelegt zugunsten der Moselweine; die Folge war, daß nun fast alle Rheinweine als Moselweine eingeführt wurden, denn „die Kunst, das Moseler und Rhein Gewächse genau zu unterscheiden ist bisher vergeblich gewesen", versicherte am 1. Januar 1765 der clevische Kriegsrat v. Baumann.

[3]) Die Kammer versicherte, „durch die Policey-Ausreuther auf die Contravenienten genau vigiliren zu lassen".

[4]) Bei den Städten kam für die Jahre 1770 bis 1776 unter Billigung des Königs ein neuer Steuerverteilungsmodus zustande, Reskript vom 31. März 1770. Die Teilung von je 1000 Talern Städtesteuern in je 696 für die größeren Städte und je 304 für die kleineren blieb bestehen, aber innerhalb dieser Gruppen fanden gegen früher starke Verschiebungen statt; so z. B. zahlte Cleve statt früher 72 nun 157 Taler „wegen zugenommenen commercii", aus dem gleichen Grunde Duisburg statt früher 48 jetzt 68; Goch steuerte statt 32 Taler nun 58 „wegen guten commercii und des anwachses der Colonisten auf der Gocher Heide". Dagegen gaben jetzt Emmerich statt 166 nur 102, Rees statt 94 nur 53, Huissen statt 26 nur 20 Taler „wegen starken Ausfall der Consumtion".

burg geworden, wo allein auf 67 Stühlen und von 743 Arbeitern für 151 400 Taler Waren hergestellt wurden. Es folgten dann der Bedeutung nach: Orsoy: 13 Stühle, 70 Arbeiter, für 17 684 Taler Fabrikate; Wesel: 13 Stühle, 68 Arbeiter, für 15 699 Taler Fabrikate; Calcar: 30 Arbeiter (in der Seiden-, Wollen- und Leinenmanufaktur gab es keine), für 12 800 Taler Fabrikate. Keine Manufakturen hatten 1770: Büderich, Cranenburg, Grieth, Griethausen, Huissen, Kervenheim, Ruhrort, Sevenaer und Udem. Von den 1120 Arbeitern in der Seiden-, Wollen- und Leinenmanufaktur arbeiteten im Jahre 1770 an seidenen Waren 2, an wollenen 990, an baumwollenen 24 und an leinenen 104 Arbeiter. Neben diesen Manufakturen bestanden noch folgende Fabriken in den Städten (1770): Calcar: Essig-Brauerei, Leder- und Lohgerberei, Salpeter- und Pottaschefabrik. Cleve: Essig-Brauerei, Hutfabrik, Schnupftabakfabrik. Dinslaken: Hutfabrik. Duisburg: Fayence-Fabrik, Hutfabrik, Leder- und Lohgerberei, Leimfabrik, Papier-Druckerei, Stärkefabrik, Seifensiederei, Tabak-Spinnerei. Goch: Hutfabrik. Orsoy: Essig-Brauerei, Hutfabrik. Rees: Hutfabrik, Tabak-Spinnerei. Wesel: Essig-Brauerei, Hutfabrik, Tabak-Spinnerei. Xanten: Tabaks-Pfeifen-Bäckerei, Töpferfabrik. Amt Beek bei Hamborn: Papierfabrik. Zum ersten Male begegnet uns hier eine Fabrik, die auf dem Lande (1766) angelegt war; der Besitzer Voerster arbeitete 1787 mit 40 Arbeitern und fabrizierte für 18 500 Taler. Außerdem gab es im Clevischen Kreis eine Papiermühle mit einem Arbeiter. Das zweite Unternehmen in Cleve, das nicht in einer Stadt, sondern auf dem Lande lag, war die 1781[1]) gegründete Eisenhütte zu Sterkrade; sie gehörte Eb. Pfandhöfer, der mit 15 Arbeitern für 55 000 Taler Waren herstellte; die Eisenhütte wurde später „die gute Hofnung" genannt. — Auch 1787[2]) war die bedeutendste Stadt Duisburg mit 102 Stühlen und 961 (1770: 743) Arbeitern, von denen 491 Tuchmacher waren; die bei weitem größten Tuchfabriken waren die der Witwe Hardt u. Co. mit 160 und des Peter Tuckermann mit 140 Arbeitern. Den größten Umsatz hatten die Seifenfabrik der Erben Schöneberg mit 34 600 Talern und die Seifenfabrik von Gerh. Böninger mit 21 600 Talern. Eine große Rolle spielten hier ferner die Tabakfabriken, die 78 Leute beschäftigten und für 45 000 Taler Waren fabrizierten. Nach der Arbeiterzahl folgten dann Cleve mit 258 (1770: 56), Goch mit 184 (1770: 16), Emmerich mit 115 (1770: 7), Sonsbeck 114 (65), Wesel 110 (68) Arbeitern; zurückgegangen waren gegen 1770 Orsoy 54 (70), Calcar 27 (30) und Schermbeck 43 (52); neu hinzugekommen war als Industriestadt Udem, das 1770 keine Industrie hatte, jetzt aber 33 Stühle mit 39 Arbeitern zählte. Die Stadt Cleve beschäftigte die meisten Arbeiter —

[1]) Die Konzession hatte sie 1779 erhalten; 1804 war die Unternehmerin die Witwe Krupp in Essen; in der Eisenhütte arbeiteten damals 26 Arbeiter.

[2]) Fabriken im Herzogtum Cleve 1787/88 s. Düsseld. St.-A., a 43. — Die Bedeutung der clevischen Städte hatte sich sehr geändert; für die Jahre 1780 bis 1786 wurde folgende neue Rangordnung aufgestellt (vgl. die alte S. 1): 1. Wesel, 2. Cleve, 3. Duisburg, 4. Emmerich, 5. Goch, 6. Rees, 7. Xanten, 8. Orsoy, 9. Ruhrort, 10. Sonsbeck, 11. Calcar, 12. Cranenburg, 13. Dinslaken, 14. Schermbeck, 15. Gennep, 16. Büderich, 17. Udem, 18. Sevenaer, 19. Huissen, 20. Kervenheim, 21. Holten, 22. Griethausen, 23. Grieth, 24. Isselburg.

170 von 258 — in Fabriken, die „Miselan, Calmanques, Etamines und Serge" herstellten. Die Hauptindustrien von Goch waren Tuche, Strümpfe und Feinschmiedearbeiten; von Emmerich: Zeuge, Strümpfe, Leder; von Sonsbeck: Tuch und Leinen; von Wesel: Tuch, Leinen, Zwirn, Leder und Tabak. In Dinslaken wohnte ein Glockengießer Petit, der mit sechs Gesellen arbeitete, und in Isselburg ein Glockengießer Voigd, der zwei Gesellen hatte. — Im Jahre 1793 wurden in den clevischen Städten 509 Stühle und 2182 Arbeiter gezählt; gegen 1787 waren es also 84 Stühle mehr, dagegen 78 Arbeiter weniger. In Duisburg gab es damals 103 Stühle und 773 Arbeiter, also 188 weniger wie sechs Jahre vorher. Die zweitwichtigste Stadt blieb Cleve mit 45 Stühlen und 387 Arbeitern. Als dritte folgte Wesel mit 52 Stühlen und 149 Arbeitern; dann reihten sich an Goch (24 und 119), Xanten (59 und 104), Emmerich (11 und 104), Sonsbeck (32 und 76) und Schermbeck (11 und 74). Gewachsen waren besonders Cleve (387; 1770: 258), Wesel, Xanten und Schermbeck; zurückgegangen waren am meisten Duisburg, Goch, Emmerich, Sonsbeck. Neu hinzugekommen war Kervenheim mit 6 Stühlen und 13 Arbeitern. Zahlreicher waren 1793 die Industrien auf dem Lande geworden; außer den beiden erwähnten Papiermühlen und der Eisenhütte in Sterkrade gab es im Clevischen Kreis 23 Leinweber, 6 Lohgerber und 10 Ölmühlen mit 13 Arbeitern, ferner im Weselschen Kreis 9 Ölmühlen mit 9 Arbeitern.

Nachdem 1795 Preußen seinen linksrheinischen Besitz an Frankreich abgetreten hatte, ging die Industrie der clevischen Städte auf der Ostseite des Rheins gewaltig zurück, vor allem, weil nun die Einfuhr nach der französisch gewordenen Westseite abgeschnitten war. Duisburg insbesondere verlor dadurch: 1804 hatte es nur noch 75 Stühle und 353 Arbeiter (1787: 961). Ebenso wurden Rees und Emmerich geschädigt. Wesel blieb ungefähr in derselben Lage. Dagegen gewannen Rees, Holten und in ganz ungewöhnlicher Weise Schermbeck; 1770 hatte es 10 Stühle und 52 Arbeiter, 1804 kam es gleich hinter Wesel mit 86 Stühlen und 252 Arbeitern; die Hauptzahl stellten 21 „Interessenten", die in ihren Baumwollspinnereien 199 Arbeiter beschäftigten. In Isselburg sind die Leineweber, deren 1793 noch 14 waren, verschwunden, statt dessen ist jetzt hier die Eisenhütte Minerva, die 45 Arbeiter beschäftigt. Einen außerordentlichen Aufschwung nahm ferner Ruhrort; bis 1793 wurde hier von keiner Industrie berichtet; 1804 finden wir zwei Schiffbauereien, W. Nienhaus mit 50 und die „Schiffbau-Societeet" mit 31 Arbeitern; 1803 wurde hier von Lohmann und Comp. eine „Catton Nanquinets"-Fabrik gegründet mit 64 Stühlen und 75 Arbeitern. Die größere wirtschaftliche Bedeutung von Ruhrort datiert seit der Schiffbarmachung der Ruhr; diese war 1780 vollendet. Seit 1792 gab die preußische Regierung große Summen aus für die Wiederherstellung des Ruhrorter Hafens, ebenso für den von Wesel und Emmerich. Von Ruhrort aus wurde die Ruhrkohle rheinaufwärts, vor allem aber rheinabwärts nach Holland versandt; die preußische Regierung steigerte durch ihre merkantilistischen Maßnahmen konsequent den Export der märkischen Kohlen und machte damit Ruhrort zum Mittelpunkt des Kohlenhandels.

Der Aufschwung der Industrie, der nach dem Siebenjährigen Kriege in Cleve einsetzte, wurde im großen und ganzen mit allen Mitteln staatlicher Fürsorge herbeigeführt. Aber es war kein Gedeihen von innen heraus, und darum ließ der wirtschaftliche Zustand in den clevischen Städten doch viel zu wünschen übrig.

Von Berlin aus suchte man wieder mit Verwaltungsmaßregeln zu helfen. Die clevische Kammer forderte die Steuerräte auf, die Stadtmagistrate „mit wenigern aber geschickten subjectis" zu besetzen, die städtischen Kämmereien zu verbessern und für gute Polizei zu sorgen. Aber dieselbe Kammer bekannte in einem Bericht vom 26. April 1771 ganz offen[1]), alle bloßen Verordnungen seien nutzlos, „weil überal zur Erreichung eines dauerhaften künftigen Wohlstandes dieser Provintz und insbesondere in Absicht der Städte Veranstaltungen erfordert werden, die theils mit Auslagen und Kosten verknüpft sind, welche nicht erbethen werden dörfen, teils einen gegenwärtigen Verlust auf einige Zeit voraussetzen, wozu im Etat keine Position vorhanden ist. Dies ist ein Umstand mit, wovon unsere Nachbahren seit einer Reyhe von Jahren sehr guten Gebrauch zu machen gewußt und wodurch sie der hiesigen Provintz diejenige Vortheile in Absicht des mannigfaltigen Verkehrs und Commercii, so sie ehedem genossen, aus den händen gewunden hat, und welche bey der gegenwärtigen Lage aller Umstände aus eben angeführten Ursachen schwerlich oder wohl gar nicht wieder zu erlangen stehen". Die clevischen Städte waren nach demselben Berichte so schlimm dran, „daß nicht einmahl die etatsmäßigen Ausgaben gehörig zu bestreiten sind und zur Unterhaltung der öffentl. Stadt Gebäude und der Straßen Pflaster wie auch der in den Stadt Feldmarken vorhandenen Wege und Poststraßen gar zu wenig verwendet werden kann, dergestalt daß aus Mangel der Fonds etwas Dauerhaftes nicht zu erreichen stehet, am wenigsten aber an außerordentliche Anlagen bey einer oder der anderen Stadt zur Wiederherstellung ihres Commercii gedacht werden darf". Es mangelte also an großen und durchgreifenden Maßnahmen der Regierung, für die offenbar kein Geld vorhanden war. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß König Friedrich von Anfang seiner Regierung an nicht mit einem dauernden Besitz seiner rheinischen Lande gerechnet hat.

Während also die Industrie sich entwickelte, war der Handel gründlich zurückgegangen, und auch das Handwerk wies keine besonderen Leistungen auf. Die Arbeiten waren mäßig; die Ursache erblickten die preußischen Beamten in der mangelhaften Ausbildung der Handwerker. Die clevische Kammer erklärte im August 1769[2]), die Handwerker-Innungen in den clevischen Städten wären nicht wie in den „oberländischen Provinzen", „indem ein jeder Meister werden könte, wer da wolle, ohne vorher eine Probe seiner Fähigkeit und Geschicklichkeit abgelegt zu haben und daher fast lauter Fuscher der professionisten sich fänden". Die Kammer verlangte deshalb die Berichte der Commissarii locorum darüber, wie die Innungsartikel geändert werden könnten. Im Jahre 1799 aber berichtete die

[1]) Berl. St.-A., Zoll- u. Accise-Dep. Westf., II, 19.
[2]) Berl. St.-A., Cleve, Gen.-Dir., Tit. V, 8 bis 11.

Kammer[1]): „An Handwerker allerley art fehlt es in den Städten nicht, nur bemerkt man nicht an den Arbeiten die Vollkommenheit, welche ausländische so sehr empfehlen. Die Abneigung der Lehrlinge und Gesellen gegen das Auswandern zu größeren Städten, wo sie bessere Anweisungen erhalten, schickliche Formen und Handgriffe lernen, hindert nebst den Einschränkungen der Innungen, zu denen selten fremde geschickte Arbeiter Zutritt erlangen, allen Zuwachs guter Kenntnisse."

Während aber die preußische Regierung in Cleve nach merkantilistischem Prinzip durch die gesteigerte Industrie Gold zu gewinnen suchte, fand man hier auch wirkliches Gold, echtes Rheingold. Auf dem Büderichschen Grund bei Wesel wurde das Gold aus dem Rheinsand gewaschen und dann in Wesel das Lot zu 12 Talern verkauft. Im Jahre 1769[2]) gab es hier am Rhein 56 Tische; an jedem wuschen drei Personen nach Gold. Der Minister v. Hagen riet der clevischen Kammer, für die Goldwäscherei eine von Prof. Spielmann in Straßburg erfundene Maschine anzuschaffen. Über die Herkunft des Rheingoldes war man geteilter Ansicht; der Minister meinte, es komme durch Abspülung von Goldminen hierher, nicht aber rolle es, wie andere glaubten, aus der Schweiz heran.

2. Der Streit zwischen den Städten und dem „platten Lande" um die Handwerker.

Neben den Bauern wohnten am Niederrhein von jeher auf dem Lande viele „Professionisten" oder Handwerker. Es war altes clevisches Recht, daß jedermann auf dem Lande jedes Gewerbe ausüben durfte, und zwar ohne eine Konzession oder Abgabe; diese wurde auch dann nicht verlangt, als die landesherrliche Accise auf das Land ausgedehnt wurde; nur Bäcker, Lohgerber und an einigen Orten die Krautmacher, die Mus aus Obst kochten, mußten ein Firum entrichten. Besonders wunderten sich die preußischen Beamten, die an den Rhein kamen, darüber, daß in Cleve jeder so viel Bier brauen und Branntwein brennen konnte[3]), wie er wollte. Schon unter der Herrschaft der clevischen Herzöge standen die Städte in Cleve in einem wirtschaftlichen Gegensatz zum platten Lande. Sie verlangten 1562, wie auch noch vielfach später, daß Backen und Brauen sowie alle Handwerke auf dem Lande verboten werden sollten. Aber der Herzog stellte sich auf den Standpunkt, „daß es ohne beschwer der Unterthanen nicht könne geschehen"[4]). Die erste Bresche in diese Freiheiten des platten Landes legte der Erlaß des Großen Kurfürsten vom Jahre 1687, der im Umkreise

[1]) a. a. O., Tit. V, 10.

[2]) Berl. St.-A., Gen.-Dir. Cleve, Tit. V, 8 bis 11. Protokoll der Kammer, 17. bis 19. August 1769.

[3]) Auch daß man zum gleichen Quantum Bier nur halb so viel Malz nahm wie im Osten, also ein sehr dünnes Bier trank.

[4]) Münst. St. A., Cleve-märk. Landst., Rep. 372 n. 377, unter dem Worte „backen".

einer halben Stunde um die Städte auf dem Lande jedes bürgerliche Gewerbe oder Handwerk verbot oder es wenigstens nur gegen eine bestimmte Abgabe an die Stadt gestattete[1]). Da es in dem kleinen Territorium 24 Städte gab, so war damit ein bedeutender Teil des Landes getroffen. Nachdem aber seit der Beschränkung der Zollfreiheit der Städte im Jahre 1699, der Einführung der Accise 1714 und besonders durch die wirtschaftlichen und kriegerischen Zeitereignisse die Blüte der clevischen Städte vernichtet war, setzte durch die preußische Regierung hier eine Wirtschaftspolitik ein, die noch schärfer Stadt und Land schied und die Städte dem platten Lande gegenüber stark begünstigte. Friedrich Wilhelm I. ging systematisch gegen das platte Land vor. Schon seine ganze neu eingeführte Acciseverfassung beruhte auf der scharfen Trennung zwischen Stadt und Land, auf der wirtschaftlichen Überlegenheit der Städte, Verhältnisse, wie sie bis dahin nur im Osten der Monarchie herrschten. Im Jahre 1714 bestimmte er[2]), nur diejenigen Brauer und Branntweinbrenner auf dem Lande sollten ihr Gewerbe weiter ausüben dürfen, die ein Privileg oder eine Konzession hatten oder seit 50 Jahren ihr Geschäft schon betrieben. 1726 verbot er[1]) den Hausierhandel auf dem Lande, und zwar war die Absicht dabei, wie die Kriegs- und Domänenkammer schrieb, „daß dadurch die Nahrung mehr und mehr in die Städte, jedoch ohne Schaden des platten Landes gezogen werden möchte". Durch Reskript vom 29. April 1732[3]) wurde schließlich der Versuch gemacht, das Handwerk ganz vom platten Lande in die Städte zu ziehen. Hinzu kam, daß man, nachdem das Land eine halbe Stunde um die Städte herum schon accisepflichtig war und die Grütte und die Landaccise bereits zur Hauptaccisekasse floß, das platte Land immer noch stärker accisepflichtig zu machen suchte. Kein Bewohner des platten Landes durfte jetzt noch, wie es früher gestattet war, irgendetwas aus nichtclevischen Gebieten beziehen, er sollte nur in den inländischen Städten kaufen, d. h. also, der Landbewohner mußte indirekt die Accise mitbezahlen. Der Zäpfer z. B. mußte Bier und Branntwein, der Krämer die paar geringfügigen Sachen, die er überhaupt verkaufen durfte, aus der nächsten Stadt beziehen. Dieselbe Wirtschaftspolitik befolgte Friedrich der Große. 1752 schrieb die clevische

[1]) Erneuert z. B. 1713, s. Scotti, II, S. 803.

[2]) Düss. St.-A., Berichte Orlichs. — Siehe auch Scotti, II, S. 875 n. 736, Cleve, 27. Dezember 1715.

[3]) Düss. St.-A., Clev. Ritt., n. 14. — Siehe Scotti, II, S. 1115 ff. Berlin, 29. April 1732. — 1732 ordnete ein allgemeines Reichspatent die „Abstellung der Handwercks-Mißbräuche und alten Handwerks-Rollen an", ferner eine „General-Revision und neue privilegierte Articulsbriefe der verzünfteten Handwerker". Der Kommission, die für Cleve eingesetzt wurde, gehörte auch der spätere Geheimrat v. Reinhard an; und „weilen man in denen Holländischen Staaten keine geschlossene noch privilegirte Handwercker dulde, und einem jeden, der tüchtige Arbeit machet, solche frey gegeben", so sind „bis diese Stunde" (1765) das „obangeführte Reichspatent noch weniger die Special Handwerksprivilegia in den Provinzien des 3ten Depart. (excl. mehrerer märk. Städte) eingeführet worden". v. Reinhard war der Überzeugung, „daß der Zwang, alle Handwerker vom platten Lande zu verbannen und ohne unterschied in die dasige Städte zu treiben, diesen mehr Schaden als Nutzen verschaffe." (Bericht v. Reinhards vom 14. März 1765; Zoll- u. Accise-Dep. Westf., XII.)

Kriegs- und Domänenkammer[1]) auf die Klagen der Stände über Einführung der Accise auf dem Lande, „daß die accise auf dem platten Lande von selbst wegfallen werde, wenn die denen Städten nur schädliche Nahrung des platten Landes immer mehr und mehr eingeschräncket, und denen Städten ihr besonders Verkehr, so wie auch wiederum dem platten Lande sein Verkehr, nach der Beschaffenheit des Landlebens gelassen und nicht beschräncket, noch von solcher regul ohne Noth und besondere umstände abgegangen werde". Und 1752[2]): „Die Wohlfarth des Landes dependirt hauptsächlich von dem glücklichen Zustande derer Städten, diese aber können unmöglich bestehen und müssen nothwendig in Abfall gerathen, wenn nicht dem platten Lande die Nahrung, so allein für die Städte gehört, gestrichen, folglich solche derenselben, so ihnen allein zukommt, entzogen werden solten". 1754 und 1755 kamen ähnliche Erlasse des Königs. 1768 ging man energischer dazu über, daß man „die Handwercksleute des platten Landes mit zu den Städtischen Gilden oder Zünften ziehen und zwingen[3]) wollen sich dabei einschreiben zu lassen". Allerdings wurde der Befehl bald wieder zurückgenommen. Aber die Zahl der Handwerker auf dem Lande nahm andauernd ab. Während z. B. 1775 in Cleve auf dem platten Lande unter etwa 51 000 Landbewohnern 1002 Handwerker gezählt wurden, gab es 1789 unter 52 414 deren nur 967. Mit Recht konnte der Präsident der clevischen Kammer v. Ostau nach Berlin (1775) berichten: „es hat auch unter dem Praetert, daß der Land Mann wegen Gewinn und Gewerbe in der Steuer Matricul mit angeschlagen worden, kein einziges Regulativum, wodurch in denen oberen Provintzien das Städtische von dem Ländlichen Gewerbe separiret worden, zu Stande gebracht werden können"[4]). Die zahlreichsten Handwerke waren in den beiden Aufstellungen 1775 und 1789 folgende: Zimmerleute 282 : 297, Schneider 228 : 198[5]), Schuster 149 : 144, Schmiede 109 : 80, Leineweber 100 : 45, Faßbinder 48 : 32, Bäcker 23 : 23, Holzschuhmacher 4 : 11. Sehr stark waren demnach auf dem Lande zurückgegangen die Schneider, die Schmiede, die Faßbinder und ganz besonders die Leineweber. Von hervorragendem Interesse sind dann noch die folgenden Zahlen: 1775 gab es auf dem Lande 143 Bierbrauereien, 173 Branntweinbrennereien, 77 Klipp-Krämer oder Winkelierer, 8 „Aubergisten" und 405 Zäpfer. Gegen diese Berufe schritt die preußische Regierung scharf ein[3]), nicht nur im städtischen Interesse, sondern auch aus sozialen Erwägungen. Bei diesen erschreckend hohen Zahlen versteht man das Urteil Friedrich Wilhelms I. über die Bewohner von Cleve: „sie saufen wie die bester". Im Jahre 1789 gab es nur (!) noch 116 Bierbrauereien, 116 Branntweinbrennereien,

[1]) Düsseld. St.-A., Cleve-Mark, XVII, 5.

[2]) a. a. O.

[3]) Düsseld. St.-A., Clev. Ritt., n. 14.

[4]) Düsseld. St.-A., Clev. Ritt., C 10, A. n. 3.

[5]) Die Befehle der Kriegs- und Domänenkammer vom 26. Mai 1734 und 27. September 1738 u. a., „alle Landschneider, in so fern sie nicht Küster oder Schulmeister sind, vom Lande weg in die Städte zu verweisen", scheinen demnach nicht viel gefruchtet zu haben. Siehe Scotti, II, S. 1148 n. 1199.

59 Winkelierer, 243 Gastwirte und Zäpfer. Daß es auf dem Lande so gut wie gar keine Industrie gab, ist kaum verwunderlich, da man auch die Industrie mit unter das Handwerk rechnete. 1789 gab es auf dem platten Lande noch immer nur zwei Fabriken: die Eisenfabrik in Sterkrade und die Papiermühle in Hamborn. Am 24. September 1776[1]) schrieb der König an die clevische Kammer: „Vornehmlich müsset Ihr schon jetzo mit allem Ernst und Nachdruck darauf halten, daß die in denen Ämtern und Jurisdictionen vorhandenen Bierbrauer und Brandtweinbrenner sich nicht über die Gebühr innerhalb Landes einen Debit und Verlag anmaßen, kein in die Städte gehöriger Professionist und Handwercker von neuem auf dem platten Lande angesetzet werde, und nach der Verordnung vom 31. Oktober 1687 in dem Bezirck einer halben Stunde bey den Städten keine bürgerliche Nahrung und Handthierung geduldet, oder doch wenigstens solch durch das davon zu entrichtende accise firum und Nahrungs Geld dergestalt eingeschränckt werde, daß den Städten dadurch kein Nachtheil zuwachse". Ferner wurde für das platte Land 1788 angeordnet, „daß Land Meister sich nicht heraus nehmen, mit Gesellen und Jungen zu arbeiten"[1]), und anderseits für die Städte, daß sie selbst nicht etwa tüchtige Handwerker abweisen sollten, wenn sie auch nicht „bey Meistern förmlicher Gilden, dergleichen in Nieder-Deutschland an vielen Orten nicht vorhanden sind, gelernt haben". — „Die Hereinziehung mehrerer geschickter Handwercker in die Städte gehöret zu den vorzüglichsten Obliegenheiten der Steuer Räthe und Magistraete"[2]), heißt es weiter. Die Handwerkerfrage wurde mit der Zeit ein neuer Streitpunkt zwischen Ritterschaft und Städten; erstere war aus leicht begreiflichen Gründen ebenso entschieden für die Beibehaltung der Handwerker auf dem Lande wie die Städte dagegen. Am 6. Januar 1789 klagten die ritterschaftlichen Deputierten[3]), „daß Nahrungtreibende und Professionisten aufm platten Lande gantz unentbehrlich, und dafür bey der Schatzung in Gewinn und Gewerbe mit quotisiret, auch solange als die Provintz Cleve bevölkert worden, darin gewesen sind, und nicht abgeschafft werden können, wenn nicht Reisende und Fuhrleute gleichsam in ein wüstes Land kommen und an allem unentbehrlichen aufm platten Lande Mangel leiden, die Landleute selbst auch mit Versaum ihrer Arbeit und doppeltem Verlust Stunden weit nach die Städte schicken und die geringste unentbehrliche Kleinigkeiten daraus holen lassen sollen".

3. Die clevischen Zölle.

Der große König konnte sich, wie schon gesagt, bis zur Beendigung des Siebenjährigen Krieges nur wenig den inneren Verhältnissen in Cleve widmen, also auch dem Zollwesen. Bestehende Rechte wollte er sich nicht verkümmern lassen. Die

[1]) Düss. St.-A., Clev. Ritt., n. 14. — Kriegs- u. Domänenkammer. Cop. vom 23. September 1788.

[2]) a. a. O., Cop., Conf.-Prot., 2. Juli 1788.

[3]) a. a. O., Conc.

Holländer hatten den Panderschen Kanal angelegt und umgingen damit zum Teil den Lizent in Lobith. Deshalb legte Friedrich am 1. Oktober 1751 einen Ergänzungslizent in Huissen an: alle Schiffer, die auf dem Niederrhein von Arnheim und auf der Yssel nach Nymwegen und umgekehrt fuhren und dabei Lobith nicht berührten, sollten ihn erlegen. Auch gegen Verminderung seiner Einnahmen durch Unregelmäßigkeiten schritt Friedrich ein. 1753 wurde auf Veranlassung des Kammerpräsidenten von Bessel den preußischen Zollbeamten „als ein Geheimniß aufgetragen", künftig von je 100 Talern Lizent $57\frac{1}{2}$ Taler Zoll zu nehmen, während vorher das Verhältnis etwa 100 : 50 gewesen war. Weil nämlich die Lizentbeamten auf Prozente gesetzt waren und — da die Schiffe immer zuerst zu den Lizenten kamen — zuerst die Anschläge machten, nach denen dann die Zollabgaben mit Beibehaltung der in den Lizentzetteln angenommenen Waren ausgemittelt wurden, so nahmen die Lizentbeamten gern ihres Vorteils wegen solche Waren an, die im Lizent hoch standen, ohne Rücksicht darauf, ob sie im Zoll viel oder wenig trugen. Seit 1768 wurde umgekehrt der Zoll das Bestimmende: auf $57\frac{1}{2}$ Taler Zoll kamen nun 100 Taler Lizent, und eine weitere Erhöhung der Lizenten trat ein, als 1789/90 auf je 50 Taler Zoll 100 Taler Lizent festgesetzt wurden. Damit ferner Unterschleife durch die Bürgerbriefe und ihre mißbräuchliche Benutzung in Zukunft unmöglich seien, wurde 1755 verordnet, die Briefe sollten nicht nur vom Magistrat der Stadt, sondern auch vom Commissarius loci unterschrieben sein.

Nach dem Siebenjährigen Kriege nahm sich der König auch der clevischen Zollangelegenheiten von größeren Gesichtspunkten aus an. Am 6. Juni 1763 kam Friedrich nach Wesel[1]), und nun wurde auf seinen Befehl eine Untersuchung der holländischen, preußischen und oberländischen Zölle veranstaltet. Die Sache war nicht ganz leicht, da „die auswertigen Rhein-Zoll und Licent Bediente ihre Tarifs sehr geheim hielten und es sowohl im Holländischen wie auf allen Comptoiren bis Köln keine festen Tarife gab"; in Holland wurden alle Waren „nur überhaupt und nach derselben Güte angeschlagen", bei den oberländischen Kontoren geschah die Veranschlagung auch nach Willkür, und dann wurde mit dem Schiffer über die Abgabe akkordiert, „wie in Handel und Wandel gebräuchlich ist". Darauf erfolgte nun in Cleve ein entscheidender Schlag: durch Kabinettsorder vom 13. Juni 1763 wurden alle Remissionen aufgehoben, die bis dahin immer gewährt worden waren. Das kam in Rees und Orsoy einer Erhöhung der Zölle um 50 % und bei den übrigen Zöllen und Lizenten um $33\frac{1}{3}$ % gleich.

---

[1]) Berl. St.-A., Accise- u. Zoll-Dep. Westf., II, 9 bis 16. — Aus dem Jahre 1766 haben wir eine summarische Aufstellung über den Schiffsverkehr auf dem Niederrhein: Es verkehrten in sechs jährlichen Fahrten (drei zu Tal und drei zu Berg) 20 Schiffe à 60 Lasten, 40 à 30, 60 à 20 und 80 à 10. Beladen transportierten diese also jährlich 26 400 Lasten. Diese verteilten sich folgendermaßen: 3000 Lasten fremdes Salz, 3400 Steinkohlen, 1000 Roggen, 500 Weizen, 500 ausländisches Eisen, 400 Tuffstein, 200 ungelöschter Kalk, 200 Pfeifenerde, 100 Clever Samen, 100 Hirse und 17 000 allerlei Kaufmannswaren der holländischen und cölnischen Schiffer. (Zoll- u. Accise-Dep., XXV, sect. 3.)

Ferner wurde durch Reskript vom 5. Dezember 1765 vom 1. Januar 1766 ab der mörsische Zoll von Friemersheim (Ruhrort gegenüber) wieder erhoben. Dieser Zoll war seit langen Zeiten nicht mehr erhoben worden, Friedrich wollte aber auch auf sein mit Mörs ererbtes Zollrecht nicht verzichten. Der König stellte für den neuen Zoll die hohe Summe von 7500 Talern in den Etat. Der Warentransport auf dem preußischen Teile des Rheinstromes war durch alle diese Maßregeln erheblich verteuert worden.

Eine weitere, äußerst wichtige Neuerung war die Zollinstruktion vom 1. Oktober 1775. Alle Berechnungen der Schiffsladungen waren bis jetzt ganz ungenau gewesen[1]). Die neue Ordnung setzte vor allem fest, daß rein mathematisch zunächst der Inhalt eines jeden Schiffes berechnet werden sollte[1]). „Es kann heute keinem Zweifel unterliegen, daß dies die beste Art der Verzollung ist; wenn sie aber selbst heutzutage nur bei großen, ganz solid gebauten Kähnen durchführbar erscheint, so begreift man, daß sie damals außerhalb des Niederrheins nicht anwendbar war. Hier kannte man nur eine Schiffsart, während die Mannigfaltigkeit auf dem Mittel- und Oberrhein seit der Beteiligung der Nebenflüsse immer größer geworden war[2])."

Einen besondern Vorteil genossen nach der neuen Zoll-Liste von 1775 die Beurtschiffer[3]). „Die Beurt oder Tour Schiffer sind solche Schiffer, welche nach der Reihe an festgesetzten Tagen von einigen clevischen Örtern nach holländischen Städten und vice versa abfahren müssen, ohne Rücksicht, ob sie volle Ladung haben oder nicht. Sie sind also als Postschiffe zu betrachten und wegen der durch selbige geschehenden sichern und geschwindern Beförderung der Waren der Handlung von großem Nutzen. Sie werden von Seiten der Obrigkeit der correspondirenden

---

[1]) Die Länge des Schiffes wurde berechnet nach den beiden Enden der Wasserpaßlinie; als Breite nahm man die mittlere Breite an, die man fand, indem man die Breite am Mast und am Boden addierte und die Summe dann durch 2 dividierte; die Höhe wurde von innen gemessen. Nun rechnete man: Länge × mittlere Breite × Höhe = x Kubikfuß; ein holländischer Kubikfuß Rheinwasser wog 63¾ Pfund, man nahm aber rechnerisch nur 50 Pfund an; Produkt × 50 ergab das Gewicht der Fracht einschließlich des Schiffes und der Gerätschaften. Um letztere abzuziehen und das Gewicht der Fracht allein zu erhalten, multiplizierte man noch einmal die Länge des Schiffes mit der unteren Breite und der ledigen Tiefe und erhielt so die Anzahl Kubikfuß, die das ledige Schiff mit Geräten im Wasser verdrängte; multiplizierte man diese Zahl ebenfalls mit 50, so hatte man das Gewicht des ledigen Schiffes. Diese Zahl wurde vom Gesamtgewicht abgezogen und dann das Resultat dnrch 4000 geteilt: so erhielt man die Anzahl der Lasten. Natürlich brauchte diese Manipulation nicht jedesmal von neuem vorgenommen zu werden, da die meisten Schiffe auf den Kontoren bekannt waren. v. Zitzewitz meinte, diese Vermessungsmethode habe „noch manche Mängel" und sei „nichts weniger als mathematisch".

[2]) Gothein, Rheinschiffahrt, S. 28.

[3]) Die älteste Beurtfahrt war wohl eine 1651 zwischen Wesel und Cöln angelegte, die nur zur Beförderung von Reisenden und ihres Gepäcks diente. Wieviel diese Vergünstigungen ausmachten, erkennt man aus den Mitteilungen Orlichs: Die Beurtschiffer zahlten im Clevischen von 100 Lasten: 260 Reichstaler (holl.), dagegen die cölnischen Schiffer in der Auffahrt von Amsterdam 409, von Rotterdam 390 Taler.

Städte angesetzt[1])." Nach der Administrationsordre vom 27. Juni 1775 zahlten die Beurtschiffer für jede Last 20 Stüber in der Auffahrt und 15 Stüber in der Niederfahrt. Unter dem Nachfolger Friedrichs wurde, offenbar weil viele Mißbräuche vorgekommen waren, am 19. Dezember 1789 bestimmt, es solle zwar wegen der Verpflichtung der regelmäßigen Fahrt der Beurtschiffer bei den Erleichterungen verbleiben: wenn aber ein Beurtschiffer bei niedrigem Wasser in dem Leichter mehr Güter fährt, als das Beurtschiff mit Einrechnung der darin schon befindlichen Ladung bei gewöhnlichem Wasserstande tragen kann, so müssen ihm von demjenigen, was er über die volle Ladung des Beurtschiffes hinaus

[1]) v. Zitzewitz, a a. O. fol. 23. — Um 1800 gab es im Clevischen Beurtschiffe von Duisburg nach Arnheim und Wageningen, von Wesel nach Emmerich und Amsterdam, von Emmerich nach Rotterdam und Amsterdam und umgekehrt. Die Beurtschiffer bekamen höheres Frachtgeld und durften auch eigene Waren führen, „worauf sie nicht nur in den Städten, wo sie wohnen, ihre eigenen Winkel, sondern auch andere Krämer verlegen". Sie dienten (1792) nur zum Verkehr zwischen Holland und den cleve-mörsischen Städten. Die Stadt Wesel hatte früher sieben Beurtschiffer nach Rotterdam, acht nach Amsterdam, zwei nach Nymwegen, einen nach Thiel, zwei nach Emmerich, fünf bis sechs nach Cöln. 1792 gab es in Wesel nur noch drei nach Amsterdam und zwei nach Emmerich. In Emmerich fuhren vier nach Amsterdam und vier nach Rotterdam, früher sehr lange Zeit sechs nach Amsterdam und zwei nach Rotterdam, jede Gruppe für sich; aber zurzeit des 1780 verstorbenen Bürgermeisters v. Kreyfeld wurde die Einrichtung getroffen, daß alle acht abwechselnd nach beiden Orten fahren sollten: den einen Sonnabend morgens 10 Uhr fuhr also ein Schiff nach Amsterdam, den andern eins nach Rotterdam; von Emmerich ging auch eine Beurtfahrt nach Wesel. Die wichtigste Beurtfahrt aber bestand in Duisburg. Diese Beurtschiffer exportierten Eisenwaren und andere Fabrikate aus dem Märkischen, Bergischen und Siegenschen nach Arnheim (zwei) und Wageningen (zwei) und brachten überseeische und holländische Waren zurück, welche die Kaufleute mit den Waren aus Duisburg (Seife, Tabak) bis nach Marburg und Wetzlar verhandelten. Seit dem Siebenjährigen Kriege hatte Duisburg besonders den Transport der bergischen und märkischen Eisen-, Stahl- und Drahtwaren, den früher Wesel hatte, ganz an sich gezogen. Im Anschlusse an die Duisburger Beurtfahrt fuhren von Rotterdam ein Beurtschiff nach Arnheim und eins nach Wageningen. Von der Wichtigkeit der Duisburger Beurtfahrt kann man sich aus der Tatsache eine Vorstellung machen, daß hier jährlich 12 000 Karren ankamen und davon etwa die Hälfte Waren zur Beurtfahrt brachten oder von dort abholten. Außer den erwähnten Beurtfahrten der clevischen Städte zwischen Holland und Cöln gab es keine weiteren. Im Siebenjährigen Kriege wurde „unter Begünstigung der kayserlichen Administration" eine Beurtfahrt von Düsseldorf nach Amsterdam angelegt; während ihres nur kurzen Bestandes tat sie der Duisburger „merklichen Abbruch". Nach einem Berichte des Magistrats von Duisburg ging die Düsseldorfer Beurtfahrt dadurch ein, „daß die Zollämter einen geheimen Befehl vom Cammer-Collegio erhalten hätten, die Düsseldorfer Beurtschiffer stark heran zu ziehen. Allein wahrscheinlich gewärtigten die Düsseldorfer mit einemal einen zu großen Gewinnst, und hatten nicht die Geduld oder nicht Kräfte genug, um auszuharren und die Spedition successive heranzuziehen". Die Emmerichsche Zolldirektion bestätigte die Ansicht Orlichs, „daß der Antheil, welchen die clevischen Städte an der Rhein-Schiffahrt haben, sich vornemlich nur auf die Beurtfahrt, am mehresten aber auf die Duisburger einschränket und an den großen Wasser-Transports aus Holland nach Cölln keinen Antheil nehmen". „Aber im ganzen ist doch die jetzige Beurtfahrt der clevischen Städte nur ein Schatten von der ehemaligen." Nur Duisburg gewann: erstens durch die stärkere Industrie im Bergischen und Märkischen, zweitens durch den Rückgang Wesels, drittens durch die „Betriebsamkeit und Einsicht" der Kaufleute, besonders des Kaufmanns Kirberg, „wodurch er gleichsam der Stifter der neueren Beurtfahrt geworden ist".

in den Leichtern transportiert, die bei andern Schiffern gewöhnlichen Zollsätze abgefordert werden, und nur so viel von der Ladung soll nach den ermäßigten Sätzen veranschlagt werden, als das Schiff selbst bei hinreichendem Wasser würde einnehmen können. Ferner wenn ein Beurtschiffer außer der gesetzlich feststehenden Fahrzeit Reisen unternimmt und sein Beurtschiff zu Frachten gebraucht, so hat er keinen Anspruch auf die ermäßigten Zollsätze.

Wurde durch die Vergünstigungen für die Beurtschiffer der Handel der clevischen Städte gefördert, so wurden auch weitere Zollermäßigungen eingeführt zur Unterstützung der cleve-märkischen Industrie; so besaßen um 1800 auf Freipässe hin die Zoll- und Lizentfreiheit: 1. die märkischen Steinkohlen, 2. das Unnasche Salz, 3. die Glashütte zu Königsteele, 4. die Eisenhütten zu Sterkrade und Isselburg, 5. diejenigen, welche Baumaterialien aus dem Ausland kommen ließen, 6. die Weselsche und die Emmerichsche Seifensiederei.

Der Geheime Kriegsrat Orlich konstatierte 1791 trotzdem einen andauernden Rückgang[1]) der Rheinschiffahrt. Die Ursachen sah er in der langsamen Verfrachtung, „wobey der Kaufmann auf die Ankunft seiner Waaren zu einer bestimmten Zeit keine sichere Rechnung machen kann, und erst Zahlung leisten muß, ehe seine Waaren angelangt sind"; ferner in der großen Begünstigung der Niederrheinischen Schiffergemeinde gegenüber der Kölner Kaufmannschaft; dadurch wurde letztere veranlaßt, aus Nymwegen oder über Herzogenbusch die Waren möglichst per Achse kommen zu lassen. Der Oberzollrat von Zitzewitz beurteilte[2]) in einem Promemoria vom 31. Dezember 1804 die Bedeutung der clevischen Beurtfahrten folgendermaßen: „Die haben den nützlichsten Einfluß auf das Verkehr in den diesseitigen Städten gehabt, weil der Absender von Fabrik- und anderen Waaren nach Holland bestimmt hat berechnen können, wann sie abgehen und in Holland ankommen würden, sind die mehresten Waaren auf diese Beurtfahrt gegeben. Dadurch sind die benannten Städte (Duisburg, Wesel und Emmerich) Haupt Speditions Orte geworden, und weil mit den Beurtfahrten die Colonial und andere holländische Waaren wieder zurückgekommen, hat dieses einen Selbsthandel mit selbigen an diesen Orten erzeugt. Zum Hin- und Herfahren sind viele Fuhren aus dem Lande gebraucht worden und dahin gekommen, solche haben als retour Fracht besonders viele oeconom. Fabricate, Brandwein, Seife etc. mit genommen und dadurch sind diese Städte in Flor gekommen."

[1]) Die Zolldirektion in Emmerich bestritt den Rückgang; sie führte an, daß die Zolleinnahmen von 1766 bis 1775 mit geringen Ausnahmen gestiegen seien und daß nach dem Lastenertrag „besonders in der Auffahrt und vorzüglich in den Jahren 1789/90 und 1790/91 sowie in der Niederfahrt de 1776 bis 1786 das Commercium sehr florisant gewesen". Dagegen gab sie zu, daß in der Niederfahrt 1786 bis 1792 tatsächlich ein starker Rückgang zu verzeichnen war. Für den clevischen Handel und seine Richtung sind sehr bezeichnend die folgenden Zahlen: 1801/02 wurden durchgeführt in der Niederfahrt 18 833 Lasten, in der Auffahrt 26 051½, eingeführt in der Niederfahrt 1197¼, in der Auffahrt 1923½, ausgeführt in der Niederfahrt 13 238, in der Auffahrt dagegen nur 414¼! — Im Jahre 1770/71 brachten die Rheinzölle und Lizenten 181 387 Taler 13 Stüber 7 Pfennig ein, 1790/91 die gewaltige Summe von 231 190 Talern 11 Stüber 3 Pfennig, dagegen 1794/95 (Kriegsjahr!) nur 122 787 Taler 8 Stüber 4 Pfennig.

[2]) Berl. St.-A., Zoll- u. Accise-Dep. Westf., II, 28.

Seit 1791 standen im Vordergrunde aller Zollangelegenheiten die Fragen: soll man auch von Preußen aus die Beseitigung des Cölner Stapelrechts betreiben, und soll man die niederrheinische Schiffergemeinde unterstützen im Kampfe um eine höhere Frachtliste und die Anlegung einer Wage in Cöln? In einem Berichte des Kriegsrats Orlich[1]), den der Freiherr von Stein „gründlich und lehrreich" nannte, wurden diese Fragen verneint: der Stapel in Cöln sei für Cleve nicht nur nicht schädlich, sondern sogar von Nutzen, und die andern Fragen gingen Preußen wenig an, da in der niederrheinischen Schiffergemeinde so gut wie gar keine clevischen Schiffer waren. Wichtiger war für Cleve eine andere Frage, die damals gleichzeitig und erneut aufgeworfen wurde. Schon seit 1771 betrieb der Magistrat von Wesel die Einrichtung einer Beurtschiffahrt zwischen Cöln und Wesel. Sowohl 1772 wie auch 1782 erklärte sich der Cölner Magistrat dagegen, wohl weil er fürchtete, damit gegen eine mit Holland abgeschlossene Konvention zu handeln, daß nämlich kein in Holland geladenes und nach Cöln bestimmtes Schiff unterwegs ausladen dürfe. Die clevische Kammer beschloß deshalb am 22. Januar 1783 die einseitige Einrichtung der Beurtfahrt von Wesel aus; aber nun erklärte sich der Duisburger Magistrat in zwei Eingaben vom 15. März und 24. April 1783 energisch gegen den Plan: diese Beurtfahrt würde seinen eigenen blühenden Handel vernichten und Wesel nicht im mindesten nützen; unter diesen Umständen erklärte sich auch die clevische Kammer am 20. Juli 1784 gegen die Fahrt. Doch der Magistrat von Wesel ließ sich nicht abschrecken; er nahm den Plan 1787 und erneut 1790 auf. Gegen eine gleichzeitig geplante Beurtfahrt zwischen Mülheim a. Rh. und Emmerich erklärten sich sowohl Duisburg wie Wesel[2]). Der Kriegsrat Orlich erklärte sich in seinem Berichte für den Plan Wesel—Cöln, und das Generaldirektorium autorisierte den Magistrat von Wesel 1792, die Beurtfahrt einzurichten. Über den Einspruch der Stadt Duisburg schrieb der Freiherr von Stein[3]): „Die Einwürfe des Magistrats zu Duisburg gegen die Errichtung einer Beurtschiffahrt sind unbegründet und rühren aus einem Geist der Eifersucht und des Handelsneids her ... Ich halte die Errichtung der Beurtschiffahrt zwischen Wesel und Cöln für eine äußerst wichtige, den Gang des Rheinhandels und den Wohlstand der Stadt Wesel begünstigende Sache." Aber alle die angeschnittenen Fragen führten infolge der Zeitereignisse zu keinem praktischen Resultat. Das Zolldepartement in Berlin schrieb am 12. April 1798[1]): es „hat sich seit der Zeit die Lage der öffentlichen Umstände in dortiger Gegend dergestalt verändert, daß man deren gänzliche Entwicklung notwendig erst wird abwarten müssen, ehe wegen des einen oder andern etwas geschehen kann".

Derselbe Bericht fährt dann fort: „Soviel sich davon schon jetzt urteilen läßt, wird sich vielleicht vieles in Ansehung der Rheinschiffahrt und des Handels verändern, zumal wenn eine von Cleve gemeldete Nachricht Grund haben sollte, daß nach einer Äußerung des französischen Gesandten Theilhard in Rastadt der

[1]) Berl. St.-A., Zoll- u. Accise-Dep. Westf., II, 27.

[2]) Der Kampf um die Beurtfahrten ähnelt sehr dem späteren um die Eisenbahnlinien.

[3]) a. a. O., Bericht vom Jahre 1792.

Rhein ganz frei werden und die Zölle aufgehoben werden sollten"[1]). Am 25. Oktober 1798[2]) mußte der Minister Haugwitz selbst schreiben, „daß gegen die Abschaffung der Rheinzölle selbst nichts weiteres mit Erfolg zu versuchen seyn wird, nachdem die Reichs-Deputation solche bereits als Princip nachgegeben". Über die Absichten der Franzosen, die den preußischen so ganz entgegengesetzt waren, schrieb die Zolldirektion in Emmerich am 1. April 1798[2]): „Die Uneingeschränktheit des Handels und damit verbundene freie Schiffahrt auf den Grenz-Flüssen haben schon seit lange zu den Haupt Planen der Franzosen gehört, und sowohl der mit der batavischen Republic als mit dem Kaiser geschlossene Friede sind Beweise, wie beharrlich sie auf diesen Saz bestanden haben müssen . . . . Statt der bisherigen Zoll Abgaben wollen die Franzosen längs der dereinstigen Grenze ihrer Republic enorme und fast nicht zu bestreitende aus- und eingehende Rechte, nach Art der in Braband bereits bestehenden Verfassung einfüren, und es sind bereits zu dem Ende schon in Cleve einige Commis des douanes angekommen, welche am Rhein Strom verteilt werden sollen." Schon am 4. August 1798[2]) berichtete dann das Generaldirektorium „über die Einführung des Französischen Einfuhr Zolles oder der Douane in den jenseits Rheinischen Provintzen und die Verlegung ihrer Zoll-Comtoirs an den Rhein hin".

So wurde nun seitdem auf der linken Rheinseite der Eingangszoll nach französischem Muster erhoben, auf der rechten Seite aber der Rheinzoll weiter nach der alten preußischen Art. Daß dabei Zusammenstöße nicht ausbleiben konnten, ist zu leicht erklärlich. Die Zolldirektion in Emmerich berichtete darüber am 5. Oktober 1800[2]): „Die Trennung der beiderseitigen Ufer und dadurch verursachte Aufhebung des gegenseitigen Handelsverkehrs, nicht minder die grenzenlose Vexationen und Plakkereien der douaniers haben das durch die See Sperre schon geschwächte Rhein-Commercium allmählig so weit herunter gebracht, daß solches gänzlich vernichtet zu werden Gefahr läuft." Durch den Lunéviller Frieden (9. Februar 1801), durch den zwischen Preußen und Frankreich geschlossenen Zessions- und Indemnitätskontrakt (23. Mai 1802) und durch den Hauptschluß der Reichsdeputation (25. Februar 1803) wurden die preußischen Zollverhältnisse am Rhein völlig verändert. Die französische Regierung, erst entschlossen, die Rheinzölle ganz aufzuheben, ließ sich durch die Vorstellungen Preußens und die Rücksicht auf die Entschädigung des Erzkanzlers dazu umstimmen,

[1]) Preußen glaubte aus wirtschaftlichen Gründen für seine westlichen Länder die Aufhebung der Zölle befürchten zu müssen; denn erstens mußte dann der Elbe- und Weserhandel leiden, da sich der Warentransport nach dem Rhein hinziehen würde; zweitens fielen die Transportvergünstigungen und damit die Konkurrenzvorteile weg bei den märkischen Kohlen, den Eisen- und Glaswaren; drittens kamen die Ermäßigungen für die clevischen Beurtschiffer in Wegfall, und darunter litt der Handel der Städte; viertens litt der einheimische (namentlich Ruhrorter) Schiffbau, da der von den Fremden erhobene Brandzoll dann wegfiel. (Promemoria vom 19. März 1803, a. a. O., n. 28.) Der Brandzoll wurde einmal von allen Schiffen erhoben, die zum erstenmal ein preußisches Zoll- oder Lizentkontor passierten; sie wurden dann zum Zeichen der Bezahlung mit einem Eisen gebrannt.

[2]) a. a. O.

„daß dieselben unter Veränderung des Namens und der Erhebungsart beybehalten werden". Der § 39 des Reichsdeputationshauptschlusses besagte: alle Rheinzölle auf dem rechten und dem linken Ufer sind aufgehoben; vorbehalten bleiben die Eingangsgebühren (droits de douane) und ein Schiffahrtsoktroi; die Errichtung, Anordnung und Erhebung dieses Oktrois geschieht gemeinschaftlich durch das Deutsche Reich und Frankreich[1]).

4. Die weitere Entwicklung der Accise.

Friedrich II. versuchte es bei der clevischen Accise zuerst mit Verbesserungen der Tarife von 1732. Aber seine Bemühungen in dieser Richtung führten zu keinem befriedigenden Ergebnis; auch die im Jahre 1755[2]) eingesetzte Kommission wurde durch den neu ausbrechenden Krieg um Schlesien an einer wirksamen Tätigkeit gehindert; nach dem Kriege nahm sie ihre Untersuchungen sofort wieder auf. Die Einnahmen aus der Accise fielen andauernd, besonders weil der Handel ganz bedeutend zurückging, zum Teil aber auch wegen der umständlichen Verwaltung und der großartigen Betrügereien[3]). Die Einnahmen betrugen in den Jahren 1733—38 in Cleve-Mark durchschnittlich jährlich 104 916 Taler 30 Stüber 7 Pfennig. Diese Summe wurde für die Jahre 1740—64 als Etatsquantum aufgestellt;

[1]) Die mit Frankreich abgeschlossene Oktroikonvention, deren für Preußen ungünstige Bestimmungen der Oberzollrat v. Zitzewitz in Paris mit Erfolg abzuändern suchte, veranlaßte diesen zu dem harten Urteil: „daß dieses ganze Werck für Deutschland höchst nachteilig ist, und nur darauf abzielet, den Rheinhandel zuförderst von Frankreichs Willkühr gänzlich abhängig zu machen, ihn allmählig zu vernichten, und die Schiffahrt auf der Schelde dagegen empor zu heben". (Berl. St.-A., Zoll- u. Accise-Dep. Westf., II, 28.)

[2]) Schon 1748 verlangte er einen einheitlichen Tarif für ganz Cleve-Mark. Die Absicht des Königs bei den Accisereformen in Cleve war nach seiner Erklärung von 1755, „daß die dortigen Unterthanen mit keinen neuen Lasten und Abgaben chargiret, mithin die Consumptibilia, welche der gemeine Mann wie auch der Soldat nothwendig hat, insgleichen dasjenige, was der Fabricant zu Anfertigung seiner Fabriq-Waaren ohnumgänglich gebraucht, bei denen Impostен im Tarif leidtlich angesetzet, hingegen diejenige Sachen, welche eigentlich ad luxum gehören, desto höher angezogen werden sollen, überhaupt aber bei dieser Revision und Egalisirung des Accise Tarifs die Accise selbst darunter nicht leide, noch auch das Publicum empfindlich oneriret noch chicaniret werde". — Über letzteren Punkt schrieb der König am 14. Januar 1755 an den Minister v. Borck, daß er neue Lasten für seine clevischen Untertanen nicht „goutire", „da Ich zwar gerne sehen will, wenn die bisherigen Auflagen durch eine bessere Einrichtung als vorhin ordentlicher gefasset werden können, aber denen Unterthanen neue Auflagen aufzudringen keineswegs Meine Intention ist". (Zoll- u. Accise-Dep. Westf., XII.)

[3]) Am 1. Januar 1765 berichtete der Kriegsrat v. Baumann darüber direkt an den Minister von der Hagen; er meinte, mit der Accise stände es besser, wenn „die visitatores auch Thorschreiber überall treu und aufmerckſam, auch die Städte allenthalben mit Mauren geschlossen wären". Der Geheimrat v. Reinhard meinte, „wenn nicht . . . die heimliche Zugänge durch die Mauren und Gärten verstopfet werden, so ist solches eben als ein Wein Faß, so hin und wieder leck ist, und so lange die Ritzen nicht recht verstopfet werden, beständig rinnet". Er will aber anderseits auch dafür gesorgt wissen, daß die Leute, „so in die Stadt kommen, nicht wie bisher mit einer gemißbrauchten und übel verstandenen strengen visitation in denen Tohren und sogar auf den Straßen in der Stadt gequälet und gleichsam angesprungen, noch durch verfängliche Fragen die Accisanten gezwungen und wohl gar aufs Eiß geführet werden wollen".

aber der wirkliche Ertrag blieb dahinter zurück. Schon 1740 brachte die Accise nur 80063 Taler 4 Stüber 2 Pfennig ein, hauptsächlich wohl deshalb, weil zu Beginn der schlesischen Kriege die Garnisonen aus dem Westen gezogen wurden. In den Jahren 1746—56 kamen durchschnittlich jährlich 93615.40.2 Taler ein, 1765 waren es nur 85658.13.7 Taler.

Der König führte nun, um die Verwaltung zu vereinfachen und die Betrügereien zu beseitigen, am 1. Juni 1766 die französische Regie in Cleve ein, zugleich aber verordnete Friedrich zur Erleichterung des armen Mannes, daß das Brotkorn bis auf das Umschüttegeld accisefrei blieb. Für 1765/66 waren als Etatsquantum 97581.50.7 Taler eingesetzt worden, aber „ohnerachtet aller Bemühungen der Regie" war der wirkliche Ertrag nur 84337.1.7 Taler, also 13238.37 Taler weniger. Die Einnahmen gingen trotz gelegentlicher Steigerungen immer weiter zurück, weil der Handel von den Kriegen und den schlechten Wirtschaftsjahren sich nicht mehr so recht erholen wollte, zum Teil aber auch, weil die Fremden das cleve-märkische Gebiet vermieden, z. B. durch die Route von Rotterdam und Dordrecht nach Herzogenbusch und von da nach Düsseldorf und Cöln, oder weil die Nachbarn neue Straßen anlegten, z. B. die von Elberfeld über Werden und Essen nach Dorsten. Bereits 1753 hatten die Landstände die Aufhebung der Accise auf Handelswaren gefordert; am 16. September 1766 befürwortete auch die clevische Kriegs- und Domänenkammer die völlige Handelsfreiheit. Der König verschloß sich ihren Gründen nicht; am 21. Januar 1767 hob er, hauptsächlich auf Veranlassung des Staatsministers Freiherrn von der Horst, die Regie wieder auf und gab nun den westlichen Ländern die ersehnte Handelsfreiheit gegen ein „Aversional-Quantum". Dieses, der an die Generalkriegskasse abzuliefernde Acciseüberschuß, wurde veranschlagt nach dem Ergebnis von 1765/66[1]), wozu man noch außerdem rechnete ein Zehntel des durchschnittlichen Überschusses in den Jahren 1732 bis 1738 und eine Summe für die Zollregiegehälter. Natürlich war die Veranschlagung des Jahres 1765/66 eine ganz willkürliche und unsachliche. Das ganze Quantum betrug 49364 Taler 5 Stüber, oder, da die Grafschaft Mark selbständig in dieser Frage vorzugehen wünschte und eine besondere märkische Hauptaccisekasse bekam, für Cleve 29529 Taler 46 Stüber 4 Pf. Bei dieser Trennung zeigte sich besonders die schlimme wirtschaftliche Lage der clevischen Städte: die bisherigen Überschüsse von Cleve-Mark an die Generalkriegskasse waren fast nur von den märkischen Städten aufgebracht worden, trotz oder vielmehr wegen der höheren Tarifsätze

[1]) 1763/64 betrug der Acciseüberschuß der cleve-märkischen Städte, der an die Generalkriegskasse abgeführt wurde, 45950.15.6 Taler, 1765/66 schon 38830.5 Taler, 1766/66 waren es nur noch 26226.13 Taler. — Als in den ersten zehn Monaten 1764/65 ein Acciseausfall von 31437 Talern konstatiert wurde, schrieb Friedrich an den Minister Hagen (2. Juni 1765), er solle der clevischen Kammer „wegen ihrer bey denen accise-Gefällen geführten gar gottlosen und gantz unverantwortlichen Wirthschaft einen recht sehr bösen und nachdrücklichen Brief schreiben und ihr darin ihr negligentes und unverantwortliches Betragen recht ernstlich verweisen". (Berl. St.-A., Accise- u. Zoll-Dep. Westf., II, 16.)

im Cleviſchen. Die Averſionalſumme ſollte von jeder einzelnen Stadt nach dem Verhältnis des Acciſeertrages von 1765/66 aufgebracht werden[1]). Aber bald zeigte ſich die Mißlichkeit der neuen Ordnung. In den einzelnen Städten wurde die fixierte Summe weiter repartiert durch eine Kommiſſion, die aus dem Magiſtrat, dem commissarius loci, dem Acciſeinſpektor und den vornehmſten Bürgern und Kaufleuten beſtand. Die Beamten wurden bei dieſem Modus ſtark bevorzugt, die ganze Laſt ruhte auf dem Gewerbeſtand, einzelne Kaufleute mußten 50 bis 100 Taler zahlen. Die Handelsfreiheit benutzten die Bürger vielfach dazu, die Waren aus fremden Orten kommen zu laſſen, ſo daß der cleviſche Kaufmann ſein Fixum bezahlen mußte und zugleich weniger verkaufte. Die weitere Folge war, „daß beſonders die größeren Städte, wegen der auf ſie repartirten höheren Abgaben, beträchtlichen Nachteil und den Verfall ihrer Handlung erleiden müſſen, indem ſie die Concurrenz der kleinen Städte, deren Handlung bey einer niedrigen Fixation ſich immer mehr aufnimmt, nicht ertragen können"[2]). Es dauerte denn auch nicht lange, ſo war die Fixation noch mehr verhaßt wie die Regie; alle Monate waren die Straßen der cleviſchen Städte, wie Orlich berichtet, mit militäriſchen Kommandos angefüllt, die die Reſte beitrieben. Die cleviſche Kammer erklärte bereits am 1. Auguſt 1768, daß die Vorteile, die man ſich von der Fixation verſprochen hätte, nur „in der idée" beſtänden. Erſt durch die Deklaration vom 25. Januar 1777 wurde ſie endlich aufgehoben, und es wurde nun beſtimmt: „Überhaupt aber ſoll die Acciſe-Fixation einzelner Städte fürs künftige ceſſiren, und dagegen die gantze Provinz in corpore fixiret ſeyn, ſo daß ſämtliche Städte für die Berichtigung des Fixationsquanti ihrer Provinz gemeinſchaftlich haften müſſen[3])." Die Epoche der zehnjährigen Handelsfreiheit war für Cleve-Mark damit vorbei, man kehrte zu den alten Idealen zurück. Mit Trinitatis 1777 nahm wieder die tarifmäßige Acciſe unter Oberaufſicht der Kriegs- und Domänenkammer und unter ſpezieller Inſpektion der Magiſtrate ihren Anfang; das Etatsquantum betrug ſeitdem 103225.30.4 Taler. Überſchüſſe über das Etatsquantum ſollten aufgeſpart, Fehlbeträge[3]) durch Repartition unter den Städten aufgebracht werden. Ein neuer Tarif wurde

[1]) Alle cleviſchen Städte hatten die Fixation, nur wurde in Cleve, Weſel, Duisburg, Emmerich, Gennep und Orſoy daneben noch eine Acciſe aufgebracht von „Gemahl, Wein, Schlachten und Victualien". (Berl. St.-A., Zoll- u. Acciſe-Dep. Weſtf., II, 17 bis 23.) — Der König ſelbſt war eigentlich gegen die Fixierung; „endlich" bewilligte er ſie am 15. Dezember 1766. Der Miniſter v. d. Horſt befürwortete die Handelsfreiheit in Cleve, da „hieſige Provinzen keine ſonderliche influence in das Commerce Höchſt Dero übrigen Provinzen" haben. Der König fand aber in einem Schreiben an v. d. Horſt vom 11. Dezember 1766 die Principia und Sätze der Fixations-Acciſe für die einzelnen Städte „keinesweges anſtändig" und ſtellte als Hauptprinzip auf, „daß dabey zwiſchen der reichſten und ärmſten familie die Proportion wie vier Reichsthaler zu einem Groſchen angenommen werde". (Alſo 1 : 96.) Das geſchah denn auch. (Berl. St.-A., Acciſe- u. Zoll-Dep., XXV, sect. 3.)

[2]) Berl. St.-A., R 34 n. 38. General-Direkt. an das Juſtiz-Dep. vom 6. Februar 1777.

[3]) Schreiben des Königs vom 15. April 1777: . . . er will, daß „die Abgaben in allen Städten auf einerley Fuß geſetzet und ſolchergeſtalt die Vortheile des Aufenthalts in dieſer oder jener Stadt gleich gemacht werden ſollen".

eingeführt nach dem Muster von 1732, aber mit erhöhten Sätzen[1]); alle alten Einschränkungen erschienen wieder, zum Teil in verschärfter Form. Waren aber die Kaufleute vorher unzufrieden gewesen, so fühlten sie sich jetzt ganz unglücklich. Auf ihre eindringlichen Klagen verpachtete ihnen der König gleichsam die Accise von den einzelnen Handelsartikeln. Auch jetzt aber brachte die Accise nicht die erwarteten Resultate, die Verwaltung kostete fast ein Fünftel der Einnahmen, und dabei hatten die Acciseheamten recht kümmerliche Gehälter, so daß sie vielfach einen Nebenerwerb suchten; der eine war nebenbei Schuster, der andere Bürgermeister, beim dritten betrieb die Frau einen Bier- oder Weinausschank usw. Allerdings konnte man sich bei der umständlichen Art der Erhebung der Accise über ihre Kosten nicht wundern; in der Stadt Cleve z. B. kamen 1788 für Butter und Viktualien vom Lande 870 Taler, 46 Stüber und 4 Pfennig ein: dafür aber mußten 43 773 Zettel geschrieben werden, und man berechnete, daß der Lohn für das bloße Schreiben die Einnahme um das Doppelte überstieg. Wie sehr die Accise das Leben des einzelnen zu erfassen suchte, erkennen wir besonders aus einem neuen Tarifentwurfe des Kriegsrats Orlich; er stellte z. B. fest, daß 1787 von den 5265 Einwohnern in der Stadt Cleve 67 Juwelen trugen, 180 goldene Uhren, 469 silberne oder „tombachene", 31 goldene Tabatièren, 122 silberne, 335 „tombachene" usw. und schließlich 495 spanische Rohre, eine Aufstellung, die nicht ohne kulturhistorischen Reiz ist und beweist, daß unter den besseren Ständen wohl jeder seine Tabaksdose und sein spanisches Rohr hatte.

Unter französischer Herrschaft wurde in der Stadt Cleve eine Behörde der droits réunis eingerichtet, die ähnlich war der preußischen Acciseverwaltung und die „durch ihre höchst verwickelte Einrichtung denen Kaufleuten, Krämern und gewerbtreibenden Einwohnern manchen Seufzer sowohl öffentlich als im Stillen abdringt, die nicht gewerbtreibenden Einwohner aber auch im Genuß mancher Artikel ihrer sonstigen Konsumption oft nicht wenig genirt"[2]).

Die wirtschaftlichen, kulturellen[3]) und politischen Verhältnisse änderten sich

---

[1]) Hierbei wurde „der unglückselige Gedanke" befolgt, „die unentbehrlichste Consumtions Articul vorzüglich zu belasten". (v. Buggenhagen, Bericht vom 15. Januar 1785.) — Für die Erkenntnis der wirtschaftlichen Bedeutung und Entwicklung der clevischen Städte ist es sehr interessant, die Acciseerträge zu vergleichen, wobei sofort z. B. der Rückgang Emmerichs und Calcars, dagegen das Emporblühen von Duisburg und Ruhrort in die Augen fällt. — Bei der Erhebung der „naturellen Accise" mußte man natürlich wieder in jeder Weise Unterschleife zu verhüten suchen; in Wesel wurde als Acciseinspektor Tiemeyer eingesetzt; ihm wurde das Leben dort sehr sauer gemacht; am 15. Februar 1778 berichtete er, selbst der Kommandant habe zu ihm geäußert: „wenn der Berliner mal wieder kömmt in Accise-Sachen, so will ich ihm das Leder aushauen lassen".

[2]) „Über Cleve." 1822.

[3]) Über „das Unterrichtswesen in Cleve am Ende des 18. Jahrhunderts" vergl. meinen Aufsatz in den Annalen d. Histor. Ver. f. d. Niederrhein 1913. — Die Universität in Duisburg war sehr schwach besucht. In Wesel bestand ein Seminar für Lehrer. Das katholische Gymnasium in Emmerich hatte gute Frequenz, weniger die Gymnasien in Cleve und Wesel. In Emmerich gab es damals auch noch eine „deutsche Schule", an der unter einem Seminaristen aus Wesel Kinder aller Konfessionen unterrichtet wurden. Ferner gab es hier eine Königliche Akademie,

vollkommen, als die Franzosen erobernd zum Rhein vordrangen, als 1795 das linksrheinische und 1807 auch das rechtsrheinische Cleve von Preußen abgetreten werden mußte. Den Umschwung der Dinge kennzeichnet die Art, wie die Franzosen in der Stadt Cleve auftraten. Hier waren sie am 19. Oktober 1794 unter Anführung des späteren Marschalls Ney eingezogen und proklamierten auch hier „Frieden den Hütten und Krieg den Palästen". Ney empfing den clevischen Magistrat, „auf einem Kanapee ligend", der alte Magistrat wurde sofort abgesetzt, weil „sie noch zu Preußisch gesinnt wären". Eine neue Munizipalität wurde eingerichtet, die Gleichheit aller wurde proklamiert, und es standen „königliche Räte und Schuhflicker auf der Wachen neben einander". Auf dem Markte wurde der Freiheitsbaum aufgepflanzt, „wobei schwülstige Reden und Bruderküsse nicht fehlten", und die zurückgebliebenen alten preußischen Beamten mußten „bis zum Schwindel und Hinsinken mittanzen"[1]). Als die Franzosen ins Land kamen, da wohnte in der Stadt Cleve auf der hochragenden Schwanenburg der Freiherr von Stein als clevischer Kammerpräsident. Cleve mußte von Preußen aufgegeben werden, gerade als die Bewohner von Cleve lebhaft zu fühlen begannen, was sie Preußen verdankten[2]), als Preußen selbst anfing, den Wert seines niederrheinischen Besitzes zu würdigen; damals sahen unter Friedrich Wilhelm II. der Minister v. Heinitz und sein Schützling und Mitarbeiter, der Freiherr von Stein, ein, daß die Lande am Niederrhein nicht ein Außenposten und zollpolitisches Ausland waren, sondern ein Vorposten, der wirtschaftlich und politisch zu den preußischen Kernlanden gehörte. Die Geschicke wollten es anders; das alte Preußen ging zugrunde. Als aber Stein den Neuaufbau des preußischen Staates in die Hand nahm, da standen ihm bei seinen Reformen gewiß auch die Verhältnisse vor Augen, die er in seiner amtlichen Tätigkeit am Niederrhein kennen gelernt hatte: hier war die Erinnerung an die kommunale Selbstverwaltung noch nicht erloschen, hier existierte noch auf dem Lande eine Art von Selbstverwaltung[3]) in den Erbentagen, hier waren die Bewohner schon seit alten Zeiten durch die Lage des Landes, durch ihre Geschichte und ihre Kultur gewohnt an eine freie Selbständigkeit.

---

die der Kreuzherren-Konvent leitete; damals unterrichteten an ihr fünf Professoren etwa 30 bis 40 junge Leute. In Rees hatte der Kanonikus Eskes aus Liebe zur Jugend eine Schule eingerichtet, die arme Kinder, in einem Jahre etwa 50, ohne Unterschied der Konfession, in nützlichen Beschäftigungen unterwies, z. B. in Spinnen und Weben. Das Kollegiatstift lieferte die Materialien, die Kinder und ihre Eltern erhielten die fertigen Arbeiten. (Berl. St.-A., Gen.-Dir. Cleve, Tit. V n. 10.

[1]) „Über Cleve." 1822. — Vergl. meinen Aufsatz „Die politischen Verhältnisse in Cleve in der Zeit von 1794 bis 1806" in den Annal. des Histor. Vereins f. d. Niederrhein", Heft XCIII.

[2]) Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft (1908), S. 107: „Was den sämtlichen übrigen rheinischen Staaten der Zeit fehlt, das Bewußtsein, einem mächtigen Staate anzugehören oder angehört zu haben: das ist hier (in Cleve) wirksam."

[3]) Über die Bedeutung dieser Erbentage (Erben-Grundbesitzer) sprach sich Stein 1793 folgendermaßen aus: „Mit der Behandlung des Steuerwesens auf den Landtagen steht die Haltung der Erbentage in der genauesten Verbindung, welche das für die Ämter sind, was der Landtag für die ganze Provinz ist, und den Nutzen haben, die Amtseingesessenen mit dem Interesse und dem Gang der Geschäfte des Districts bekannt zu machen, den sie bewohnen." Siehe Lehmann a. a. O., Bd. I, S. 160.

„Spezieller Zustand der Population im Herzogtum Cleve."[1]

In den Städten	1722	1740	1756	1763	1777	1787
Cleve	4 897	4 942	5 169	4 870	5 259	5 265
Emmerich	5 660	4 386	4 023	3 545	3 374	3 592
Sevenaer	1 371	928	901	822	878	851
Huissen	1 076	949	919	811	900	926
Cranenburg	1 151	1 081	1 189	987	1 163	1 179
Gennep	844	748	855	774	757	649
Griethausen . . .	442	373	425	435	500	477
Summa	15 441	13 407	13 481	12 244	12 831	12 939
Xanten	1 770	2 212	1 972	1 587	1 954	2 102
Orsoy	944	933	902	877	921	922
Calcar	1 936	1 503	1 580	1 326	1 546	1 495
Sonsbeck	990	1 175	1 379	1 137	1 385	1 450
Udem	1 096	1 008	980	910	1 071	988
Büderich	876	945	875	791	914	914
Kervenheim . . .	310	359	368	341	391	414
Grieth	569	577	633	494	681	705
Summa Xant. Insp.	8 491	8 712	8 689	7 463	8 863	8 990
Wesel	8 116	5 966	5 615	4 376	4 506	4 428
Duisburg	2 935	2 793	2 874	2 678	3 342	3 657
Rees	2 444	1 959	1 903	1 689	1 688	1 717
Dinslacken	1 063	907	925	737	833	859
Ruhrort	532	517	577	515	652	728
Schermbeck	735	614	616	521	631	542
Holten	592	576	569	489	517	620
Isselburg	393	350	359	277	308	341
Sa. Weselsche	16 810	13.682	13 438	11 282	12 477	12 892
Stadt Goch	2 795	2 570	2 430	2 090	2 241	2 242
Sa. aller Städte	43 537	38 371	38 038	33 079	36 412	37 063

[1]) Düsseldorfer Staats-Archiv, Handschriften a 43.

Der Zeichenunterricht
in den vergangenen 25 Jahren

Von H. E. Walter Jost

Ein flüchtiger Blick über die Geschichte des Zeichenunterrichtes in Preußen im 19. Jahrhundert genügt schon, um zu zeigen, daß der in dieser Zeit stattgehabte Methodenwechsel sehr eng mit der Entwicklung der Kunst und den jeweiligen Anschauungen über dieselbe zusammenhängt. So sucht der Zeichenunterricht u. a. in der Blütezeit der klassizistischen und romantischen Kunst, in der man die Natur durch die Brille eines historischen Stiles beschauen wollte, die Lösung seiner Aufgabe vorwiegend in einem mechanischen Kopieren süßlicher, konventionell angehauchter Lithographien.

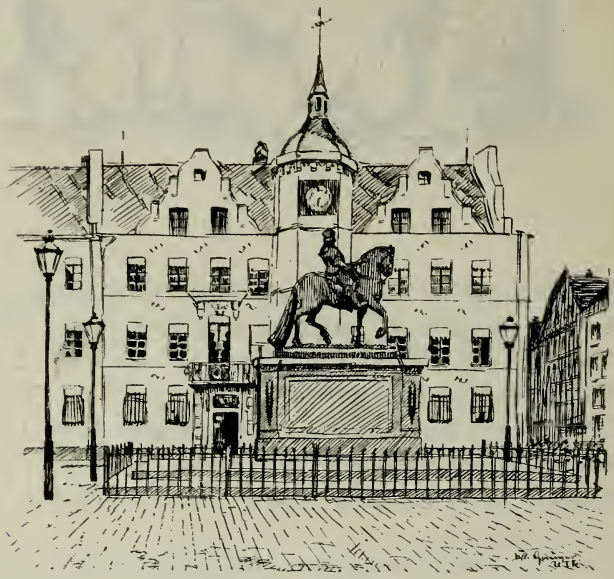
Die Reform des Kunstgewerbes im retrospektiven Sinne in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts brachte die Errichtung von Kunstgewerbemuseen und in deren Gefolgschaft die Gründung von Kunstgewerbeschulen. Die Kunstgewerbeschulen lehrten das Entwerfen und Zeichnen von Ornamenten aus dieser Stilepoche und zogen die Fortbildungsschulen resp. die Volksschulen nach sich. Schließlich wurde diese Methode, die eigentlich nur einen technischen und kunstgewerblichen Sinn hatte, auch auf die allgemein bildenden Anstalten: Gymnasien und Realschulen, übertragen und auf den humanistischen Anstalten nach der griechischen Seite hin tadellos frisiert. Das Flachornament mit seinen geometrischen Mustern, der Mäander, die Palmette, der Akanthus usw. traten den Siegeszug durch die Zeichensäle der obengenannten Schulen an. Gipsabgüsse nach der Antike und nach historischen Ornamenten bildeten die Gefolgschaft, vereint mit Draht- und Vollmodellen zur Erlernung der Perspektive. Was war die Folge? Die Augen des Schülers sahen nicht die wirkliche Natur; er blieb unfähig, ein noch so unbedeutendes Detail nach der Natur zu zeichnen und eine Blüte lebenswahr wiederzugeben. Seine Zeichenkunst erlitt angesichts der unverfälschten Mutter Natur ein trauriges Fiasko.

Erfreulicherweise erfolgte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Umschwung zum Realismus. Von einem Nachahmen in der Kunst war keine Rede mehr, von einem sklavischen Nachquälen aufgewärmter Formen mußte völlig abstrahiert werden; jeder sollte sich an die Natur halten. Ornamente,

---

Anmerkung. Die beigefügten Illustrationen sind von Schülern der Anstalt nach der Natur gezeichnet worden.

Gipse und Vorlagen wurden in den Bann getan. An ihre Stelle traten echte Naturprodukte. Georg Hirth war der Hauptverfechter dieser Vorschläge, deren Durchführung leider an der Vorbildung des Disziplinvertreter scheiterte.



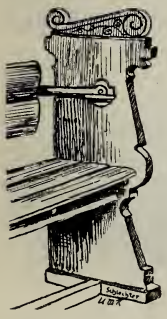
„Der Schüler", so verlangte Hirth in seinen „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung" (Seite 7), „muß sich daran gewöhnen, die Formen aus den verschiedenen natürlichen Farbengebungen herauszustudieren: er lerne nach frischem, grünem Baumschlag, nach bunten Blumen und Früchten, nach glänzendem Metall und nach lebensfrischen Gesichtern zeichnen; er werde angehalten, hierbei nur das zu zeichnen, was er in der Natur sieht, und lieber die farbigen Eindrücke in breite wirkungsvolle Töne zu übersetzen, als akademische Konturen auszuklügeln, wo solche in der Natur nicht vorhanden sind . . . . . Wie der Reiter nur auf dem lebenden Pferd reiten, der Schwimmer nur im Wasser schwimmen lernt, so kann der Zeichner nur nach der Natur richtig zeichnen lernen. Jedes Surrogat führt auf Abwege, im besten Falle auf Umwege."

Diese wenigen Beweise werden schon genügen, um darzutun, daß die Geschichte dieses Unterrichtszweiges innig mit dem Wechsel der künstlerischen Anschauungen verknüpft ist.

Die einzelnen Methoden paßten nur für die Zeit, in der sie entstanden waren. Somit ist es selbstverständlich, daß sich der Zeichenunterricht

der Gegenwart nach derjenigen Kunstauffassung richten muß, welche die Mehrzahl unserer schaffenden, bedeutenden Künstler hat. Für diese Auffassung sind zwei Faktoren maßgebend. Erstens das gesteigerte Wertlegen auf den Zusammenhang mit der Natur, zweitens die starke Betonung der künstlerischen Persönlichkeit.

Die moderne Kunst, soweit sie gut und gesund ist, will weder eine sklavische Abschrift der Natur, noch ein willkürliches, rein subjektives Schalten mit den Naturformen. Sie will auf dem festen Boden der Natur stehen und diese so darstellen, wie sie sich in dem Kopfe einer starken und temperamentvollen künstlerischen Persönlichkeit malt. Diesen beiden Faktoren soll der neuzeitliche Zeichenunterricht gerecht werden und sein Ziel durch möglichste Individualisierung des Unterrichtes und durch intensive Naturnachahmung erreichen. — Da die Kunst ihrem Wesen nach etwas Freies und Gefühlsmäßiges hat, so muß auch der Unterricht in ihr einen freien und gefühlsmäßigen Charakter haben. Die Kinder können deshalb nicht durch Drill und Pedanterie, sondern nur durch Lust und Liebe zur Kunst erzogen werden. Entschieden richtiger ist es, den Schüler durch einen weniger pedantischen Unterricht künstlerisch anzuregen, als ihm durch eine unmögliche Korrektheit die Freude an der Kunst zu verbittern.



Schaut man die Lehrpläne für den Freihandzeichenunterricht an den höheren Lehranstalten Preußens von 1882, 1892 und 1902 einmal als Ganzes genauer an (ich folge im wesentlichen hierbei der Abhandlung Kuhlmanns: der Freihandzeichenunterricht an den höheren Schulen Preußens nach den neuen Lehrplänen, pag. 249 u. f., Sonderdruck aus „Monatsschrift für höhere Schulen"), so muß man sagen, daß alle einem Ziel zustreben, nämlich dem: Das Schulzeichnen, welches vorher lediglich als technische Fertigkeit geübt wurde, zu einer wirklichen Kunstübung zu machen, den Zeichenunterricht dahin zu entwickeln, daß er fähig werde, die künstlerische Erziehung unserer Jugend mit zu übernehmen.

Die Lehrpläne von 1882 machten, wie bereits eingangs erwähnt, der alten Kopiermethode ein Ende und leiteten den Zeichenunterricht unserer höheren Lehranstalten in andere Bahnen. Das Ornament war der Lehrstoff. Die Lehrpläne ergänzten bereits, in richtiger Würdigung des allgemein künstlerischen

Zieles, diesen technisch-gewerblichen Lehrstoff durch Naturformen, zunächst für die oberen Stufen. Sie forderten schon völlig freies Zeichnen, und, was hier betont werden mag, das Skizzieren und die Berücksichtigung der individuellen Begabung. Wir sehen hier deutlich vorgezeichnet, wohin der Weg führen soll.

Die im Jahre 1892 folgenden Lehrpläne stellen die nächste Entwicklungsstufe dar. Sie suchten den Schulzeichenunterricht von der gewerblichen Richtung noch freier zu machen. Sie dehnten in diesem Sinne das Zeichnen von Naturformen bis zur Unterstufe aus (Quarta: Blätterzeichnen) und erhöhten die Forderungen auf den oberen Stufen dementsprechend, indem sie Malen von Muscheln, Früchten, Blumen usw. vorschrieben. Somit war schon hier der Beschäftigung mit der Farbe Gewicht beigelegt. Das Ornament trat in diesen Plänen noch mehr zurück. Die Berücksichtigung der individuellen Begabung durch Einzelunterricht wurde intensiver gefordert.

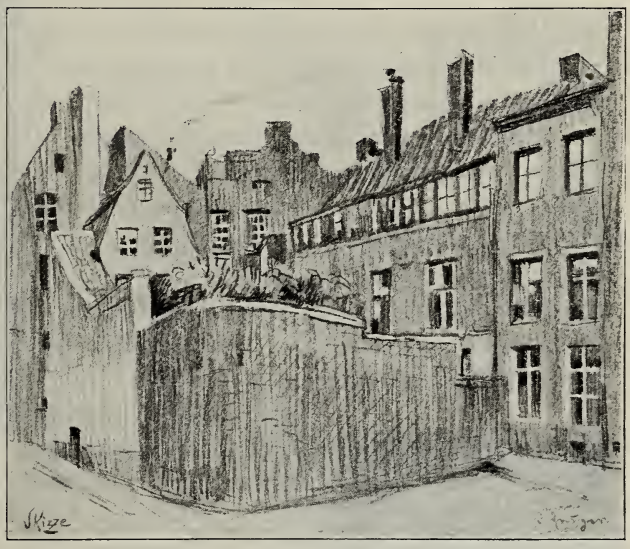
Und nun die neuesten Lehrpläne! Sie bilden einen bedeutenden Schritt weiter auf dem Wege zum Ziele, welches die Lehrpläne seit 1882 anstrebten. Die preußische Unterrichtsbehörde hat in diesen Plänen bekundet, daß sie die Notwendigkeit einer künstlerischen Erziehung der Jugend nicht nur anerkennt, sondern auch, daß sie festen Willens ist, soweit sich dies im Rahmen der höheren Schule ermöglichen läßt, sie tatsächlich zu übernehmen. Künstlerischer Zeichenunterricht! Das ist die Forderung, welche die neuen Lehrpläne so bestimmt und ausdrücklich wiederholen, daß niemand darüber in Zweifel sein kann. Da die preußische Schulbehörde daneben Künstler von Beruf mit der Beaufsichtigung des Zeichenunterrichts an den höheren Schulen betraut, so ist ihre Forderung dadurch noch klarer zum Ausdruck gekommen.

„Jede (wahre) Kunst ist Nachbildung der Natur", so sagt schon Seneca. Dieser Ausspruch birgt eine unendliche Fülle von Wahrheit gerade für den Zeichenunterricht in sich, vorausgesetzt, daß man das Natürliche überhaupt von dem Gegensätzlichen, dem schablonenhaft Gequälten, unterscheiden kann. Ein erhöhtes Studium der Natur, der Quelle aller und jeder Schönheit, muß unsere Parole für die heranwachsende Jugend sein. Jede Kopie setzt das schale, geschmacklose Surrogat des Nachschaffens an die Stelle künstlerischer Betätigung. Nur die Freude an der bloßen Darstellung allein ist es, welche den Schüler bewegt, sich nicht ganz und gar vom Schaffen abzuwenden. Man lasse lieber eine einfache individuelle Skizze und Mißgriffe in der Gedankendarstellung passieren, als daß man dem Schüler die Sisyphusarbeit einer tadellos nachgequälten Kopie oder Wiederholung einer völlig subjektiv aufgefaßten Vorlage zumutet. Fort mit allem, was bresthaft ist! — — Was beabsichtigt nun die Reform in Preußen? Das Kind wird mit freiem Herzen und naiver Freude an das Schöne und

Herrliche, was es umgibt, herangeführt. Die Welt der Pflanzen, zunächst Blätter, und die leicht beschwingte, farbige Welt der Schmetterlinge, einfache und dabei schöne, Herz und Auge erfreuende Gebilde, sollen neben einfachen Kunstformen aus seiner Umgebung der Stoff sein, welcher zur Beobachtung und zum Schaffen anregt.

Im Sinne der neuen Lehrpläne liegt keine engherzige Beschränkung des Stoffes, ebensowenig eine pedantische Anordnung. Die Lehrpläne selbst tun einen vollen Griff in die Formenwelt der Natur und der Kunst. Sie wollen nicht begrenzen, sondern weisen auf die Fülle des Stoffes hin, die dem Lehrer für die Übungen des Zeichenunterrichts zu Gebote steht.

Ein von dem preußischen Ministerium herausgegebenes Verzeichnis von Lehrmitteln zeigt, wie auf einfache Art viele gute Lehrmittel aus der Natur gewonnen und wie Gegenstände der unmittelbaren Umgebung, die man sonst wohl übersieht, mit Erfolg für die Zwecke des Zeichnens dienstbar gemacht werden können. Im Sinne der Lehrpläne wird es sicher liegen, wenn der Lehrer auf allen Stufen seines Unterrichts die Umgebung vorzugsweise ausnützt, wenn er in erster Linie als Stoff heranzieht, was das Schulhaus, die Kirchen und Museen der Stadt für den Unterricht bieten. Dadurch werden die letzten Ziele der Lehrpläne erfüllt und dem Schüler die Augen für das Schöne, welches seine Umgebung und seine Heimat umschließt, geöffnet. Dadurch wird er erzogen, die Kunst nicht nur in Kunstausstellungen, in prangenden Denkmälern und prunkenden Hausfassaden, sondern auch im schlichten Schnitzwerk der Kirchen, wie in der einfachen, gekerbten Lehne eines Bauernstuhls zu suchen und zu empfinden.

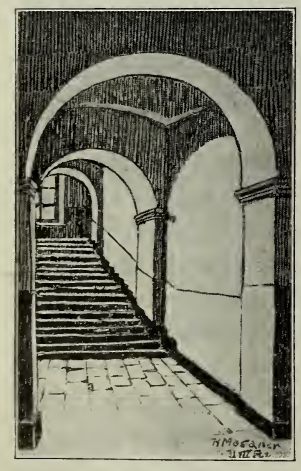


Mannigfaltig wie der Unterrichtsstoff ist die Art der Darstellung, die Technik und das Zeichenmaterial. Neben Stift, Feder und Kohle kommt insbesondere der Pinsel, ein bisher nicht genug ausgenütztes Werkzeug, zur Verwendung, nicht allein malend, sondern auch rein formgebend, zeichnend. Auch hier gilt kein Schema. Als einziger Grundsatz wäre vielleicht aufzustellen: Wähle das Material und die Technik, mit denen es am schnellsten und besten möglich ist, den Gegenstand in seiner charakteristischen Erscheinung wiederzugeben. Im

übrigen aber erziehe man die Schüler, sich jedes bereitstehenden Materials zu bedienen und mit ihm zu versuchen, des Gegenstandes Herr zu werden.

Wie ist die Unterrichtsweise im Geiste der Lehrpläne? Als Lehraufgabe stellen sie auf: „Ausbildung im Sehen von Formen und Farben und im Darstellen einfacher Gegenstände." Der eigentliche Geist der Lehrpläne spricht sich in einem Satze der „Methodischen Bemerkungen" aus, und dieser wichtige Satz lautet: „Die einzelnen Aufgaben sind so zu behandeln, daß das Auffassungsvermögen und die Beobachtungsgabe der Schüler entwickelt, ihre Hand zu einer freien und sicheren Linienführung befähigt, auch ihrem natürlichen Gestaltungstriebe Gelegenheit zur Betätigung gegeben wird." Die Lehrpläne fordern eine subjektive Methode, d. h. eine Unterrichtsweise, welche sich der Natur des Kindes anpaßt, das Kind aus sich heraustreten läßt und dann versucht, seine Anlagen nach jeder Richtung hin zu entwickeln.

Der Zweck des Zeichenunterrichts ist nicht die Anfertigung tadelloser, glatter Zeichnungen; sein Erfolg wird nicht nach der Zahl der vorgelegten, fehlerfreien, schönen Blätter, sondern in erster Linie nach den Fortschritten gemessen werden, welche der Schüler im Sehen von Formen und Farben, in der selbständigen Auffassung und Darstellung gemacht, also nach dem inneren Gewinn, den der Schüler davongetragen hat.



Die Zeichnung gilt im allgemeinen als beendet, wenn der Schüler aus eigener Kraft sie nicht weiter zu fördern vermag. Fehler in Schülerzeichnungen gelten nicht nur als entschuldbar, sondern als natürlich, und natürlich muß es auch erscheinen, wenn die ersten Malübungen an Richtigkeit wie Sauberkeit viel zu wünschen übrig lassen.

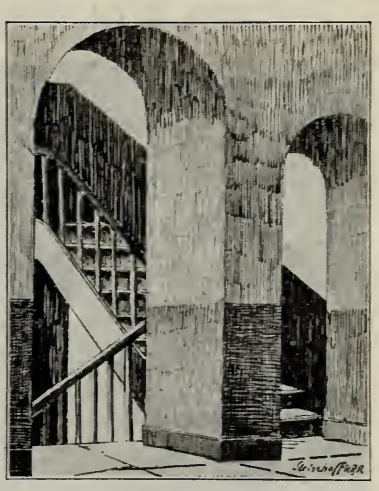
Eine große, tiefgehende Bewegung ist es, welche unser künstlerisches und geistiges Leben und unsere sozialen Verhältnisse durchzieht: Das eigene, innere Ich, die ganze Persönlichkeit des Menschen, die ganze Geisteskraft soll und muß zur Entfaltung kommen. Hierin liegt die Zukunft!

Das Abc aller praktischen Ästhetik beruht bekanntlich auf Kunstbetrachtung. Die Schule selbst kann mit wenig Mitteln den Kindern in ihren eigenen Räumen in dieser Beziehung viel bieten. An und für sich ist der Gedanke, die Schul-

räume mit Bildwerken zu schmücken, keineswegs neu. Schon Speusippos zierte seine Schule mit den Bildern der Flora, der Grazien und der Göttin der Freude. Im 16. Jahrhundert wünscht Montaigne, daß man diesem Beispiele folge und schöne Bilder an den Schulwänden aufhänge. Aus den Greueln des Dreißigjährigen Krieges heraus hört man des großen Didaktikers Comenius Stimme: die Schule soll eine liebliche Stätte sein und von innen und außen den Augen einen angenehmen Anblick bieten.

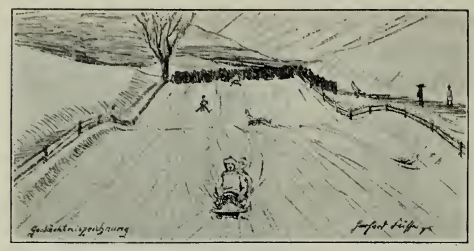
Die schlichte, einfache Blume im Topfe auf dem Fensterbrett des Arbeiters finden wir jetzt in mannigfacher Variation, als Umrahmung, Randschmuck oder Vignette wieder. Das unscheinbare Blümlein, das wir achtlos zertreten, springt uns auf einmal in entzückender Form und Lebensfrische in die Augen. Auch das Tier und andere Lebensformen sind der modernen, „gesunden" Kunst dienstbar gemacht.

Überall sieht das Auge Farben, daher sind diese das Primäre, die Form ist das Sekundäre. Und was ist demnach Zeichnen? — Zeichnen ist die Übersetzung verschiedenfarbiger Eindrücke in neutralfarbige Charakteristik oder richtiger noch: Reduktion polychromer Eindrücke auf einen gemeinsamen isochromen Nenner. Eine gute Zeichnung ist mithin eine „koloristische Gleichung". (Hirt.) Schon Cennini sagt in seinem „Kunstbuch" (1430): „Vergiß nicht, daß das Studium der Natur das beste Steuer, die Triumphpforte des Zeichnens ist. Diesem Vorbilde gib dich mit glühender Seele hin, laß keinen Tag vorübergehen, ohne irgend ein Ding nach der Natur zu zeichnen; auch das Geringste wird dir Nutzen bringen."



Das alte Lutherwort, daß man, wenn es in der Welt besser werden solle, nicht bei den steifnackigen Alten, sondern bei der lenk- und bildsamen Jugend beginnen müsse, ist unstreitig richtig. Doch braucht man die Erwachsenen nicht ihrem Schicksal zu überlassen. Durch allmähliches Gewöhnen an das Gute muß der Sinn geläutert werden. In Groß- und Kunststädten ist das nicht so schwer, um so mehr jedoch in kleineren Städtchen, die weitab von den Verkehrszentren liegen. In die Häuser, unter das Volk, müssen gute, gediegene Bilder, um zunächst den Sinn für wirklich Künstlerisches zu wecken.

„Denken wir (vergl. Rein, Bildende Kunst und Schule, pag. 13) an das griechische Altertum, so steigt in uns das Bild des perikleischen Zeitalters auf, ganz eingetaucht in die sonnigen Strahlen der Kunst. Das gesamte Volksleben, künstlerisch verschönt und durchleuchtet, ist hineingestellt in eine wunderbare Natur, wie etwas Selbstverständliches. Der Schmuck der Tempel und der Märkte, der Kleidung und des geringsten Hausgerätes, alles fließt zusammen zu einer wundervollen Harmonie.

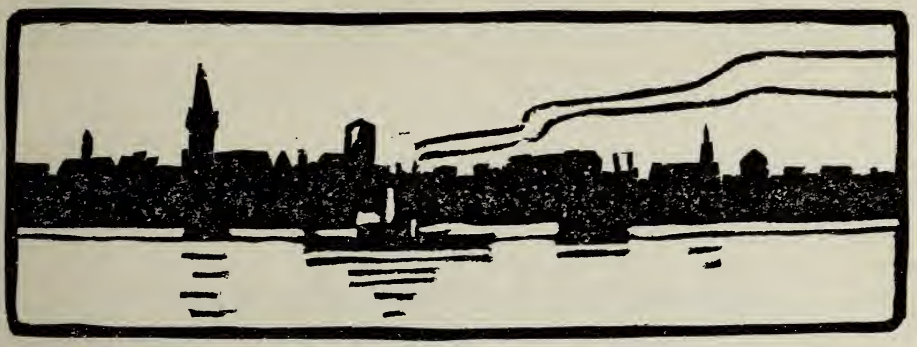


Stand das geistige Leben des vergangenen Jahrhunderts unter dem Zeichen der Wissenschaft, die eine ungeahnte Entwicklung erlebt und unsere Bildung in ihren wesentlichen Elementen bestimmt hat, so ist jetzt eine große Sehnsucht nach künstlerischer Kultur, nach einem harmonisch gestalteten Dasein erwacht. Das sich regende junge, verheißungsvolle Leben soll nicht nur Wissen und Kenntnisse vermitteln und den Verstand schärfen, sondern auch Empfindung, Verstand und Gemüt bilden. So erwächst das Gefühl für die Schönheit der Erscheinungswelt; es wird zu einer lebendigen, pulsierenden Kraft.

Bekanntlich ist der Gesichtswinkel, unter dem wir das Wesen des heutigen Alls betrachten, ein wesentlich anderer geworden. An die Stelle der beschreibenden Naturwissenschaften, an Stelle der rein sinnlichen Beobachtung ist die verstandesmäßige Zusammenhangserforschung getreten, und unter der kritischen Prüfung des kleinen Einzelnen hat die Betrachtung des großen Ganzen zu sehr gelitten. Wir haben es verlernt, unbefangen zu sehen. Wenn aber den meisten Menschen die Fähigkeit mangelt, das Gesehene auch nur annähernd in seiner Bedeutung in sich aufzunehmen,

wie und wo soll da wahres Kunstverständnis vorhanden sein? Ein frühzeitiger, nach richtigen Prinzipien geleiteter Unterricht, der zugleich Gemüt und Phantasie bildet, ist die erste Stufe zur künstlerischen Erziehung der Jugend.

Die Schule muß aus diesem Grunde alles in den Gesichtskreis der Kinder ziehen, was außerhalb derselben das tägliche Leben lehrt und bietet. Hierzu gehört auch die gerade in unserer Zeit so sehr bevorzugte Kunsthandfertigkeit, die schon überraschende Resultate gezeitigt hat. Geschieht dieses, so steht die Schule nicht als ein Fremdkörper im Leben des Einzelnen und der Familie da.



Linoleumschnitt (v. Ruckteschell U I R).

Von attischen Friedhöfen und Grabsteinen

von Leo Weber

Vorbemerkung

Die folgenden Ausführungen können nicht beanspruchen, etwas Neues zu bieten. Dazu ist der Gegenstand mit seiner außerordentlichen Fülle des Stoffes und der Menge der zum Teil recht schwierigen Einzelfragen, die damit verbunden sind, mir noch zu wenig vertraut. Aber ich benutze gern die Gelegenheit, die sich mir bietet, in einer flüchtigen Skizze, die ich als Vorarbeit für eine spätere, selbständige Veröffentlichung betrachte, einige allgemeine Fragen zu erörtern und eine Anzahl auserlesener attischer Grabreliefs in Abbildungen vorzuführen. Daß ich damit vielen manches Neue biete, ist mir wohlbekannt: denn, was weiß der Gebildete und — Hand aufs Herz! — unter diesen auch mancher Philologe von jenen einzigen Werken versunkener Friedhofskunst?

In der Hauptsache ist zu Grunde gelegt das monumentale Werk von Alexander Conze, Die attischen Grabreliefs. Dank der gütigen Erlaubnis des Herrn Verfassers sowie der des Verlages von G. Reimer bin ich in der glücklichen Lage, einige, dem genannten Werke entnommenen Bilder von Grabreliefs hier geben zu können. Ohne dieses wohlwollende Entgegenkommen wäre mein Beitrag zur Festschrift unmöglich gewesen. Reiche Belehrung verdanke ich nicht minder Herrn Alfred Brueckner. Dieser hat in seinen beiden letzten Veröffentlichungen: „Der Friedhof am Eridanos bei der Hagia Triada zu Athen" (1909), „Kerameikos-Studien" (Athenische Mitteilungen 1910) nach manchen Seiten hin die Kenntnis zweier attischer Friedhöfe und des Gräberwesens der klassischen Zeit neu erschlossen. Möge es dem auf diesem Gebiete schon seit langen Jahren unermüdlich tätigen Gelehrten vergönnt sein, auch die Resultate seiner letzten Ausgrabungen der Öffentlichkeit bald vorzulegen! Ihm, sowie dem Verlage von G. Reimer verdanke ich es, daß ich einige, den beiden letztgenannten Schriften entnommene Abbildungen hier noch einmal geben kann. —

Die vorzüglich gelungenen Abbildungen sind ein schöner Schmuck des Buches geworden. Ihre Herstellung hat Herr Dr.-Ing. Schroedter in liebenswürdiger Weise vermittelt und Herr Korbmacher vom hiesigen Verein der Deutschen Eisenhüttenleute mustergiltig ausgeführt.

Allen, die mich in so verschiedener Weise unterstützt haben, spreche ich auch an dieser Stelle meinen ergebenen und herzlichen Dank aus.

Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1. Lageplan des Friedhofes
A. Brueckner, Friedhof am Eridanos, Abb. 1
„ 2. Einteilung des Friedhofes im 4. Jahrh. v. Chr. . ebendas. Abb. 16
„ 3. Schema zum Grundriß der Staatsgräber
Athenische Mitteilungen XXXV (1910), 188
„ 4. Stele der Mynno . . Conze, Attische Grabreliefs 38, Taf. 17
„ 5. Grabmal einer Frau . . . . . ebendas. 804, Taf. 151
„ 6. Stele eines Jünglings . . . . . „ 1032, Taf. 204
„ 7. Grabrelief eines Jünglings . . . . . „ 622, Taf. 121
„ 8. Stele der Mika und des Dion . . . . „ 157, Taf. 48
„ 9. Stele der Hegeso . . Collignon, Griech. Plastik II, Taf. IV
„ 10. Stele einer Frau . Conze, Attische Grabreliefs 322, Taf. 80
„ 11. Stele der Polyxene . . . . . ebendas. 284, Taf. 66
„ 12. Grabmal einer Frau . . . . . „ 572, Taf. 115
„ 13. Grabmal einer Frau . . . . . „ 320, Taf. 78
„ 14. Dexileos-Monument, ergänzt
A. Brueckner, Friedhof am Eridanos, Abb. 34
„ 15. Grabmal des Dexileos
Conze, Attische Grabreliefs 1158, Taf. 248
„ 16. Grabrelief eines Kriegers . . . . . ebendas. 1153, Taf. 247
„ 17. Stele der Brüder Agathon und Sosikrates „ 1535, Taf. 319
„ 18. Stele des Artemidoros . . . . . „ 1575, Taf. 333

Nichts erscheint dem Menschen so selbstverständlich, als leben und atmen zu können im heiteren Lichte des Tages. Um so rätselvoller und grauenhafter ist es ihm, wenn des Todes dunkler Schatten sich darüber breitet. Die Nacht bricht herein, die allem ein Ziel setzt. Unerforschlich bleibt es, wohin das Leben aus dem eben noch aufrecht wandelnden, jetzt kalt und gefühllos gewordenen Körper entschwunden ist. Aber zu dem schmerzlichen Gefühl des Verlustes gesellt sich der Gedanke, daß zugleich mit dem Tode nicht alles aus sein kann. Je höher im Laufe der Entwicklung der Wert eines Menschenlebens steigt, um so reiner und klarer bricht diese versöhnende Vorstellung aus dunklen und verworrenen Ahnungen sich siegreich Bahn. Der Tote, dessen vergängliches Teil der Erde zurückgegeben ward, kann in Wahrheit gar nicht gestorben sein: er ist den Seinen, in deren Mitte er bisher lebte, nur entrückt. Von ihnen getrennt, führt er fortan ein anderes Dasein, als es war, solange noch sein unsterbliches Teil, die Seele, im Banne des Leibes gefangen war.

Im Anblick des Todes, über ihn hinaus, erfassen den Menschen zum ersten Male die ahnungsvollen Schauer der Ewigkeit. In diesem Glauben gewinnt die Seele des Abgeschiedenen übernatürliche Kräfte: an Ort und Zeit nicht gebunden, kann sie zurückkehren zur Stätte ihrer früheren Existenz. Dort stiftet sie Schaden oder Segen, je nach ihrer Laune und nach der Gesinnung der Überlebenden. Daher bringen diese der Seele Opfer dar, um sich ihre Huld oder die Ruhe vor ihr zu sichern. Das Blut der über dem Grabe geschlachteten Tiere oder Menschen lockt die gierige Seele, die der Opfernde feierlich ruft, herbei: dieses trinkend, wird sie versöhnt. Noch bei Homer sind deutliche Spuren dieser uralten Vorstellung nachzuweisen. Überreich ist die Fülle der Opfer, die Achilleus bei der Bestattung des Patroklos darbringt. Pferde, Hunde, zahlreiche Schafe und Rinder werden geschlachtet; in Strömen rinnt das Blut der zwölf von ihm getöteten Jünglinge, Krüge mit Öl und Honig setzt er rings um den Scheiterhaufen. Um den brennenden aber schreitet Achilleus, aus goldenem Becher die Weinspende gießend, die ganze Nacht hindurch und ruft mit lauter Klage die Seele des Freundes herbei. Ihr allein gelten die Opfer: von ihrem Blute trinkt sie gierig und findet so erst die ersehnte Ruhe. Wie aus ferner, längst vergangener Zeit ragt noch ein überlebender Rest der alten, blutigen Sitte in die Zeit homerischen Heldentums hinein, die Menschenopfer sonst verabscheut.

Tieropfer allein treten an ihre Stelle, daneben gießt man Spenden von Milch, Honig oder Wein über dem Grabe aus: mit dem Blute dringen diese in die Tiefe der Erde, in der die Seele ihre Behausung hat. Hand in Hand

damit geht eine andere Vorstellung: die Seele kann nicht Ruhe hinter den Pforten des Hades finden, unstät irrt sie zwischen Ober- und Unterwelt umher, solange nicht der Leichnam in kühler Erde bestattet ist. Ist dies geschehen, so bleibt ihr zwar die Rückkehr zur Oberwelt für immer versperrt, aber es würde sie kränken, sie müßte darben, würde man ihr die schuldige Ehrung der Opfer versagen.

Es hat zweifellos einer langen Entwicklung bedurft, ehe der Mensch zu der Erkenntnis gelangte, daß er in dem Kult der Toten, in der Heilighaltung und Pflege der Gräber seiner Lieben zugleich sich selbst ehre. Erst aus diesem sittlichen Grunde erwächst die wahre Pietät gegenüber den Vorfahren. In diese reinere Sphäre des Glaubens emporgehoben, ist der Tote nunmehr der in Wahrheit Verklärte geworden: von allem Leid und allen zeitlichen Gebrechen für immer befreit, lebt er in den Gefilden der Seligen fortan ein höheres und schöneres Leben, als er hienieden je gekannt, er ist zum Heros geworden. Ihm werden wie einem Gotte die Opfer dargebracht, deren ehemals wilde und rohe Sitte durch die Veredelung des Glaubens schließlich verschwindet: die blutigen Opfer hören ganz auf. Wie aber dem Gotte nur in seinem heiligen Bezirke die Verehrung erwiesen werden kann, so ist ein Kult des Toten nur an seinem Grabe möglich. Hierhin kommen die Hinterbliebenen zusammen, hier gedenken sie am liebsten des teuren Entschlafenen. Über seinem Grabe schütten sie den Hügel auf, errichten sie das steinerne Mal, das sie mit bunten Binden oder Blumen schmücken und um das sie die Krüge mit den flüssigen Opfergaben stellen. Frommen Sinnes suchen sie sich selbst und späteren Geschlechtern das Bild des Lebenden zu erhalten, indem sie ihn auf der marmornen Stele darstellen, wie er im Leben war oder wie er den Tod erlitt, durch den sein Name im ehrenden und liebenden Gedächtnisse der Mit- und Nachwelt als leuchtendes Vorbild weiterlebt.

Von solchen Vorstellungen, wie sie hier nur in einigen Grundzügen kurz angedeutet sind, muß man ausgehen, wenn man die Anlage und Ausschmückung eines attischen Friedhofes der klassischen Zeit, sowie die dort geübte Sitte des Totenkultus verstehen will. So stark die christlichen Vorstellungen von Tod und Unsterblichkeit durch die der Antike beeinflußt sind, so scharf trennen sie sich doch anderseits von ihnen. Das gilt auch für den Platz, der für Anlage eines Friedhofes gewählt wird. Der christliche Gottesacker ist die Stadt der Toten, von der der Lebenden scharf geschieden. Hier herrschen der Frieden und die Ruhe, die der Lärm und die Unrast des Alltags nicht mehr stören sollen. Ganz anders ist die antike Weise. Zwar muß auch nach ihr der Tote außerhalb der Stadt beigesetzt werden, denn seine Nähe wirkt befleckend: aber die Gräber sind unmittelbar an den belebtesten Straßen und Wegen angelegt. Hier, wo das lärmende Treiben des Tages vorüberbraust, schlummern die Toten und nehmen so mit Kindern und Kindeskindern, die im Lichte weiter wandeln dürfen, an allem noch teil. Wo dort die Welle des Lebens ebbend Halt macht, umspült sie hier mit kräftigem Schlage die Stätte der Abgeschiedenen.

Der uns seltsam anmutende Brauch findet seine einfache Erklärung. Im Gegensatze zu der traditionellen Auffassung des Christentums ist der antike Glaube vorwiegend Diesseitsreligion. Er weiß nichts von einem irdischen Jammertal, durch das der müde Pilger seines unvollkommenen Lebens vorgeschriebene Bahn vollendet, bis der himmlischen Glückseligkeit reine Freuden ihn erlösend umfangen. Froh und heiter des lieben Lebens in Licht und Glanz der Sonne sich zu freuen, ist ihm selbstverständliches Bedürfnis, ehe Charons stiller Nachen ihn zur verhaßten Pforte des grauen Schattenreiches bringt. Nur durch die Vorstellung von der Vergeltung im Jenseits, im Mysterienglauben, erhält diese auf harmlos frohen Genuß des Lebens berechnete Religion einen stark asketischen Einschlag, dessen deutliche Nachwirkung auf die christliche Weltanschauung außer Zweifel steht. Die Auffassung aber, nach der das Leben auf dieser kummervollen Erde nur eine Prüfung und Vorbereitung für das wahre Leben in der Ewigkeit sei und darum weniger Wert besitze, diese weltflüchtige Lehre, wie sie das Christentum in seiner überlieferten Gestalt enthält, kennt der antike Glaube nicht. Wie der heilige Bezirk des Gottes freien Raum läßt zur Befriedigung der Bedürfnisse, die Freude am Leben und das Gefühl körperlicher Kraft und Gesundheit erwecken, so nimmt auch in den Augen des Hellenen die unmittelbare Berührung mit dem Leben dem Friedhofe nichts von seiner Heiligkeit.

Bevor wir aber auf die Grabsteine selbst eingehen, ist es nötig, die Anlage zweier attischer Friedhöfe aus klassischer Zeit näher kennen zu lernen. Es sind dies der weltberühmte Friedhof am Eridanos, in der Nähe des Dipylon (Doppeltor), und der zwischen diesem Tor und der Akademie ehemals gelegene Staatsfriedhof. Dem ersten dieser beiden Friedhöfe gehören jene wunderbaren Grabdenkmäler an, die teils heute noch auf ihrem alten Platze stehen, teils eine Hauptzierde des Athenischen Nationalmuseums bilden. Wer sie dort geschaut, hat das als ein glückliches Ereignis seines Lebens mit inniger Dankbarkeit empfunden. Denn das stille Walten hehren Gottesfriedens, der von diesen redenden Steinen ausströmt, läßt das Herz im Innersten erbeben. Es hat dieser Friedhof nicht seinesgleichen.

Zu ihm wollen wir jetzt unsere Schritte lenken. Er lag an der Nordwestecke des alten Athen seit Themistokles, ihn umgeben Straßenanlagen und Häuser im westlichen Teile der modernen Stadt. Seine Entdeckung führte ein Zufall herbei.

Es war Anfang Mai 1863, als an dieser Stelle ein Sandfahrer seinen Karren füllte. Denn der Sand lag hier hochgeschichtet. Er mochte etwa einen Meter tief gegraben haben, als sein Spaten auf etwas Hartes im Boden stieß. Beim Weitergraben tauchte ein kunstvolles Marmorgebilde auf: die Palmettenkrönung von der Stele der Brüder Agathon und Sosikrates aus Herakleia (am Pontos), die heute noch aufrecht inmitten des Familiengrabes steht. Mit der Umsicht und Energie, die alle ihre Unternehmungen auszeichnet, griff rasch

die Griechische Archäologische Gesellschaft ein. In zwei Ausgrabungen, denen von 1863 und 1870, wurde dieser einzige aus klassischer Zeit uns noch erhaltene Friedhof von ihr zum großen Teile bloßgelegt. Ihr in erster Linie verdanken wir diesen über alles köstlichen Besitz. Weitere Grabungen, von derselben Seite unternommen, haben dann, mit geringen Unterbrechungen, in den Jahren 1871 bis 1884, ferner 1890, 1896 stattgefunden. An diese schlossen sich 1907 weitere, von Alfr. Brueckner geleitete, zwar nur kurze, aber erfolgreiche Grabungen, die für die Dauer eines Jahres 1909 wieder aufgenommen worden sind. Die Ergebnisse dieser zweiten Grabung sind zwar noch nicht veröffentlicht, doch läßt sich durch die zahlreichen vorhergehenden bereits jetzt ein einigermaßen deutliches Bild der Gesamtanlage gewinnen.

Sandschichten bis zur Höhe von acht und noch mehr Metern mußten entfernt werden, ehe die Tiefe erreicht war, in welcher der Friedhof erst in späteren Zeiten seines Bestehens, etwa in der frühen Kaiserzeit, lag. Seine ursprüngliche Tiefe liegt um ein beträchtliches noch darunter. Jahrhunderte lang muß also der Friedhof ganz verschollen gewesen sein. Das war sein bester Schutz. Es ist der gleiche Fall wie beim römischen Forum, von dessen Existenz z. B. Goethe nichts weiß, weil es zu seiner Zeit unter Schuttmassen noch ganz verdeckt lag.

Wenden wir uns indessen den Zeiten zu, denen dieser Friedhof seine Entstehung nachweislich verdankt.

Es war im Jahre 479 v. Chr.: der persische Angriff war siegreich abgeschlagen; Hellas, aus furchtbarer Gefahr errettet, durfte wieder frei aufatmen. Athen freilich, das am meisten zu leiden gehabt hatte, war nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Wie es die Seele des Freiheitskampfes gewesen war, so griff auch jetzt der unermüdliche Themistokles das neue Friedenswerk mit starker Hand an. Wenige Monate nach dem Abzuge der Perser war das Erstaunliche getan: der feste Mauergürtel war um die neue, bedeutend vergrößerte Stadt gezogen. Wie der Phönix aus der Asche stieg aus Brand und Schutt verjüngt die neue Stadt zu ungeahntem Glanze empor. Der Mauerbau des Themistokles setzt die Anlage des Friedhofes am Eridanos voraus.

An der Nordwestecke des Themistokleischen Mauerrings liegen zwei starke Torbauten: das Heilige Tor, östlich davon, nur 60 m entfernt, das Dipylon. Denn hier war die verkehrreichste Stelle des gesamten Stadtgebietes. Vom Dipylon gingen zwei Straßen aus: nach Nordnordwest führte ein Weg zur Akademia, nach Südwest zu in scharfem Bogen wandte sich die Straße, die Athen mit dem Hafen des Peiraieus verband. Diese ging zur Rechten eines kleinen Gewässers, des Eridanos, der beim Heiligen Tore aus der Stadt trat und in einem Bogen die kleine, nur etwa 7 m hohe Kuppe umfloß, auf der heute die Kapelle Hagia Triada (Heilige Dreifaltigkeit) liegt. Beide müssen eine Strecke lang parallel verlaufen sein. Am Heiligen Tore dagegen begann die Straße, auf der alljährlich die große Prozession nach Eleusis sich bewegte: längs dem Eridanos hinführend, überschritt sie diesen etwa 100 m unterhalb, trat auf sein rechtes Ufer und zog dann, die Hafenstraße kreuzend, nach Nordwest

THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

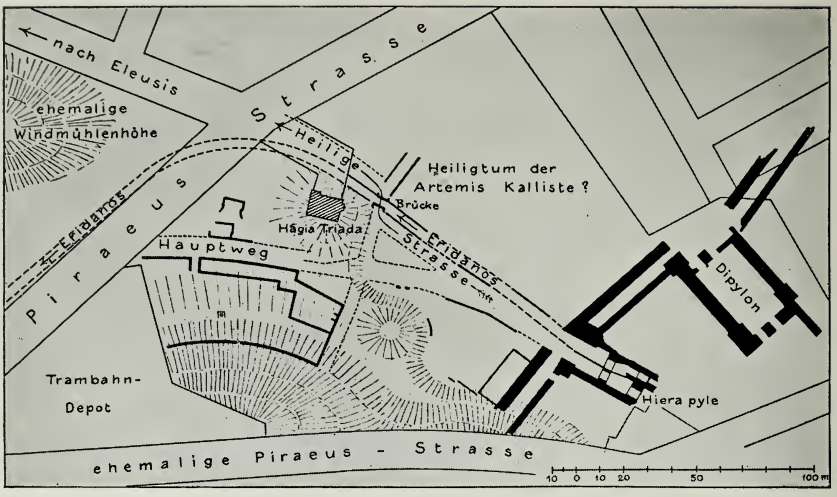


Abb. 1. Lageplan

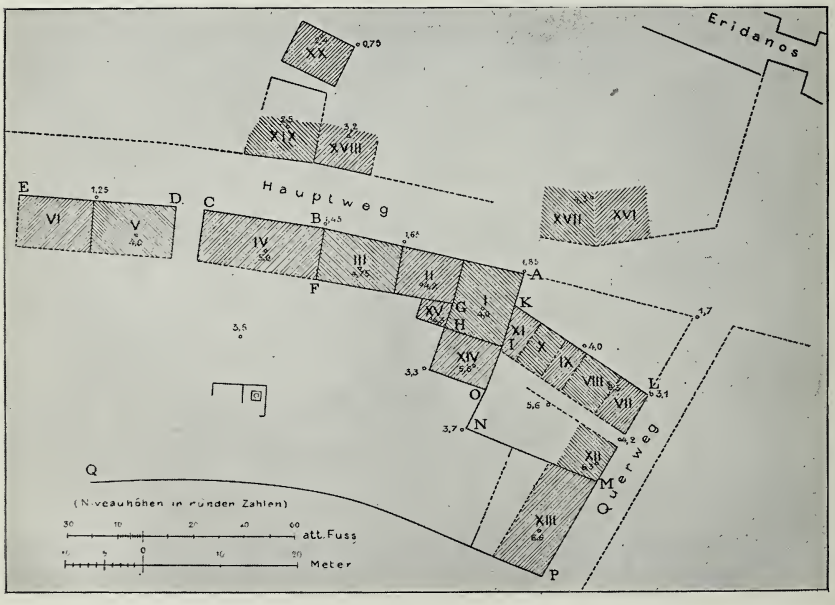
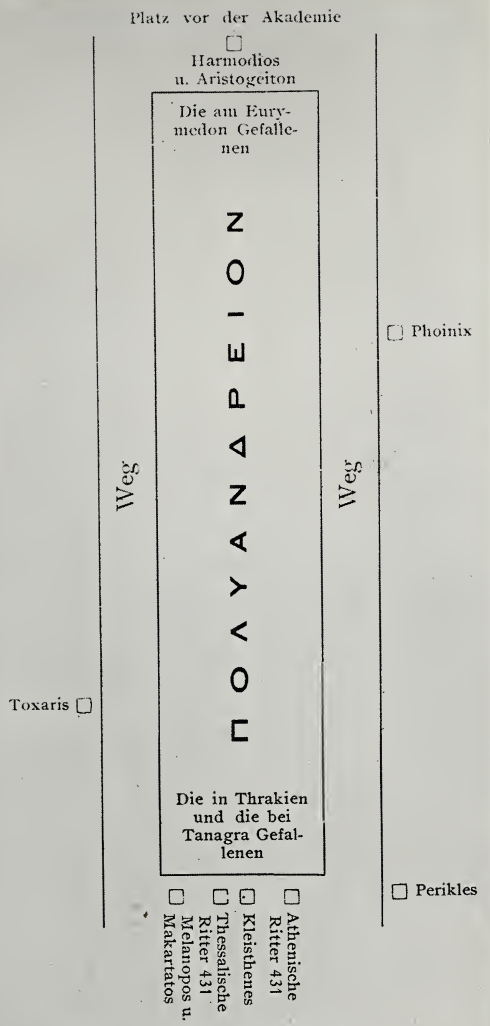


Abb. 2. Die Einteilung des Friedhofes im 4. Jahrh. v. Chr.



Schema zum Grundriss der Staatsgräber.

Abb. 3.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

weiter. In diesem vom Eridanos und den beiden Landstraßen umschlossenen Gebiete, das durch den Themistokleischen Mauerbau zum eigentlichen Vorland der Stadt geworden war, lag der Friedhof (vergl. Abb. 1). In seinem südlichen Teile wird er begrenzt durch einen Höhenzug. Obgleich dessen Erhebung über der Sohle des Tales nur 10 m beträgt, so gewährt er doch einen freien Umblick nach Norden bis zum Passe von Eleusis. In dieser Richtung senkt er sich bis zur Rinne des Eridanos in einer Strecke von etwa 100 m. An seiner Ostseite, gegen die Stadtmauer hin, steiler abfallend, erhebt er sich an der Stelle der Hagia Triada, kurz vor dem Bachbette, noch einmal zu einer niedrigeren Kuppe, so zwischen beiden Erhöhungen eine geringe Mulde lassend. „Erhebungen, bescheiden und doch groß und abwechslungsvoll genug, um Terrassenanlagen und Grabdenkmäler zu voller und reicher Wirkung zu bringen." Nach Westen hin fällt das Gelände zum Unterlaufe des Eridanos sanft ab.

Bereits in archaischer Zeit scheint der Platz als Friedhof benutzt worden zu sein: in welcher Ausdehnung, läßt sich zurzeit noch nicht genau übersehen. Eigentliches Neuland kann die Stelle also nicht genannt werden, aber die planmäßige Anlage dürfte erst um die Wende des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. erfolgt sein. Bis in spätchristliche Zeit hinein ist ihre ständige Benutzung nachzuweisen, aber ungleich ist ihre Geschichte, im engeren Rahmen ein Abbild der wechselvollen Ereignisse, die über Athen hingezogen sind.

Bei der Hagia Triada und wahrscheinlich in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer, zur Linken des Heiligen Tores, sind mehrfach Stelen des 5. Jahrhunderts gefunden worden. Die hier Bestatteten stammten aus Städten, zu denen Athen zur Zeit des delisch-attischen Seebundes in nahen Beziehungen stand. Es scheint demnach, als ob diese Stelle des Friedhofes in der genannten Zeit für Gräber in Athen verstorbener Bündner vom Demos (der Gemeinde) vorgesehen war. Zwei solcher Grabstelen stehen, in Pfeilschußweite vom Heiligen Tore entfernt, noch heute an ihrem alten Platze dicht nebeneinander. Die ältere der beiden, die Grabstele des Pythagoras aus Selymbria an der Propontis, stammt, nach den Buchstaben ihrer Inschrift zu schließen, etwa aus dem Jahre 460 v. Chr.; die jüngere, die zweier Gesandten aus Kerkyra (Korfu), ist während der Erneuerung des Seebundes, etwa 375 v. Chr., gesetzt worden. Wenn also beide ein Zeitraum von ungefähr 80 Jahren trennt, so dürfte das zur Genüge beweisen, daß dieser der Stadtmauer zunächst liegende Teil des Friedhofes im 5. Jahrhundert noch verhältnismäßig wenig benutzt worden ist. Außerdem steht die jüngere der beiden Stelen auf einem gegen die ältere um 80 cm erhöhten Erdboden, ihre Fluchtlinie trifft genau auf die der ausgedehntesten und prächtigsten Gräber des Friedhofes, vor allem der ältesten sicher datierbaren Grabstätte, der des Dexileos aus dem Jahre 394 v. Chr. Es setzt also die eigentliche Anlage des Friedhofes eine inzwischen erfolgte stellenweise Erhöhung des Bodens voraus.

Wie zu dieser Zeit der Friedhof in seinem mittleren Teile aussah, zeigt Abb. 2. Vom Heiligen Tore ausgehend, durchzog ihn in der Hauptrichtung nach

Westen, in einem flachen nach Süden zu geöffneten Bogen der Hauptweg. Dieser stellt die Achse der gesamten, nach einem einheitlichen Plane durchgeführten Anlage dar. Als solche ist sie sorgfältig der rundlichen Form des Hügels angepaßt. Ihre Breite betrug etwa 8 m. Eine Fahrstraße ist dieser Weg nie gewesen. Denn da das Niveau seines Südrandes um rund 80 cm (also im Verhältnis von 1 : 10) über das des Nordrandes sich erhebt, so lag der Damm — dem Abfall des Hügels nach Norden zu entsprechend — an der Bergseite beträchtlich höher als an der Talseite. Die Breite des Weges entsprach im Durchschnitt der Front der einzelnen Grundstücke: eine Ausnahme davon macht Nr. IV des Planes. Dies zeigt die doppelte Frontlänge. Der Grund ist unschwer zu erkennen: da hier der Mittelpunkt des Hauptweges war, so sollte er besonders hervorgehoben werden. Diese Tatsachen weisen auf eine Gleichartigkeit der gesamten Anlage hin, die wir uns ohne die planmäßige Tätigkeit einer Friedhofsverwaltung gar nicht denken können. Aber diese ist noch weitergegangen. Die Wege, welche die Gräberbezirke der Familien trennten, waren als Hohlwege angelegt. Damit hängt zusammen, daß der Ausbau der einzelnen (bis zu der Höhe der beiden die Talmulde einschließenden Hügel) hinaufreichenden Grundstücke durchgängig in der Form von Terrassen ausgeführt worden ist, die sich gefällig dem Gelände anpaßten und ihre Stützmauern dem Wege zukehrten. Diese wurden gleich bei der Anlage der Hohlwege aus Bruchsteinen aufgeführt und stellten so zugleich die Begrenzung der einzelnen Grabterrassen dar. Jeder sich ankaufenden Familie wurde der Ausbau der einzelnen, in dieser Weise bereits vorbereiteten Terrassen, deren Parzellierung damit unmöglich gemacht war, von seiten der Friedhofsverwaltung zur Pflicht gemacht. Die nur provisorische, geböschte Mauer aus Bruchsteinen verschwand nun hinter einer sorgfältig gefügten Stützmauer aus schönen Quadern oder Polygonalsteinen, die auch die Flanken der einzelnen terrassierten Grabstellen umfaßte.

Aber damit noch nicht genug: um nicht durch eine Lücke die schöne Wirkung des Ganzen zu beeinträchtigen, mußten die Fronten der Grabanlagen sich fest zusammenschließen; die einzelnen Terrassen waren also nur von der Hinterseite her zu betreten. An zwei Stellen ist dieser Zugang noch zu erkennen, an dem den vorderen Teil des Friedhofes durchziehenden, gleichzeitig mit ihm angelegten Querweg, zwischen VII und XII, und im Hauptweg zwischen IV und V. Bei diesem ausgeprägten Empfinden für die schöne Form war es selbstverständlich, daß die einzelnen in derselben Flucht liegenden Terrassen die sorgfältig durchgeführte gleiche Höhe auch bei ihrem zeitlich mitunter weit auseinanderliegenden Ausbau beibehielten. So zogen sich die Frontkanten der nebeneinander liegenden Familiengräber als wohlgefällig gleichlaufende Linien längs den Hohlwegen hin, soweit nicht das ansteigende Terrain oder andere Rücksichten eine Ausnahme davon erheischten. Die Stelen und Reliefs bis unmittelbar an die Frontkanten vorzurücken, wäre unschön gewesen; sie sind daher meistens ein wenig zurückgesetzt: die Oberkante der Stützmauern ist

mit Stirnziegeln verkleidet, dahinter steht das Erdreich ein wenig an. Damit war der Boden zu einem Beete gegeben, auf dem vor den Denkmälern sich der Pflanzenwuchs entfalten konnte, dessen Blätter über den Rand der Stützmauern sich rankten. Als Gräberschmuck dieser Art scheint der Akanthos besonders beliebt gewesen zu sein: dahinter erhoben sich dann die Grabsteine, die teils über den Gebeinen der Bestatteten, teils vor ihnen standen. Was so als schmückendes Band um die Grabstätte in natürlicher Entwicklung sich legte, das kehrte in plastisch nachgebildeter Form auf den Spitzen der Grabstelen wieder.

Die Rückseiten der Grabdenkmäler sind sehr häufig nur oberflächlich bearbeitet, stellenweise ganz rauh gelassen, während Vorder- und Seitenflächen sorgfältig geglättet sind: sie waren also lediglich als Schaufronten gedacht und somit darauf berechnet, nur von vorn gesehen zu werden. Das ist ausgesprochen südländische Weise. Während wir uns zum Troste und zur Erbauung die Bilder unserer Lieben auf ihrem Grabe errichten, verbindet sich auf dem attischen Friedhofe mit diesem Empfinden das Bedürfnis nach Schaustellung. Hierin ähnelt dieser dem heutigen italienischen Friedhofe. Freilich: was hat dessen hohler und kalter Prunk mit dem warmblütigen und seelenvollen Empfinden des antiken zu schaffen? .... Nun wird auch die Anlage der Hohlwege in diesem verständlich: durch sie wird die beabsichtigte Schauwirkung erst wirklich erreicht. Wenn man bedenkt, daß die Stützmauern der Terrassen sich 2 m hoch erhoben, daß die Bekrönung der Grabstelen eine Höhe bis zu 7 m über dem Boden des Weges erreichte, so kann man sich einen Begriff von der Großartigkeit dieser Friedhofsanlage machen. Jede Eintönigkeit war dabei auf das glücklichste vermieden.

In letzter Linie war die Wirkung der Anlage auf die Ferne berechnet. Wer aus dem Heiligen Tore heraustrat, der sah vor sich die Kuppe, auf der heute die Hagia Triada steht. So lag es nahe, die Ungleichheit des Geländes in möglichster Breite zum Terrassenaufbau der Gräber auszunutzen. Und wer von der Heiligen Straße her zur Stadt kam, dem trat das Planvolle der Anlage noch sichtbarer vor Augen. Jenseits des Eridanos zogen sich in abgestuften Erhebungen die Reihen der hell schimmernden Marmordenkmäler vom Talgrunde bis zur Höhe des Hügels in sanften, aber wohlberechneten Linien und ließen so auch die weiter abgelegenen Terrassen im strahlenden Sonnenlichte zur vollen, beabsichtigten Geltung kommen. Zweifellos hat diese südliche, höher gelegene Seite des Friedhofes als die bevorzugte gegolten.

Als die Stadt der Toten ahmt der Friedhof die der Lebenden nach: man ist versucht, seine Terrassenanlage mit der anderer Städte, wie der des Peiraieus, zu vergleichen.

Schon bald nach seinem Entstehen und späterhin hat der so geschaffene Friedhof manche Veränderung erlebt und manches erleiden müssen. Vor allem wurde das Niveau der Wege mehrfach erhöht: ein Beweis für seine starke Benutzung. Es lohnt sich nicht, das hier im einzelnen zu verfolgen. Es kamen

die Zeiten des Verfalls: die großen Geschlechter, deren Vorfahren am Eridanos bestattet waren, starben aus. Athen sank zu einem Schatten seiner früheren Größe herab. Die Zahl der Einwohner wurde immer kleiner, die Gräber verödeten mehr und mehr, da niemand sich ihrer annahm. Auch die Kriege, in die Athen trotz seiner Schwäche hineingerissen wurde und die sich zu einem Teile unmittelbar vor seinen Mauern abspielten, hinterließen am Friedhof ihre Spuren.

Aber selbst das war noch nicht das schlimmste. Der herrliche Gräberschmuck, um den sich niemand mehr kümmerte, lockte die Sammler von Kunstschätzen herbei, die schon damals ihr eifriges Unwesen trieben. So wird manches Stück in die Museen der Fürsten Asiens und Ägyptens, in die Villen der römischen Großen gewandert sein. Das Beispiel, das der berüchtigte Verres gab, hat manchen Nachahmer gefunden: nur trieb dieser es zu toll und jenen konnte niemand den Raub wehren. Grabschänderische Hände auch anderer Art entweihten die Stätte. Der Friedhof war zum Steinbruch geworden. Die schönen Quadern der Terrassenverkleidung, die sorgfältig geglätteten Plattenwände der Grabkapellen, die metallenen Klammern lockten viele herbei, die das gebrauchsfertige Material hier in reicher Fülle fanden. Im Gegensatz zu den anderen gingen sie an den Bildwerken gleichgiltig vorbei oder warfen sie kurzerhand von ihren Piedestalen herunter. Solche Beraubung der Familiengräber geht stellenweise bis auf die Fundamente hinab. Sie haben gründliche Arbeit verrichtet.

Aber es kamen für den Friedhof auch bessere Zeiten. Das war etwa um Christi Geburt. Pietätvolle Hände sammelten, was noch zu retten war, und richteten die zerstörten Grabmäler notdürftig wieder her. Daß bei dieser Wiederherstellung öfters Material den nächstgelegenen Grabbezirken entnommen wurde, daß bisher unversehrte Bildwerke dabei zugrunde gingen oder doch wenigstens beschädigt wurden, muß man dem lobenswerten Zwecke, dem dies galt, zugute halten. Der Hauptweg des Friedhofes wurde mit einem weißen Estrich überzogen, der etwa 2 Meter über dem Boden aus der Zeit um 400 v. Chr. lag.

Wie kam aber die 5 bis 6 m hohe Sandschicht hierüber, die, noch bis zum Jahre 1863 die Stätte zudeckend, das köstliche Geheimnis den Blicken verbarg? Der Hellene tastet kein Grab an. Um den Friedhof, von dessen starker Benutzung bereits die vorhergehenden Jahrhunderte zeugen, weiter verwenden zu können, wurden die früheren Gräber mit immer neuen Schichten verdeckt und in diese die Toten der nachchristlichen Jahrhunderte gebettet. Was darunter lag, blieb unversehrt: so entspringt diese merkwürdige Sitte der frommen Scheu vor fremden Gräbern. In diese schnell wachsende Schicht versanken die Bildwerke Stufe um Stufe, als eines der letzten die hohe Stele der Herakleoten.

So wurde es hier stiller und stiller. Aber das Ende all dieser Herrlichkeit war eigentlich schon längst gekommen. Im Jahre 317/6 v. Chr. hatte Demetrios von Phaleron das Gebot erlassen, wonach die kostspieligen Terrassenanlagen

bei Strafe verboten wurden. An Stelle der schönen, hohen Reliefs traten kleine, bescheidene: die glatte Marmorplatte der Trapeza (des Grabtisches) oder das nicht über drei Ellen hohe runde Säulchen. Die beiden letzten waren bisher auf Gräbern von Sklaven verwandt worden, denen die Ehre der Bestattung im herrschaftlichen Familienbezirke zuteil geworden war. Nun sollte zur Vermeidung alles Prunkes, der bei dieser kostbaren Grabausstattung entfaltet worden war, die schlichte Zier fortan für beide die gleiche sein, wie der Tod sie einander gleichgemacht hatte. Es war ein brutaler Eingriff in die reiche Entwicklung der attischen Friedhofskunst und zugleich ihre Todesstunde.

Mit Ausnahme des vom Demos für die Ehrengräber beanspruchten Teiles trägt die Grabstätte durchaus den Charakter eines Privatfriedhofes, über den der Staat das Aufsichtsrecht sich natürlich vorbehielt. Auf wessen Anlaß die Anlage entstand, etwa von seiten eines der zahlreichen in Athen nachweisbaren Kultvereine, dem auch Fremde beitreten konnten, vermögen wir zurzeit noch nicht zu beantworten.

Der eigentliche Staatsfriedhof von Athen liegt in unmittelbarer Nähe. Vom Dipylon ausgehend (vergl. A b b. 1) erstreckte er sich in einer Ausdehnung von etwa $1^1/_2$ km in nordnordwestlicher Richtung bis zur Akademie. Auch er lag also unmittelbar an dem belebtesten Tore der Stadt, und auch für seine Anlage bildet demnach der Mauerbau des Themistokles die notwendige Voraussetzung. Aber er ist der nachweislich bedeutend ältere der beiden größten und schönsten Friedhöfe Athens.

Während der erbitterten Kämpfe, welche die Athener 475 v. Chr. in Thrakien zur Vertreibung dort zurückgebliebener persischer Garnisonen führten, hatte Kimon, der damalige Leiter Athens, auch die Insel Skyros erobert und auf dieser die Gebeine des Theseus, des athenischen Stadtheros, entdeckt. Was lag näher, als daß diese jetzt in seine Heimat zurückgebracht wurden? Sie wurden in dem ihm geweihten, schon lange bestehenden Bezirke, dem „Theseion", beigesetzt. Es lag vermutlich auf der Südostseite des Staatsmarktes, am nordwestlichen Abhange der Burg, seit dem Bau der neuen Mauern also innerhalb der Stadt. Die Überführung der Gebeine des Theseus gab den eigentlichen Anstoß zur Anlage dieses Staatsfriedhofes und zugleich zu eigenartigen Feiern, in denen fromme Ehrfurcht wie das stark ausgeprägte Stammesgefühl Athens zur Zeit seiner höchsten Blüte in imponierender Weise sich kundgibt.

Auf diesem Friedhofe fanden alle die Braven ihre letzte Ruhestätte, die den Heldentod für das Vaterland gestorben waren. Ein gemeinsames Grab umschloß ihre Gebeine: hatten sie doch alle in gleicher, selbstloser Hingabe ihre Pflicht erfüllt. Aber neben den Massengräbern, die jeweils für die Verluste eines Jahres dort angelegt wurden, erhielten auch die Gefallenen der Bundesgenossen, die auf Grund besonderen Vertrages mit dem athenischen Aufgebot in den Krieg gezogen waren, daneben ihr Grab. Die schöne Sitte entspringt dem gleichen menschlichen Mitgefühl, das Isokrates im Panegyrikos seiner Stadt nachrühmt. Wie Athen von jeher der gastlich sichere Hort der Bedrängten

und flüchtig Umherirrenden gewesen war, so gönnte es an der Seite seiner toten Krieger auch denen ein Grab, die Schulter an Schulter mit ihnen seines Reiches Herrlichkeit hatten begründen und sichern helfen.

Das war indessen nicht die einzige Art von Sondergräbern. Davon getrennt wurden Gräber auch einzelnen teuren, besonders rühmlich Gefallenen von seiten ihrer Standesgenossen errichtet. Dies gilt für die wohlhabenderen Ritter. Solche Stiftungen werden auch für alle jeweils Gefallenen dieses Standes von seiten der gesamten Ritterschaft oder auch von denselben Mitgliedern einzelner Phylen, die in einem Feldzuge besonders empfindliche Verluste erlitten hatten, ihren toten Kameraden gemacht. Diese Doppelheit der Ritterdenkmäler ist besonders merkwürdig. In der Natur solcher Gräber lag es, daß sie im Gegensatz zu den einfacheren Massengräbern prächtigeren Schmuck aufwiesen, sowie daß sie Kenotaphe waren. Denn die Gebeine befanden sich ja im gemeinsamen Staatsgrabe.

Es widersprach den Zwecken dieses schönen Friedhofes nicht, daß auch um die Stadt verdiente Männer, die nicht auf dem Schlachtfelde gefallen waren, der Ehre einer öffentlichen Bestattung daselbst gewürdigt wurden. So war diese Stätte ein wahrhaftes, einziges Pantheon. Denn die man dort gebettet hatte, sie alle waren ja als der Verehrung geweihte Heroen zur Ewigkeit in das Land der Seligen eingegangen, dort freudig begrüßt vom lieben Ahnherrn, der Zeit ihres Lebens ihr Vorbild gewesen war und der sie nun an seiner Seite zum heiteren Genusse eines ungetrübten Daseins willkommen hieß. Die fast nüchtern schlichten Stelen aber, die sich über den Gräbern mit der Front dem Wege zu als einziger Marmorschmuck erhoben, enthielten die Namen der so Geehrten; dem war in gebundener, epigrammatischer Rede beigefügt, wer sie gewesen, wo und wie sie den Tod erlitten: so wurde zu Nutz und Frommen der Nachfahren ihr Lob in schlichten Worten verkündet. Das war die gute und edle Sitte aus der Zeit der Freiheitskriege. Oft genügte die einzelne Stele nicht für die Totenlisten. Wenn so herbe Verluste erfolgten, wie bei der verhängnisvollen sizilischen Katastrophe, dann reihte sich Stele an Stele, jede der zehn Phylen nebeneinander: schier endlos standen auf ihnen die Namen der Toten. Sie alle zeigten der heranwachsenden Jugend, daß das Leben nicht der Güter höchstes ist. Navigare necesse est, vivere non est necesse! Aber mit dieser stummen Mahnung an die, in deren Händen die Zukunft des Staates lag, hat es der athenische Demos nicht bewenden lassen.

Die planmäßige Anlage des Friedhofes erweist ihre Einheitlichkeit und den Geist, aus dem sie entstand. Pausanias der Perieget hat sie in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Christus in der ihm eigenen, mehr allgemein gehaltenen Weise beschrieben. Daß zu dieser Zeit die Grabdenkmäler bereits stark gelitten hatten, daß sie zu einem Teile bereits unter Erdschichten verdeckt lagen, erwähnt der ihm zeitlich nahestehende Schriftsteller Lukian. Es zeigt sich also hier dasselbe Bild der Zerstörung, wie es beim Friedhof am Eridanos sich hat beobachten lassen. Die vorhandenen Quellen genügen, um ein allgemeines Bild der Anlage wiederzugewinnen (Abb. 3).

Auf der der Stadt zugekehrten Seite des Friedhofes lag das Grab des Kleisthenes, des Reformators der Stadt und Schöpfers der zehn Phylen. Er hat dem athenischen Staate das dauernde demokratische Gepräge gegeben. Wie dieses von den übrigen, dahinter befindlichen Anlagen abgesondert und so hervorgehoben, befand sich gegenüber, auf der Seite der Akademie, das Grab des Harmodios und Aristogeiton, der Tyrannenmörder. Sie waren durch ihre kühne Tat die eigentlichen Begründer der Demokratie geworden. In dieser Gegenüberstellung spricht sich die Idee des Ganzen deutlich genug aus. Ferner ist anzunehmen, daß die Gräber der in den einzelnen Feldzügen Gefallenen dicht beieinander lagen oder doch wenigstens durch ihre räumliche Verteilung in innere Beziehung zueinander gesetzt waren. Zu beiden Seiten von Kleisthenes' Grab befanden sich die Gräber der 431 gegen die Lakedämonier gefallenen athenischen und thessalischen Ritter. Zuvorderst unter den Massengräbern lagen die 475 in Thrakien Gefallenen, am entgegengesetzten Ende, dem Grabe der Tyrannenmörder zunächst, die in der Doppelschlacht am Eurymedon (465) Gefallenen. In dieser scharfen Gegenüberstellung spricht sich deutlich der kimonische Charakter der gesamten Anlage aus. Neben dem thrakischen Denkmal müssen, unter Voraussetzung hierzu genügender räumlicher Breite, die Toten von Tanagra (457) geruht haben. Der tanagräischen Gräber lassen sich nicht weniger als fünf nachweisen. Außer diesem gemeinsamen Grabe der Athener das der ihnen verbündeten Kleonäer und Argiver. Ferner die Stele zweier Ritter, die vor dem Massengrabe ihren Platz fand, und schließlich das Grab der gesamten Ritterschaft. Das Epigramm, das auf diesem stand, ist uns noch erhalten (A. P. VII 254). Es ruft den Toten den Gruß über das Grab nach:

Χαίρετ' ἀριστῆες πολέμου μέγα κῦδος ἔχοντες,
Κοῦροι Ἀθηναίων, ἔξοχοι ἱπποσύνῃ,
οἵ ποτε καλλιχόρου περὶ πατρίδος ὠλέσαθ' ἥβην
πλείστοισ' Ἑλλήνων ἀντία μαρνάμενοι.

„Lebt wohl, ihr Helden, mit hohem Kriegesruhm bedeckt, ihr junge Mannschaft der Athener, treffliche Reitersleute, die ihr einst für das anmutige Vaterland eure Jugend preisgabet im Kampfe wider hellenische Übermacht."

Auch das feierliche Zeremoniell der Bestattung kennen wir in der Hauptsache. Des Winters, wenn draußen in Feindesland die Operationen ruhen und von den einzelnen Kriegsschauplätzen die Gebeine der Gefallenen nach Athen gebracht worden sind, dann findet das Leichengepränge statt. Drei Tage vorher werden unter Zelten die Gebeine der Gefallenen zur Schau gestellt: dann bringt jeder seinem Toten eine Gabe, wenn er will. Am Tage des Begräbnisses aber werden sie in zehn Särgen aus Zypressenholz, je einer für die Gefallenen einer jeden Phyle bestimmt, auf Wagen hinausgefahren. Hinter diesen wird eine leere Bahre für die „Vermißten" getragen. Soweit war also schon damals der Totenkult vergeistigt, daß es der Gebeine der Toten gar nicht mehr bedurfte, um ihnen das „Erinnerungsmal" zu errichten. In dem Zuge kann jeder mitgehen, wer will, Bürger und Fremde, auch die verwandten Frauen

gehen bei dem Begräbnisse mit, zur Totenklage. In dem öffentlichen Grabmale werden die Toten alsdann bestattet. Danach hält ein von der Stadt erwählter Mann, der das besondere Vertrauen der Bürgerschaft genießt, ihnen die Lobrede. Zu dem Zwecke ist eine besondere, weithin sichtbare Tribüne errichtet; auf diese begibt sich vom Grabe aus der Redner, damit er von allem Volke gehört werden kann. Hat er geendigt und den Toten den Scheidegruß zugerufen, so spricht er zu den Versammelten: „Jetzt richtet zum Abschied noch eure Klage ein jeglicher an den, den er zu beklagen hat, und gehet heim." So berichtet Thukydides, als er 431 für die in den beiden ersten Jahren des Krieges Gefallenen Perikles die berühmte Leichenrede halten läßt. Das war Brauch von der Väter Zeit her.

Mit der anschaulichen Schilderung dieses Vorganges gewinnen wir zugleich ein deutliches Bild der Örtlichkeit. Im äußeren Kerameikos, dem Töpfermarkte, vor dem Dipylon, sammelt sich der Zug und durchzieht den Friedhof, an dessen der Stadt abgekehrten Ende der Schlußakt der Leichenrede erfolgt. Denn Heimkehr und Klage an dem Grabe der Toten, die zu dem festen Brauche gehören, haben nur dann erst Sinn, wenn dabei auch die Bürger an der ganzen Gräberanlage vorüberziehen und ihren Lieben ein letztes Lebewohl zurufen. Zwischen zwei geräumigen, die oben genannte Strecke entfernten Plätzen muß sich also die gesamte öffentliche Anlage erstreckt haben. Bei ihrem ausgeprägten Charakter ist es ausgeschlossen, daß die einzelnen, in sich so verschiedenen Gräber, die sich dort sicher befunden haben, ohne Wahl und Plan durcheinander gelegen haben können. Vielmehr liegt es nahe anzunehmen, daß die Massengräber, als der angesehenste und wichtigste Teil des Friedhofes, den Ehrenplatz in der Mitte gehabt haben. Wenn dieser so durch seine Lage sich von den anderen heraushob, dann war er zugleich den Versammelten, an die sich die Worte der Leichenrede wandten, deutlich sichtbar vor Augen gerückt. Jene konnten so auch auf die Gräber derer ihre Blicke richten, deren Lob soeben von der Rednerbühne ertönte. Hier also befand sich das Polyandrion, die Massengräber. Wenn ferner berichtet wird, daß die Gräber des Perikles und Phoinix zur Rechten, das des Skythen Toxaris zur Linken des Weges gelegen hätten, so ergibt sich daraus das weitere, daß die Wege auf beiden Längsseiten des Polyandrion sich hinzogen und daß an den äußeren Rändern dieser Wege vorzugsweise die Gräber derer sich befanden, die nicht um ihrer kriegerischen Verdienste willen, sondern aus anderen Gründen dort bestattet worden waren. Der repräsentativen Bedeutung der Anlage entsprechend heben sich die Maße der doppelten Bahnen zu beiden Seiten des Polyandrion im langen Mittelraum über die der gewöhnlichen Landstraßen hinaus. Zu alledem wird auch der Baumschmuck nicht gefehlt haben. Auch hierbei möchte man Kimons Hand erkennen: ähnlich wie er den Markt mit Platanen bepflanzte, die Akademie zu einem prächtigen Park umgestaltete, so werden auch die Gräber des Schattens nicht haben zu entbehren brauchen. Vornehm in ihrer Schlichtheit, planvoll in ihrer Anlage, erweist sich diese Friedhofsstätte als ein Denkmal aus Athens großer Zeit.

Abb. 4. Stele der Mynno (H. 0,59; Br. 0,28)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Abb. 5. Grabmal einer Frau (H. 2,08; Br. 0,70)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Damit ist indessen ihre Bedeutung noch nicht erschöpft. Ihr Grundriß ähnelt sehr dem einer Rennbahn. Wie? Das lärmende Treiben der Wettkämpfe inmitten der Ruhestätte der Toten? Wir müssen mit unseren Anschauungen zurücktreten, wenn wir den völlig veränderten einer früheren Zeit gerecht werden wollen, der frommer Gottesglaube wahrlich nicht gefehlt hat. In den Augen des Atheners ist dieser Friedhof nicht bloß eine Erinnerungsstätte zu Ehren der Toten, sondern wird auch für sehr ideale und wichtige Zwecke der Gegenwart, mehr noch der Zukunft verwendet. Dadurch gewinnt er in seinen Augen noch an Heiligkeit. Den Vorfahren in wackerer und redlicher Gesinnung, aber auch in körperlicher Ausdauer und Kriegstüchtigkeit es gleich zu tun, ist das Streben des attischen Epheben wie des erwachsenen Mannes. Es zu zeigen, bieten die Wettkämpfe Gelegenheit genug, unter ihnen auch die ἐπιτάφιοι ἀγῶνες, solche an den Gräbern.

Im Gegensatze zu der einmaligen Feier der Leichenspiele, wie sie am frisch aufgeworfenen Grabhügel des Patroklos stattfinden, sind jene ein alljährlich wiederkehrendes Fest, denn sie sind an das der „Theseen" angegliedert, wie aus dem Zeugnis der Inschriften hervorgeht. Wie durch diese der athenische Stammesheld, so sollten also bei jenen die durch ihren Opfertod heroisierten Krieger geehrt werden. Der innere Zusammenhang der beiden Feste schließt es also aus, daß die Feier der Epitaphien nur im Anschluß an die jeweilige öffentliche Beerdigung der Gefallenen vor sich ging. Denn wenn am Schluß der Leichenrede, die doch unmittelbar nach der Versenkung der Särge gehalten wird, die Versammelten aufgefordert werden, nach Hause zurückzukehren, so ist die Feier damit zu Ende.

Den Tag der Epitaphien können wir nicht genau bestimmen. Sie begannen mit einem Opfer, das der Polemarch für die Gesamtheit der toten Krieger am Grabe der Tyrannenmörder in eine Grube darbrachte. Die Feier nimmt also an derselben so bevorzugten Stelle des Friedhofes ihren Anfang, wo die Zeremonie der öffentlichen Bestattung endet. Nach dem Opfer traten die Epheben, nach ihren Verbänden geordnet, am Altar des Eros an, der sich unmittelbar vor dem Eingang in die Akademie befand. Hier, im Angesicht des Gottes, der ihnen das Vorbild hingebenden, den Menschen ganz erfüllenden Sehnens und Strebens zu Höherem, zu gegenseitiger Achtung und Liebe war, begann der Fackellauf. Es war dies ein Stafettenlauf, wie er heute auf den Schulhöfen mit Fähnchen geübt wird. „Die daran teilnahmen, die Läufer jeder der zehn Phylen, waren auf der Strecke verteilt; der Sieg der Phyle hing aber nicht allein von der Behendigkeit der Läufer ab, sondern davon, ob sie die Fackel brennend an den Altar des Zieles brachten." Auf einen Wettlauf dieser Art bezieht sich die Darstellung auf einer Lekythos, dem im Totenkulte gebräuchlichen Ölgefäß. Da sehen wir einen schlanken, kräftig gebauten Jüngling mit weit ausgreifenden Schritten in vollem Laufe einherstürmen. In der gesenkten Linken hält er einen Diskos, vielleicht um beim Laufen den Schwung und das Gleichgewicht gegen die schwere Fackel zu erhalten, die er mit der Rechten vor sich streckt. Die Lippen sind

fest zusammengepreßt, das weit geöffnete Auge starrt unverwandt auf die brennende Spitze der Fackel. Es ist der Moment dargestellt, in dem er an einer Grabstele vorbeieilt, die hinter ihm sichtbar ist. Auf dasselbe Fest bezieht sich die Darstellung einer anderen Lekythos, da sie denselben Hintergrund zeigt. Zwei Hopliten, von denen der eine bärtig ist, kämpfen miteinander: der eine richtet, von seinem Schilde gedeckt, die stumpfe Spitze seines Speeres gegen den Hals seines Gegners, der zurückweichend unter dem Schilde das Schwert aus der Scheide zieht. Es fanden demnach an den Epitaphien auch kriegerische Spiele statt, an denen die noch nicht waffenfähige Jugend sowie die Erwachsenen, die vielleicht schon einmal in das Feld gezogen waren, in Gegenwart des Volkes und wie vor den Augen der Vorfahren ihre Kunst im Waffenhandwerke zeigten.

Da darf auch der Stolz des athenischen Aufgebotes, die Kavallerie, nicht gefehlt haben. Wie wir sie am größten Feste der Stadt, den Panathenäen, so glänzend vertreten finden, so würde das Bild militärischen Pompes, das die Epitaphien zweifellos geboten haben, ohne die wohlgeordneten Schwadronen der athenischen Ritterschaft unvollständig sein. Wir sehen sie ja in langen Linien auf dem Parthenonfriese sich entfalten, im anmutig sicheren Spiel der Bewegung und der beständig wechselnden Betätigung ihrer in fein zusammengefügte Gruppen aufgelösten Linien. Und noch ein anderer schöner Brauch geht diesen kriegerischen Spielen voran: die Jünglinge, die noch der Aufnahme in die Bürgerlisten harren und die Athens Ruhmestage zu erneuern bestimmt sind, schmücken mit ihren Händen die Gräber der Ahnen.

Es ist eine wahrhaft erstaunliche, uns geradezu beschämende Fülle tief religiöser, ethischer und praktisch erzieherischer Vorstellungen, die hier auf diesem Friedhofe mit seinen so planvoll angelegten, schlicht und geschmackvoll geschmückten Gräbern der Krieger und großen Männer Athens, mit dem ergreifenden Zeremoniell der Bestattung, mit der einer solchen Stadt würdigen Ehrung und Verherrlichung ihrer Helden untrennbar ineinander verwoben sind. In der Vereinigung aller dieser, Jahrhunderte lang fest bewahrten Bräuche an der gleichen Stätte ist das Ideal einer Feier verwirklicht, wie es bisher nicht wieder erreicht worden ist.

Bevor im folgenden einzelne Werke attischer Friedhofskunst im Bilde vorgeführt werden, wird es zweckmäßig sein, die Entwicklung und Bedeutung der Grabstele, wenn auch nur in ganz kurzen Zügen, zu schildern. Die Sitte, den Toten Stelen auf ihrem Grabe zu errichten, ist in Griechenland zweifellos uralt. Schon in homerischer Zeit ist sie allgemein verbreitet. Männern wie Frauen wird bereits damals die Ehre in gleicher Weise zuteil. Grabstelen fand Schliemann über den Schachtgräbern der mykenischen Könige.

Die ältesten der Stelen, wie sie uns noch in zahlreichen Beispielen vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis in christliche Zeit hinab erhalten sind, zeigen eine flache, rechteckige Gestalt. Ihr schlanker, mitunter hoch aufsteigender Schaft ist in voller Breite in eine Basis eingelassen, die häufig auch aus einem mehr-

stufigen, nach oben regelmäßig zurückspringenden Unterbau besteht, der in Stein übertragenen Nachbildung des Grabhügels, unter dem die Gebeine des Toten ruhen. Schon früh weisen die Stelen eine wohlüberlegte Gliederung der ornamentalen und figürlichen Verzierung auf; und gerade auf den ältesten begegnet es mehrfach, daß die Darstellung durchweg in Malerei aufgetragen ist. Im Laufe der Zeit, als der Malerei folgend die Plastik sich entwickelte, sank jene mehr und mehr zu einem Hilfsmittel herab, das dazu dient, die plastische Wirkung durch lebhafte, stark kontrastierende Farben zu steigern. Immer vielseitiger weiß die Plastik die ihr zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden. Von der bisher glatten Marmorfläche heben sich die flachen Reliefgebilde ab, die straff in den knappen Raum der schmalen Platte eingespannt sind. Die Darstellung des Verstorbenen zeigt die der archaischen Kunst eigentümliche konventionelle Weise, die, rein typisch, von porträtartiger Ausführung noch nichts weiß. Es sind die scharf umrissenen Figuren, die Aristophanes in Platons Symposion scherzhaft den Menschen vergleicht, die zur Strafe für ihren Frevel gegen die Götter in einem durch die Nasen geführten Schnitt in zwei gleiche, als Erkennungsmarken dienende Hälften zersägt sind. — Unter den Figuren steht, vielfach in gebundener Form, die „Aufschrift": je älter das Grabmal, desto einfacher und kürzer pflegt das Epigramm zu sein; je jünger, desto wortreicher und empfindungsseliger.

Die Entwicklung der Stele ist das gemeinsame Werk vieler Generationen: daher erklärt es sich, daß ihre älteren und einfacheren Formen durch die jüngeren und vollkommeneren nie ganz verdrängt worden sind. Schloß die Stele ursprünglich mit oberem wagerechten Rande ab, so trat unter dem starken Einflusse der orientalischen Kunst als krönendes Ornament die Palmette hinzu, die sich bis in die letzten Ausläufer der Stele hinein zäh erhalten hat. Obwohl ihre Voluten und Spiralen, zwischen denen der blattförmige Halbfächer aufsteigt, stilisiert und ornamental erstarrt sind, so ist doch das natürliche Vorbild der Palme noch deutlich erkennbar. Der Gesamtaufbau der Stele aber zeigt bereits in den älteren Beispielen den ausgesprochenen Sinn des Griechen für die schöne und wohlabgewogene Form in hohem Maße. Von dem Augenblicke an, da die Plastik sich nicht mehr mit der einzelnen Figur begnügte, sondern wie überall, so auch bei der Stele zur Darstellung von Gruppen überging, mußte sie deren engen Rahmen notwendigerweise sprengen. So nimmt die Grabstele eine breitere, bis zum Quadratischen wachsende Form an, und es wird damit eine Fläche gewonnen, breit genug, um auf ihr jene zum Teil figurenreichen Kompositionen entstehen zu lassen, die den Höhepunkt der attischen Friedhofskunst bilden. Schritt für Schritt geht diese in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts beginnende Entwicklung vor sich. An Stelle der einfachen Palmettenkrönung, die für den breiteren Rand nicht mehr genügen kann, tritt über dem Reliefbilde das Giebeldreieck eines Tempels mit Akroterien. Dieses löst sich vom Reliefgrunde, der anfangs dahinter noch ansteht, allmählich los und gewinnt so wirkliche architektonische Bedeutung. Wir erhalten somit den Eindruck, als ob wir in das bloß-

gelegte Innere eines Tempels, ohne seine Wände und Säulen, blickten, in dem mit der gelassenen Ruhe eines Götterbildes der in Profil dargestellte Tote, allein oder mit seinen Angehörigen, erscheint. Indessen beginnen Bildfeld und Bekrönung, als selbständig nebeneinander auf den Gesamteindruck wirkende Teile, sich noch schärfer dadurch voneinander zu sondern, daß Mittelglieder zwischen beide sich einschieben, wie wir sie auch bei dem als Vorbild dienenden dorischen Tempel zwischen Giebeldreieck und Säulen wahrnehmen. Diese sind aber ohne die tragende Säule undenkbar. Und so lösen sich von den bisher glatten Seitenrändern der Stelenplatte die Ecksäulen der Tempelfront, die Anten ab: damit sind zugleich die Elemente gegeben, durch die sich die einfache Stelenplatte mehr und mehr weitet und sich zum Naiskos, zur Grabkapelle aufbaut, die zu immer ausgedehnterer und reicherer Form sich völlig entwickelt. Erst langsam aber hat sich das Gefühl für die rein tektonische Ausbildung und organische Angliederung dieser einzelnen Teile zu einem bewußt durchgeführten, in sich einheitlich geschlossenen Ganzen eingestellt. Denn einerseits wird noch ziemlich lange das voll ausgeformte, weit vorspringende Giebeldreieck ohne die Säulenstützen, die es in Wirklichkeit nicht missen kann, gelassen und greift über die glatten Seitenflächen der Stele nicht über; anderseits treten die Antenpfeiler anfangs nur wenig über die Grundfläche heraus, ihre Kapitelle werden nur in groben und allgemeinen Zügen, häufig auch nur in Profilen angedeutet: ein Beweis dafür, daß hier die Malerei ergänzend an Stelle dessen eintritt, was eigentlich die Architektur leisten sollte. Je mehr aber diese ihrer Aufgabe sich bewußt wird, dient die Malerei, ohne die wir uns den bildlichen wie den ornamentalen Schmuck der Stelen gar nicht denken können, nur noch dazu, die durch die Bearbeitung des Marmors geschaffene Wirkung im einzelnen zu steigern und zu vollenden.

In dieser allmählichen, mit dem letzten Drittel des 5. Jahrhunderts beginnenden Ausbildung des Naiskos hat die attische Friedhofskunst das Beste geleistet, was sie vermochte. Etwa im ersten Drittel des 4. Jahrhunderts ist dieser Höhepunkt erreicht, der nicht mehr übertroffen werden konnte. In Einzelheiten treten wohl erhebliche Neuerungen ein, auch erhöhen sich die ursprünglich flachen Reliefs der Grabstelen immer mehr und wachsen sich schließlich fast zu Rundfiguren aus. Aber die einmal so geschaffene Grundform der Stele bleibt, solange diese Friedhofskunst überhaupt besteht.

Während dessen wurden in Attika und besonders in den anderen Teilen Griechenlands die alten Formen ruhig weiter verwendet oder blieben auf halbem Wege der Entwicklung stehen, die im Naiskos gipfelte. So erhielt sich auch die schlanke Form der ursprünglichen Grabstele bei Einzeldarstellungen ruhig weiter, beschränkte sich aber dann, wenn nicht ausschließlich, so doch weitaus vorwiegend auf die hohe palmettengekrönte, des figürlichen Schmuckes ganz entbehrende Stele. Erst im 2. Jahrhundert v. Chr. tritt infolge der Einwirkung ostgriechischer Kunst, die ihrerseits den mächtigen Einfluß des Orients nicht verleugnen kann, als völlig neues Element die Rundbogennische hinzu.

Abb. 6. Stele eines Jünglings (H. 1,09; Br. 0,80)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

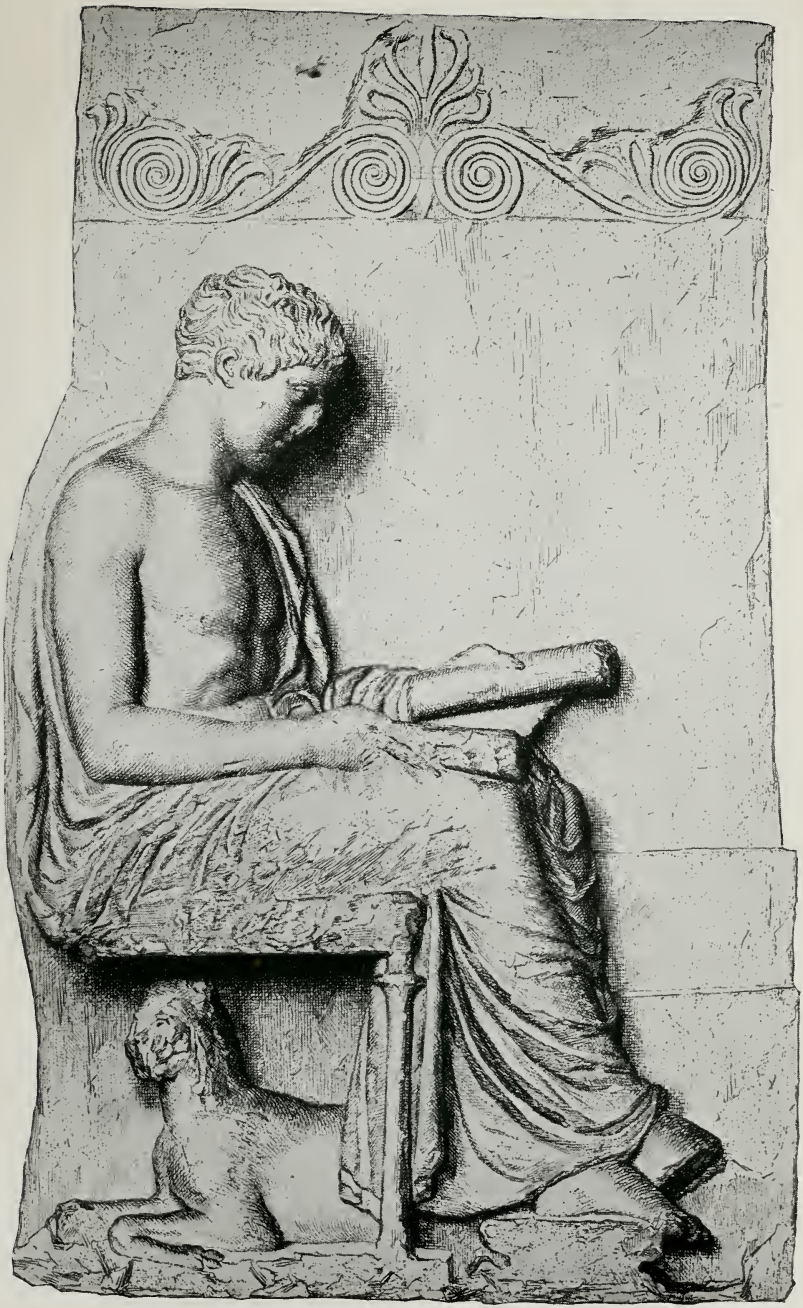


Abb. 7. Grabrelief eines Jünglings (H. 1,07; Br. 0,66—0,59)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Auch die Frage muß kurz gestreift werden: was ist denn eigentlich die Stele? Ein Erinnerungsmal zu Ehren des Toten, das ihn zugleich im Bilde den Nachkommen erhalten soll: so wird man zunächst annehmen. Aber diese naheliegende Erklärung läßt doch das eigentliche und ursprüngliche Wesen der Stele ganz unberücksichtigt: ihre sakrale Eigenschaft, durch die sie im Mittelpunkte des Totenkultus steht. Denn an dem Grabe, über dem sie sich erhebt, finden die Opfer statt, von denen zu Beginn die Rede war. Bei dieser Gelegenheit wird die Stele mit Tänien (Binden) umwunden. Sie legt sich der Priester an, wenn er im Heiligtume des Gottes die feierliche Opferhandlung verrichtet; sie hängen auch von den Händen des altertümlichen Kultbildes herab, das im Innern des Tempels steht. Alles also, was der Gottheit heilig oder selber von göttlicher Eigenschaft ist, trägt die Binde.

Gerade das außerordentlich hohe Alter der Stele muß notwendigerweise dazu veranlassen, dieser Übereinstimmung des sakralen Brauches bei ihr und dem Kultbilde besondere Bedeutung beizulegen und bei der Erklärung hiervon auszugehen. Nicht minder ein anderer Grund: die auffallende Ähnlichkeit zwischen Stele und der nachweislich ältesten Gestalt des Götterbildes. Wie überall in der griechischen Religion spielen die äußeren Formen, die im Kultus streng und zäh innegehalten werden, eine sehr wichtige Rolle.

Wie so viele Heiligenbilder der christlichen Kirche gehört das Kultbild einer längst vergangenen Zeit an. Kopf, Arme und Füße, plump geformt, erscheinen, da sie mit dem Rumpfe in keiner inneren Verbindung stehen, wie ihm nachträglich angefügt. In diesem seltsamen, rohen Gebilde läßt sich noch deutlich die ursprüngliche Form des uralten Idols erkennen. Das führt auf primitive und naive Anschauungen einer weit zurückliegenden Zeit, der dieses Idol, ähnlich wie heute noch dem Neger der Fetisch, die Gottheit selbst ist, nicht bloß ihr Bild darstellt. Auch die griechische Religion hat sich aus solchen Anfängen entwickelt. Jene alten Kultbilder nun, oft aus Holz und roh wie ein Brett gefertigt, denen einzelne Gliedmaßen, wie die Füße, aus Stein angefügt zu denken sind, verraten eine auffallende Ähnlichkeit mit der flachen Grundform der Stele. Ähnlich wie der Gottheit wohnen auch der Seele des Abgeschiedenen übernatürliche, dem Menschen unheimliche Kräfte inne, die er sich durch Opfer geneigt oder unschädlich zu machen bemüht ist. Es läßt sich beobachten, wie im Kultus halbgöttlicher Wesen, zu denen ja auch die Seele zu rechnen ist, bis weit in geschichtliche Zeit hinein uralte Formen, erstarrt und kaum noch verstanden, sich erhalten haben, die im Götterkultus längst verschwunden sind. Während die Götter im läuternden Feuer eines reineren Glaubens von den Schlacken atavistischer Vorstellungen befreit werden, müssen die halbgöttlichen Wesen sie noch lange, mitunter für immer an sich tragen.

Wie dies gerade im Seelenkultus der Fall ist, haben wir an einem homerischen Beispiel oben bereits gesehen. So liegt daher der einfache Schluß nahe, daß die Stele, die über dem Grabe steht, wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem alten Gottheitsidol, in der ursprünglichen Auffassung der Tote selbst ist, zu

dessen Symbol und Abbild sie später wird. Zwischen Anfang und Ende aber dieses Wandlungsprozesses religiöser Anschauungen liegen viele Jahrhunderte. —

Die Friedhofsplastik, die immer schönere und vollkommenere Formen herausbildete, steht im engsten Zusammenhange mit der gesamten Kunstentwicklung: ist sie doch ein Widerhall der bahnbrechenden Schöpfungen der großen Meister und daher besonders geeignet, da ergänzend in die Lücke zu treten, wo deren Originale fehlen oder nur spärlich auf uns gekommen sind.

Im Felde der anmutigen Stele, die seitwärts ohne Einfassung gelassen ist, sitzt in Relief, rechtshin gewandt, mit gleichmäßig angezogenen Füßen auf einem Lehnstuhle Mynno (Abb. 4). Sie spinnt: in der Rechten hält sie die Spindel, in der erhobenen Linken den Rocken, der in Malerei ausgeführt war; vor dem Stuhle steht der Arbeitskorb. Munter drehte sich die Spindel in ihrer flinken und geschickten Hand: da ist sie über ihrer emsigen häuslichen Tätigkeit in stille Gedanken versunken, ruhig liegt der rechte Arm mit gestreckten Fingern auf dem Schenkel auf. Sie trägt Chiton und Himation und hat kurz geschnittenes Haar. Oben endet die Stele in einen Giebel mit drei Akroterien, die in Malerei genauer ausgeführt waren. Die Stele gehört der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. an: die Durchführung des Profils ist, wie namentlich das Auge und die zu breit angelegte Brust zeigen, noch nicht in allem gelungen: die Oberschenkel sind unproportioniert lang. Die Fesseln, in denen die noch nicht vollendete Körperbildung der archaischen Kunst liegt, sind noch nicht ganz abgestreift.

Auf der Höhe voll ausgereifter Kunst steht dagegen die vorzüglich erhaltene Stele einer Frau (Abb. 5), die mancher vielleicht für nicht antik zu halten geneigt sein würde, wenn nicht der pentelische Marmor ihre attische Herkunft verriete. Ein freudiges, absolut sicheres Können spricht sich in diesem Werke aus. Jedes Eingehen auf das Detail ist bewußt vermieden, um in großen Linien und mit mehr malerischer als plastischer Wirkung das Gesamtbild einer würdevoll und ruhig hinschreitenden, lebensgroßen Frauengestalt zu geben. In Hochrelief hebt sie sich vom Grunde der Platte ab, die beiderseits und oben geradlinig abschneidet. Unten dagegen ist, zum Einlassen in eine Basis bestimmt, eine Fußleiste in der ursprünglichen Dicke des Werkstückes rauh stehen gelassen. Bis tief auf die Füße fällt der Chiton herab, über dem die Dargestellte den Mantel trägt. Er verhüllt den linken Arm und die linke Hand und ist von rechts vor dem Leibe nach der linken Hüfte emporgezogen: hier mit einem kleinen vorstehenden Bausche vom linken Arm gehalten, fällt er unter diesem herab. In graziöser Bewegung faßt die rechte Hand ihn an der rechten Schulter, um ihn emporzuziehen. Flüchtig behandelt, ist das Haar in Reihen gelegt, deren lockige Enden das edle und durchgeistigte Profil des schönen Frauenkopfes umrahmen, dessen porträthafte Ausführung das Relief dem 4. Jahrhundert zuweist. Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Platte mit Pfeilern und Giebel eingefaßt, die aus besonderen Stücken gearbeitet waren.

Abb. 8. Stele der Mika und des Dion (H. 0,90; Br. 0,49—0,475)

Abb. 9. Stele der Hegeso (H. 1,49; Br. 0,95—0,92)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Bewegung einer in ihrem Naiskos allein dargestellten Figur, wie es hier der Fall ist, wird verständlich, wenn wir sie uns an der Ecke einer mehrgliedrigen Flucht von Familiendenkmälern stehend denken. Von hier aus schreitet die Frau der Mitte zu, wo die Denkmäler ihrer nächsten Anverwandten sich erheben. Obgleich räumlich getrennt, bieten sie alle doch für den mitfühlenden Betrachter als innerlich geschlossene Gruppe das Bild dessen, was sie im Leben waren und nach dem Tode wieder geworden sind, die durch anhängliche Liebe fest miteinander verbundene, traute Gemeinschaft der Familie.

Diesen beiden Einzeldenkmälern von Frauen mögen sich zwei gleiche von Jünglingen anschließen. Beide zeigen die altertümliche Form der oben wagerecht abschließenden Stele, aber nicht ohne bemerkenswerte Unterschiede.

Das Unterteil der ersten, auf Salamis gefundenen Stele (Abb. 6) ist leider verloren, aber sonst ist sie bis auf einige abgebrochene Teile vorzüglich erhalten. Die Bekrönung der Stele bildet eine breite Leiste, die mit einer plastisch ausgeführten Palmettenreihe geschmückt ist. Die Leiste, rechtwinklig unterschnitten, springt kräftig vor; die Verbindung zwischen ihr und dem Stelenschafte bildet ein durch ursprüngliche Bemalung stark hervortretendes lesbisches Kyma. Die Darstellung ist, ohne seitliche Begrenzung, in Hochrelief ausgeführt. Linkshin gewandt steht ein Jüngling: der Mantel, dessen eines Ende mit nachlässiger Eleganz von hinten her über die linke Schulter geworfen ist, läßt beide Arme sowie die rechte Seite des schöngebauten Körpers frei. In der gesenkten linken Hand hält er einen Vogel, mit der anderen neckt er einen Kater, der auf einem der Stele ähnlich gebildeten Pfeiler kauert und nach einem über ihm aufgehängten Käfig lauernd schielt; vor dem Pfeiler steht nackt der kleine Diener des vornehmen Epheben. Das schöne Denkmal, aus dem ein nicht gewöhnliches Können spricht, gehört dem 5. Jahrhundert an: darauf weist das noch nicht völlig im Profil gebildete Auge des feinen und klugen Kopfes, wie eine dieser Zeit eigentümliche Mode, die Saalkante des Mantels. Ein Genrebild, würden wir sagen: aber eine solche Auffassung verträgt sich nicht mit der auf das Große und Ernste gerichteten Kunst dieser Zeit, die dem Genre abhold ist. Dargestellt ist ein Jüngling mit seinen Lieblingstieren. Beneidenswerte Jugend, die, um Freude haben zu können, mit so Wenigem und Harmlosem auskommen kann!

Echt attischer Geist ist es, der aus der Stele des Jünglings spricht, die in der Abtei von Grottaferrata bei Rom sich befindet (Abb. 7). Die in einfachen Formen gehaltene Stele ist mit einem plastisch ausgeführten Ornament von Voluten und Palmette gekrönt: auffallend an ihr ist indessen, daß ihr linker Seitenrand mit Rücksicht auf die Darstellung ausgebogen ist. Auf einem Sessel ohne Lehne sitzt, im Profil nach rechts gewandt, ein Jüngling: der bequem umgelegte Mantel, der bis zu den übergeschlagenen Füßen hinabreicht, läßt den rechten Arm und die Brust frei. Auf den Knien liegt eine entfaltete Buchrolle von auffallender Größe, in die er, den feinen und klugen Kopf ein wenig vorgeneigt, mit gespannter Aufmerksamkeit sich ruhig versenkt hat. Vor ihm

steht die Bücherkiste, deren Deckel steil offen steht; unter dem Sessel liegt sein Hund. Da die Buchrolle auf Grabsteinen sonst nicht erscheint, so hat die Darstellung besondere Bedeutung: vermutlich hatte der so früh aus dem Leben Geschiedene durch seine literarische Tätigkeit sich bereits einen Namen gemacht. Wenn wir doch mit ihm lesen könnten! Auch diesen schönen Grabstein hat man noch dem 5. Jahrhundert zugewiesen.

Beginnen wir nun mit den Gruppenbildern. — Von wuchtiger Schwere ist die Stele der Mika und des Dion (Abb. 8). Unten ist ein Streifen von der rauhen Fläche des Werkstückes als Einsatz stehen gelassen, oben kragt mit starkem Kyma ein Giebel vor, dessen flache Akroterien auf dem giebelförmig abgeschnittenen Ende der Platte anstehen. In ganz schwachem Relief, in Malerei ursprünglich weiter ausgeführt, ist beiderseits ein Pfeiler angedeutet. Auf einem mit Tuch überhängten Sessel ohne Lehne sitzt, nach rechts gewandt, Mika, die Füße auf einem Schemel. Über doppeltem Chiton trägt sie den Mantel, um das Haar ist ein Kopftuch gelegt, im Ohre trägt sie einen kreisrunden Schmuck. Die linke Hand hält den Spiegel empor, ihre Rechte reicht sie dem zu ihr herantretenden Dion, der den Mantel ähnlich wie der Jüngling von Salamis trägt. Auch diese Stele gehört sicher dem 5. Jahrhundert an: im Gegensatz zu der vorigen macht sie einen altertümlichen Eindruck. Das nur flach gehaltene Reliefbildwerk springt oben wie namentlich an den Seiten über die Einrahmung hervor.

Dagegen zeigt die berühmte Stele der Hegeso (Abb. 9) entschieden entwickelteren Stil. Sie pflegt in erster Linie genannt zu werden, wo man die Schönheit attischer Grabstelen bewundernd preist. In Wirklichkeit ist sie über alles Lob erhaben. Zwei die Platte seitlich begrenzende Pfeiler tragen einen hier frei aufragenden Giebel mit Akroterien: hier erscheint, bereits ausgeprägt, die Grundform des Naiskos. Unten ragt ein schmaler Rand über die Basis vor, in welche die Stele eingelassen ist. Das Reliefbild greift auch hier über die Pfeiler vor. Auf bequemem, geschmackvoll ausgeführtem Lehnstuhle sitzt Hegeso, des Proxenos Tochter, nach links gewandt. Die Füße ruhen auf einem Schemel. Über dem doppelten Chiton trägt sie den Mantel, der, die Schultern bedeckend, in reichen Falten herabfällt und, durch den aufliegenden linken Unterarm festgehalten, den ganzen Unterkörper verhüllt, den vorgesetzten linken Fuß aber freiläßt. Den Hinterkopf bedeckt ein dünnes Tuch, das in den Nacken und über der rechten Brust herabfällt; aus feinem Stoffe gewebt, läßt es das hinten aufgenommene Haar noch deutlich erkennen, das vorn durch mehrere am Ohr zusammenlaufende Bänder gehalten wird. Vor Hegeso tritt eine Dienerin, die mit einem langen, ungegürteten Chiton bekleidet ist und das Haar in einer Haube trägt. Mit beiden Händen hält sie ihrer Herrin ein geöffnetes Schmuckkästchen hin, dem diese eine Kette entnimmt. Den schönen Kopf ein wenig vorgeneigt, betrachtet Hegeso das (in Malerei dargestellte) Kleinod prüfenden Blicks, indem sie es mit beiden Händen faßt. Was gibt es Einfacheres, als die Darstellung dieser häuslichen Szene? Und über Hegesos liebreizende

Abb. 10. Stele einer Frau (H. 1,45; Br. 0,85)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Abb. 11. Stele der Polyxene (H. 1,65; Br. 0,80)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Abb. 12. Grabmal einer Frau (H. 1,19; Br. 0,69)

Abb. 13. Grabmal einer Frau (H. 1,94; Br. 1,18—1,16)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Züge breiten sich leise Schatten stiller Wehmut: das Kommende ahnt auch die mitfühlende Dienerin. Es ist der grausam bittere Tod, der den harmlos heiteren Freuden des nur zu kurzen Lebens hier oben ein Ende zu machen droht. Keine Äußerung des Schmerzes sehen wir, nur Ergebung in das unvermeidliche Schicksal. Wem das Leben Köstliches und Schönes beut, hängt an ihm mit allen Fasern seines Herzens: und darum wirkt die schlichte Äußerung natürlichen und edlen Gefühls, die aus diesem köstlichen Bildwerk spricht, auf uns mit unwiderstehlichem Zauber: seine stumme, ergreifende Sprache erhebt sich zu einer Höhe reinen, menschlichen Empfindens, dem wir abgeklärteres und tieferes nicht an die Seite zu stellen vermögen. Das Relief gehört dem Ende des 5. Jahrhunderts an.

Wie bei diesem, so kennen wir auch bei den anderen Reliefs den Meister nicht: wenn auch einzelne der Bildhauer die übrigen weit überragen, so sind sie doch keine schöpferischen Künstler im eigentlichen Sinne des Wortes zu nennen. Überall aber erkennen wir das Walten einer großen Kunst, deren Vorbild jenen vor Augen stand und ihren Meißel sicherer führte und reiner schaffen ließ. Vor allem aber spüren wir hier den mächtigen Einfluß von Pheidias' Kunst: sehen wir doch, wie einzelne Gestalten des Parthenonfrieses, der aus seiner Werkstatt hervorging, auf nicht wenigen Reliefs der Grabstelen sich förmlich wiederholen. So können wir uns denken, daß dieser oder jener von seinen Gesellen auf ihnen das kopierte, was er unter des Meisters Augen oben auf der Burg, am Tempel der Stadtgöttin, zuerst geschaffen hatte.

In Hochrelief ausgeführt ist das schöne Grabmal, dem wir uns nun zuwenden (Abb. 10). Der aus besonderem Stück gearbeitete Giebel ist verloren, die Platte zum Teil stark beschädigt. Nach rechts gewandt sitzt auf lehnenlosem Sessel eine weibliche Figur: in der den Grabreliefs besonders eigenen Weise faßt sie mit der linken Hand nach dem Mantel an der Schulter und reicht ihre Rechte einer vor ihr in gleicher Tracht stehenden Gefährtin, zu der sie mit leichter Wendung des Kopfes aufblickt. Zwischen beiden, im Hintergrunde, steht an der Seite der Sitzenden ein bärtiger Mann. Seine rechte Hand hat er unter dem Mantel vor dem Leibe liegen, die Linke hebt er zum Kinn empor. Gesenkten Kopfes steht er voll Kummer und Betrübnis. Die gleiche Empfindung zeigt das Antlitz der anderen stehenden Figur. Ruhig und gefaßt blickt dagegen die Sitzende zu ihr empor. Als solche ist sie vor den anderen ausgezeichnet: sie also ist die Tote, nunmehr Verklärte, sie weiß bereits nichts mehr von des Leides Erdenschwere, der die Lebenden erliegen. Eben nahm der Gatte Abschied, nun tritt eine nahe Verwandte heran, den letzten Händedruck zu geben. Hoffen sie auf ein Wiedersehen?

Ein rührendes Bild zeigt eine andere Stele (Abb. 11). Die Umrahmung der Platte weist dieselben Elemente auf wie das Relief der Hegeso: nur tragen hier die Antenpfeiler ein niedriges Epistyl, über dem der Giebel sich erhebt. Vor allem hat die Stele die länglich-rechteckige Form. Auf engem Raume ist eine schön aufgebaute Gruppe dicht zusammengedrängt. In ihrer Mitte gewahren

wir, auf kissenbedecktem Sessel sitzend, eine Frau, die über dem Untergewande in einen Mantel gehüllt ist, der auch den Hinterkopf bedeckt. Vornübergebeugt sitzt sie da, stützt den rechten Arm in den Schoß und sucht mit der Hand den Mantel noch weiter vorzuziehen, während sie mit dem linken Arm einen Knaben an sich zieht, der mit dem Ausdruck hingebenden kindlichen Vertrauens zur Mutter aufblickend die Hände auf ihr Knie legt. Das Spiel mit dem Ball, den er in der rechten Hand zu halten scheint, hat er für einen Augenblick unterbrochen: er ist zur Mutter geeilt, ihr eine Bitte vorzutragen; sie aber beugt sich voller Liebe zu dem Kleinen nieder, um ihm das leicht zu machen, was er ihr so gerne sagen möchte. Hinter der Herrin steht die Sklavin. Schon lange mag sie im Hause sein, darum darf sie Zeuge des Gespräches sein. Ein Bild aus dem intimen Leben des Hauses würde man die Darstellung nennen, aber die treue und anhängliche Sklavin steht trübe sinnend da: „O, wie sie auf die Hand die Wange lehnt!" Voll Trauer ist sie, denn es weilt im Schattenlande, die des Hauses Mutter war. Wer die Tote ist, sagt das Epigramm auf dem Epistyl:

Πένθος κουριδίῳ τε πόσει καὶ μητρὶ λιποῦσα
καὶ πατρὶ τῷ φύσαντι Πολυξένη ἐνθάδε κεῖται.

„Hier liegt Polyxene, die Trauer zurückließ ihrem Ehegatten, der Mutter und dem Vater, der sie zeugte." Früh schon ist sie von ihren Lieben geschieden, doch Leid fühlt sie bereits nicht mehr: wo weilt sie nun?

Nach diesen beiden Beispielen erübrigt es sich wohl von selbst, zu dem schönen Bruchstück einer Stele (A b b. 12) eine besondere Erklärung zu geben. Der erhaltene Rest zeigt die Tote, die in stilles Sinnen versunken geruhig auf dem Thron sitzt, dessen gerade Seitenlehne durch eine geflügelte Sphinx getragen wird. Der in abwechslungsreichem Faltenwurfe umgelegte Mantel, der den linken Arm ganz einhüllt, den die rechte Hand des aufgestützten rechten Armes mit zierlichem Griffe faßt, der seitwärts geneigte Kopf: dies zusammen gibt ein anmutiges Bild von hohem malerischen Reize. Und weil bei dem fragmentarischen Zustande des Werkes der Blick von dieser schönen Frauengestalt nicht abgelenkt werden kann, so empfindet man einen ähnlichen Genuß wie bei manchen Schöpfungen Rodins, bei denen die plastische Ausführung sich auf das Kopf- oder Bruststück beschränkt.

Der Mutter letzter Besuch bei der kranken Tochter: so möchte man kurz die Darstellung auf der Stele bezeichnen, die zu den schönsten der uns erhaltenen gehört (A b b. 13). Eine neue Zeit mit anderen Anschauungen spricht aus ihr. Nicht bloß sind die Figuren in höchstem Relief ausgeführt, einzelne Teile, wie z. B. die Arme, ganz frei gearbeitet; sondern es sind die einzelnen Personen mit einer Lebendigkeit, einem bis zum wirklichen Porträt gesteigerten Realismus geschildert, wie wir ihn auf Grabreliefs nur selten finden. Während die anderen nur Typen darstellen, erblicken wir hier Individuen. Der Zeit, der dies Relief angehört, genügt nicht mehr das stille Ethos der älteren Auffassung: der Gefühlsausdruck wird leidenschaftlicher und erregter. Wie nach der Tragödie

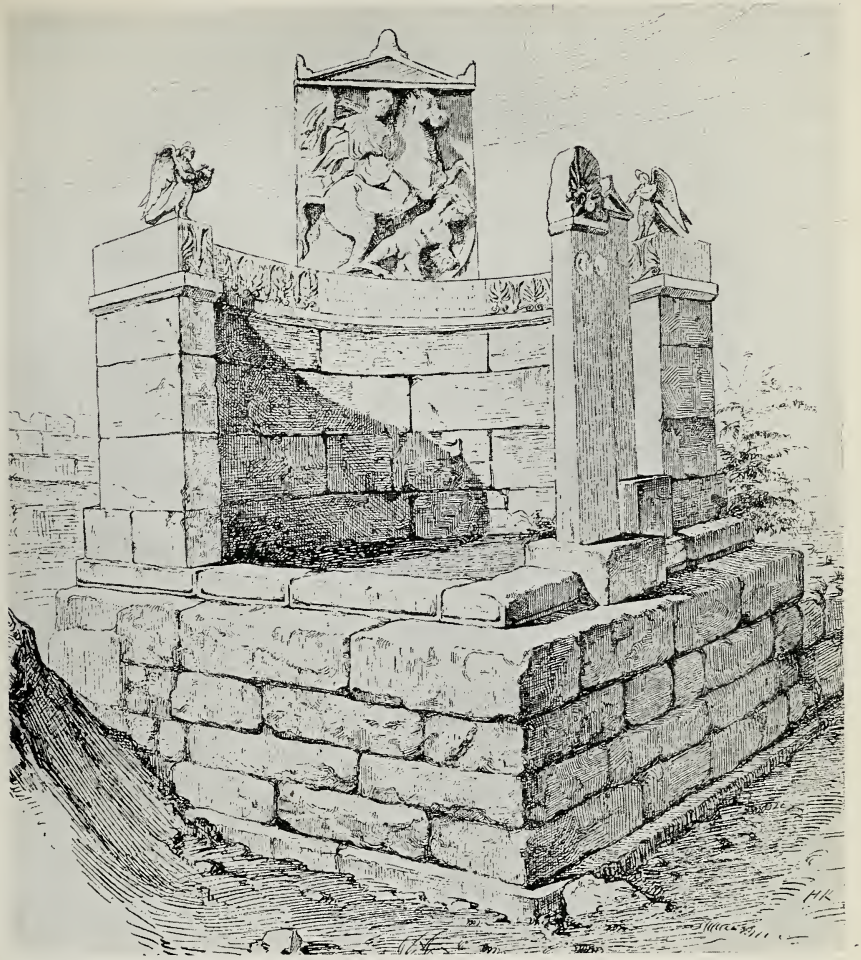


Abb. 14. Dexileos-Monument, ergänzt

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Abb. 15. Grabmal des Dexileos (H. 1,75; Br. 0,46—0,42)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Abb. 16. Grabrelief eines Kriegers (H. 1,80; Br. 2,28)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

des Sophokles mit ihren dem wirklichen Leben auf ein höheres Niveau entrückten Gestalten die des Euripides folgt, die der Äußerung des Affektes freien Lauf läßt und ihre Charaktere mit packender Naturwahrheit hinstellt, so vollzieht sich in ähnlicher Weise der Wechsel auch im Bereiche der bildenden Kunst. Uns ist beim Anblick des Reliefs zumute, als seien wir an Ort und Stelle Zeugen des dargestellten Vorganges. Wir sehen, wie die Mutter, von schmerzlicher Sorge erfüllt, rasch auf die schwerkranke Tochter zueilt, die sich mit Mühe auf dem Sessel ein wenig emporrichtet und ihr zum Willkomm den rechten Arm entgegenstreckt. Den kraftlosen stützt der Mutter linker Arm, während der rechte mit außerordentlich sprechender Geberde zur Tochter erhoben ist. Sie vermag ihren Kummer nicht zu verbergen, während sie mit bewegten Worten die Sitzende tröstet. Diese richtet ihr Auge unverwandt auf die Mutter, durch deren Zuspruch ihre vergrämten Züge sich aufzuhellen beginnen. Sie vermag für einige Augenblicke die Leiden zu vergessen, die sie peinigen. Betrübt, auf die Tröstende den Blick gerichtet, steht hinter der sitzenden Herrin eine jugendliche Sklavin. Unter dem Sessel aber pickt ein zahmes Rebhuhn sich Brosamen auf.

Das Bild des antiken Friedhofes mit seinem herrlichen Gräberschmuck würde eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn die Denkmäler derer fehlten, die den schönsten Tod, den Heldentod für das Vaterland, starben. Auch hierfür bietet die Fülle des noch Geretteten treffliche Beispiele. Zwei von diesen seien hier beschrieben.

Das erste ist das bereits erwähnte Denkmal des Dexileos aus dem Jahre 394 v. Chr. Es erhebt sich im Friedhof bei der Hagia Triada an bevorzugter Stelle und ist heute noch in seinen wichtigsten Teilen wohlerhalten. Zur Linken des Hauptweges (vergl. A b b. 2) tritt eine Reihe von Grabbezirken (VII bis XI des Planes) schräg gerichtet zurück; weiterhin springt, eine scharfe Ecke bildend, der stattliche Grabbezirk der Kinder des Ritters Lysanias von Thorikos vor (I). Es ist ein nahezu quadratischer Raum: aus ihm ist die der Stadt zugekehrte Ecke durch einen Mauerquadranten für das erste Denkmal der Familie abgegrenzt. Der so umfriedigte Raum wurde zugleich das eigentliche Heroon der ganzen Anlage. Wie seine hier beigefügte Rekonstruktion zeigt (A b b. 14), die dem noch Vorhandenen genau sich anpaßt, besteht der über dem Fundament ruhende turmartige Unterbau aus fünf Quaderschichten, von denen die unterste ein wenig vortritt. Da seine Oberkante etwas tiefer liegt als die der beiderseits anstoßenden Terrassen, so wurde dadurch die Eckwirkung der Anlage verstärkt. Eine niedrige Stufe springt hinter den Unterbau zurück: über ihr erhebt sich, den Innenraum des Bezirkes abtrennend, der Viertelkreis der Wand, der beiderseits durch weit vorspringende Pfeiler begrenzt wird, die ursprünglich mit dorischen Antenkapitellen abschlossen. In deren Höhe zog sich über die aus etwa vier Schichten errichtete Wand eine Mauerkrönung hin, durch ein durchlaufendes Profil nach unten abgetrennt und mit plastischen Ornamenten verziert. Die Mitte dieses Architravs bildet der Block, auf dem die schöne Inschrift ein-

gemeißelt ist, deren 4 cm hohe Buchstaben in einer Höhe von reichlich 4 m über dem ursprünglichen Boden zu voller Wirkung kamen. Auf diesem Blocke ruht die mit Giebel und Akroterien gekrönte Reliefplatte. Auf dem linken Eckpfeiler stand ehemals die leierspielende Seirene, die in unmittelbarer Nähe des Denkmals im Boden gefunden worden ist. Häufig erscheint der dämonische, mit Menschenkopf dargestellte Totenvogel auf den Grabreliefs, die Klage um den Abgeschiedenen anstimmend. Den Kopf leicht zur Seite geneigt, entlockt er seiner Leier die Klagetöne, die Vorübergehenden zu rühren. Die nicht mehr erhaltene Seirene des entgegengesetzten Pfeilers wird man sich nach Analogie eines schönen Grabreliefs die Flöte spielend denken können. In der Mitte der offenen Wegfront, in eine Stufe eingelassen, erhebt sich eine mit Palmette gekrönte Stele, zwischen ihr und dem rechten Eckpfeiler eine zweite, giebelgeschmückte: beide tragen die Namen anderer Familienmitglieder.

Das Hochrelief der viereckigen Platte stellt eine Kampfszene dar (A b b. 15). Ein junger Ritter, nach der Inschrift der zwanzigjährige Dexileos, sprengt auf mutigem Rosse einher; prächtig steht dem kühnen Draufgänger die flatternde Chlamys. Mit raschem Griffe hält er seinen feurigen Renner an, der sich hoch aufbäumt. Er selbst aber holt mit der Lanze zum Stoße aus: denn vor ihm liegt, auf das eine Knie gesunken und auf den Schild gestützt, sein Gegner. Der blickt den auf ihn Eindringenden trotzig an und holt zu seiner Verteidigung mit dem Schwert aus. Doch aller Widerstand ist vergebens: denn im nächsten Augenblick wird er von der Lanze des Reiters durchbohrt zu Boden sinken. Waffen und Zügel waren ursprünglich aus Bronze besonders angefügt. Auf der konkaven Vorderfläche des Marmorblocks steht die Inschrift: Δεξίλεως Λυσανίο(υ) Θορίκιος / Ἐγένετο ἐπὶ Τεισάνδρου ἄρχοντος / ἀπέθανε ἐπ' Εὐβουλίδου / ἐγ Κορίνθωι τῶν πέντε ἱππέων. „Dexileos, Sohn des Lysanias, aus Thorikos. Er wurde geboren unter dem Archon Teisandros (414/3 v. Chr.), fiel unter (dem Archon) Eubulides (394/3) bei Korinth von den fünf Rittern." Der Sinn der letzten Worte ist noch nicht hinreichend aufgeklärt: keinesfalls bezeichnen sie den Gesamtverlust an Rittern, den die Phyle Akamantis, der Dexileos angehörte, in der Schlacht bei Korinth (394) hatte. Denn wir besitzen noch ein Bruchstück von dem Denkmal, das die Ritter dieser Phyle ihren damals gefallenen Kameraden errichtet haben. Erhalten sind auf diesem die Namen von zwölf gefallenen Rittern, darunter auch der des Dexileos. Wie schon der Ausdruck „er fiel" andeutet, war das Grab des Dexileos bei der Hagia Triada ein Kenotaph: sonst würde es heißen „hier liegt". Daß seine Gebeine hier nicht ruhten, hinderte also nicht daran, daß sein Bezirk zum Heroon des gesamten Familiengrabes wurde.

Aber auch das Grabmal der Ritter war ein Kenotaph: die Gebeine des Dexileos wie aller bei Korinth Gefallenen lagen in dem gemeinsamen Staatsgrabe: Reste des schönen Denkmals mit den Verlustlisten, das darüber errichtet wurde, sind vor wenigen Jahren wiedergefunden worden. Hier haben wir also ein sicheres Beispiel der oben erwähnten Sondergräber: denn wir sehen nun,

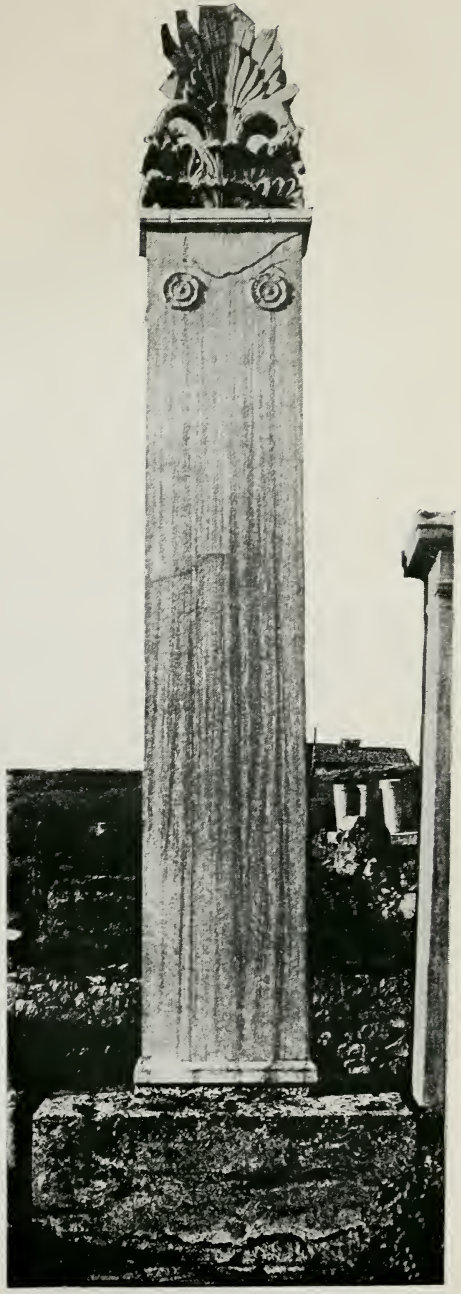


Abb. 17. Stele der Brüder Agathon und Sosikrates
(H. 0,49 + 3,46 + 0,85—0,90; Br. 0,60)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

daß Dexileos nicht weniger als drei Denkmäler errichtet worden sind, von denen die beiden letztgenannten auf dem Staatsfriedhofe standen.

Obgleich als Gruppe gut entworfen, wird das Dexileosdenkmal an Feinheit der Ausführung von dem Relief aus der Villa Albani entschieden übertroffen, das zu den schönsten aller erhaltenen gehört (Abb. 16). Das Denkmal wurde auf dem Terrain der Mäcenas-Gärten in Rom gefunden, ist also einer jener Grabsteine, die von römischen Großen nach Rom entführt wurden. Lord Elgins Raub der Parthenonskulpturen ist nur ein kleines Nachspiel viel schlimmerer Ausplünderungen, denen in römischer Zeit die Stätten einst blühender Kunst preisgegeben waren. Auffallend an dem Relief ist seine im Verhältnis zur ungewöhnlichen Breite geringe Höhe. Allem Anschein nach besitzen wir in ihm die Bekrönung eines jener auf dem Staatsfriedhof über einem Massengrabe aufgestellten Grabdenkmäler: unter der bildlichen Darstellung folgten die Kolumnen der Verlustlisten, zum Schluß das die Toten ehrende Epigramm. Das Denkmal gehört dem 4. Jahrhundert v. Chr. an, jedenfalls einer Zeit, die von der ursprünglichen Schlichtheit der Staatsgräber zu prunkvolleren Schaustellungen übergegangen war. Auch hier eine Kampfszene. Vom wuchtigen Stoß des ritterlichen Gegners schwer getroffen, ist ein Hoplit zu Boden gesunken; unfähig, den Kampf weiter fortzusetzen, hebt er zum Schutze wider den erbarmungslosen Gegner den in den Mantel gehüllten linken Arm, die Rechte, die das Schwert noch krampfhaft gefaßt hält, vermag er schon gar nicht mehr zur Verteidigung zu erheben. Um rasch ein Ende zu machen, ist der Sieger für einen Augenblick vom Rosse herabgesprungen, das, sich aufbäumend, von ihm mit der linken Hand mühsam am Zügel gehalten wird; er selbst erhebt das Schwert zum tödlichen Schlage auf das Haupt des halb furchtlos trotzigen, halb bittenden Gegners. Im nächsten Augenblicke ist alles vorbei, dann wird der Überwinder sich wieder aufschwingen und mit jauchzendem Siegesruf sich auf einen neuen Gegner stürzen. Roß und Reiter, obgleich hier für einen kurzen Moment getrennt, sind doch eins: denn alles an beiden ist wilde Kampfesleidenschaft, unaufhaltsam kühnes Vorwärtsdringen. Auffallend an diesem meisterhaft gearbeiteten Grabrelief ist die Andeutung der landschaftlichen Szenerie: die Felsen, die links oben im Hintergrunde sichtbar sind, sollen wohl andeuten, daß der Kampf, den zu verherrlichen das Denkmal bestimmt war, in gebirgigem Gelände sich abgespielt hat.

Kehren wir zum Schluß zu der Gattung von Grabdenkmälern zurück, die wir als die älteste kennen gelernt haben, zu den hohen und schmalen Stelen. Seit Ende des 5. Jahrhunderts und besonders im folgenden hat sich die ihnen charakteristische Form ausgebildet, wonach der Stelenschaft ohne Bildverzierung gelassen wird und nur ein paar plastisch ausgeführte Rosetten erhält, darüber aber als Krönung die Palmette aufsteigt, deren ehemals im Ornamentalen befangener und erstarrter Stil zu vielfach variierten, immer freier und natürlicher gesteigerten, schönen Formen sich reich entwickelt.

Aus der Fülle von Beispielen, die hierfür uns zur Verfügung stehen, seien zwei hier wiedergegeben. Das eine ist die oben schon erwähnte Stele der Brüder Agathon und Sosikles aus Herakleia am Pontos, deren Auffindung den Anlaß zur Ausgrabung des Friedhofes am Eridanos gab. Noch heute steht sie, nur wenig beschädigt, inmitten des Familienbezirkes an ihrer alten Stelle aufrecht (Abb. 17). In einen Sockel von 0,49 m Höhe eingelassen, erhebt sich der schlanke und schöne Schaft in einer Höhe von 3,46 m, einer Breite von 0,60 m über dem Ablauf und einer Dicke von 0,25 m (unten), nach oben mit Kyma und Leiste abschließend. Dicht darunter befinden sich die zwei Rosetten, unterhalb deren sind die Namen der beiden Brüder eingehauen (auf dem Bilde nicht sichtbar). Über dem Schafte erhebt sich das reich gegliederte Akroterion von 0,85 bis 0,90 m Höhe: aus einer doppelten Reihe dreier Akanthosblätter steigen zwei Voluten und über ihnen der doppelte Palmettenfächer auf. Frei entfalten sich die einzelnen Teile: nichts Stilisiertes finden wir an ihnen mehr; ihre Vorbilder, Akanthos und Palme, sind in naturgetreuer Wiedergabe, die sichere Beobachtung der charakteristischen Formen zeigt, zu einem vollendet schönen Ganzen vereinigt. Den Unterbau des Bezirkes mit eingerechnet, erreichten die Blattspitzen eine Höhe von 7 m über dem Wege. Das Denkmal ist etwa 350 v. Chr. errichtet. Nicht umsonst erhebt sich diese imposante Stele im Mittelpunkte des Familiengrabes, alle Denkmäler weit überragend. Auf der Oberfläche des Sockels befinden sich zahlreiche Einarbeitungen, in die ehemals Marmor-Alabastren oder Untersätze für Tongefäße eingelassen waren. Wir müssen uns die Stele rundum von Vasen verschiedener Form umstellt denken. Das führt auf einen Grabkult hin, die Stele ist also vor dem Grabe stehend zu denken. Wir können auch bei anderen ähnlichen Stelen des Friedhofes beobachten, daß auf ihnen nicht nur ausschließlich Namen von Männern stehen, sondern daß auf den Vater immer nur der älteste Sohn folgt. Die hohe schlanke Stele ist also in erster Linie den Männern vorbehalten und ist zugleich Majorat. Kein schöneres Symbol als dieses hätte sich dafür finden lassen: einfach und tüchtig wie der Athener der großen Zeit und ihrer lange nachwirkenden Tradition, ist auch das dem Heroisierten geweihte Grabzeichen, dessen gleichmäßig emporstrebender, palmettengekrönter Aufbau feste Männlichkeit und anspruchslosen Sinn mit innerer Kraft und Beständigkeit vereinigt, Bürgertugenden, die auch der anmutigen Zier nicht entbehren.

Waren somit Frauen von Stelen dieser Art ausgeschlossen, so erklärt es sich auch, daß auf den Reliefs so weitaus vorwiegend Frauen und bei Gruppen zugleich im Mittelpunkte der Darstellung erscheinen. Ferner erklärt sich, warum so häufig die Frau im Kreise ihrer Kinder und Angehörigen ohne den Mann dargestellt ist: dessen Grab und Stätte seines Kultus zugleich ist eben die bildlose Stele. Ein besonders schönes Beispiel bieten hierfür drei zu einander gehörige Grabsteine, die uns ein glücklicher Zufall erhalten hat. Auf einer schlichten Stele lesen wir die Inschrift Σπο(υ)δοκράτης Τηλεμάχο(υ) Φλυεύς (Spudokrates, Sohn des Telemachos, aus Phlya); in einem Naiskos ist dar-

Abb. 18. Stele des Artemidoros
(H. 0,67; Br. 0,46–0,44)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

gestellt Μελίτη Σπο(υ)δοκράτο(υ)ς γυνὴ Φλυέως (Melite, Frau des Spudokrates aus Phlya); auf einer zweiten Stele steht Τηλέμαχος Σπουδοκράτο(υ)ς Φλυεύς (Telemachos, Sohn des Spudokrates, aus Phlya) und auf ihr das Epigramm:

Ὦ τὸν ἀειμνήστου σ' ἀρετᾶς παρὰ πᾶσι πολίταις
κλεινὸν ἔπαινον ἔχοντ' ἄνδρα ποθεινότατον
πᾶσι φίλῃ τε γυναικί· — τάφου δ' ἐπὶ δεξιά, μῆτερ,
κεῖμαι σῆς φιλίας οὐκ ἀπολειπόμενος.

„Ach, um dich allen und der lieben Gattin so ersehnten Mann, der bei allen Bürgern im herrlichen Lobe stets gepriesener Tugend steht" — die folgenden Worte sind dem Telemachos, den das Epigramm anfangs rühmt, selbst in den Mund gelegt — „zur Rechten deines Grabes liege ich, Mutter, deiner Liebe nicht fern." In der Mitte also erhob sich das bildgeschmückte Denkmal der Mutter, zur Rechten die Stele des Sohnes, zur Linken die des Vaters.

Ein zweites schönes Beispiel dieser Stelenform ist der Grabstein des Artemidoros, Sohnes des Heliodoros aus Sidon in Phönikien (Abb. 18). Die Bekrönung bildet hier ein Akanthoskelch mit Voluten und Palmetten, seitwärts mit abwärts gekehrten Voluten; zwischen den Spitzen des gesprengten Fächers zeigt sich eine Blume. Am Schafte gewahren wir zwei auf Bemalung berechnete Rosetten, über denen die griechische und unter denen die gleichlautende phönikische Inschrift steht. Auch als bilingues Denkmal ist die Stele interessant, denn sie zeigt den vorherrschenden Einfluß griechischer Grabessitten auf die Anhänger einer orientalischen Religion, die sich auf athenischem Gebiete niedergelassen haben. Zahlreiche Kolonien dieser Art hat es daselbst schon früh gegeben, was bei dem sehr ausgedehnten Handel, dessen Mittelpunkt Athen nach den Perserkriegen geworden war, nicht weiter zu verwundern ist.

In den Schlußworten seiner Verteidigungsrede wirft Sokrates die Frage auf, was denn der Tod sei. Für ihn gibt es nur die Alternative, die in jedem Falle dem von den Menschen so Gefürchteten den Stachel nimmt: entweder ist er ein traumloser, ewiger Schlaf oder eine Auswanderung nach einem anderen Orte, wo, der allgemeinen Auffassung zufolge, auch die anderen Toten sich befinden. Wie freut er sich darauf, mit all den Heroen der Sage dort sich unterreden und sie ausforschen zu können! Der Aufenthalt im Hades ist also die Fortsetzung des früheren irdischen, jetzt aber erhöhten, weil von allem Unzulänglichen und Beschränkenden befreiten Lebens. Dieselbe Auffassung spricht auch aus den uns erhaltenen Leichenreden und den Grabdenkmälern. Die Helden, die freudig ihr Leben hingaben für des Vaterlandes Ruhm und Größe, weilen auf den Inseln der Seligen und führen hier im trauten Verein mit den lieben Ahnen, die sie mit offenen Armen empfingen, ein gottseliges Dasein. Auch sie sind nun zu Heroen geworden. Die Stadt aber, die ihnen ihres Ruhmes Dauer verdankt, bringt ihnen Opfer dar, veranstaltet alljährlich an ihren Gräbern, von denen aus sie zuschauen, die feierlichen Agone. Mit der Spende an die Heroen das Symposion zu beginnen erheischt die fromme Sitte, zu ihrem Preise

erschallen die Lieder: so lebt, von allem zeitlich Wechselnden losgelöst, ihr Gedächtnis bei der Nachwelt ewig fort. Dem entspricht es, daß die Denkmäler, die man ihnen auf dem Staatsfriedhofe oder im Bezirke des Familiengrabes errichtet, nicht das darstellen, was ihnen im Kampfe widerfahren ist, sondern ihr Bild so wiedergeben, wie sich die Nachkommen ihrer für immer erinnern werden. So erscheinen Dexileos wie der Reiter des Reliefs der Villa Albani nicht als Unterliegende, sondern als siegreich kämpfende Helden. Nichts Irdisches kann ihnen ja mehr nahen: was bedürfen sie daher noch der für den Kampf üblichen Tracht, vor allem der den Körper verhüllenden Schutzwaffen? Anders sind die Kampfszenen der Vasenbilder gehalten: sie stellen Bilder des wirklichen Krieges mit seiner beständig wechselnden Folge von Sieg und Niederlage dar; jene Grabsteine sind Erinnerungsbilder seliger Helden, denen keine Niederlage mehr droht, über die der Tod keine Macht mehr hat. Diese von der Wirklichkeit in bewußtem Abstande gelassene Art der Darstellung ist also durch die Vorstellungen von dem Weiterleben der Heroisierten im Jenseits bedingt, nicht aber durch überlieferte, die Darstellung beeinflussende Schönheitsgesetze. Diese, auf das gesamte Gebiet der bildenden Kunst ausgedehnt, finden erst in späterer Zeit Anwendung, der solche Vorstellungen vom Leben nach dem Tode fremd geworden waren. In dieser antikisierenden Weise ist nackt, als Heros gedacht, auch der sterbende Krieger unseres schönen Kriegerdenkmals dargestellt.

Wir haben also die Reliefs auf den Grabsteinen der gefallenen Krieger als Bilder aus dem Jenseits zu betrachten. Es wäre nun seltsam, wenn dies hier allein der Fall wäre, wenn nicht auch alle anderen Darstellungen auf den Friedhöfen in gleichem Sinne zu beurteilen wären: sind doch die eigentümlichen Vorstellungen von dem Weiterleben im Jenseits auf alle in gleicher Weise ausgedehnt, nicht bloß auf den Krieger, wenn dieser auch eines seligen Daseins für besonders würdig erachtet wird. Dieser Auffassung scheinen nun Szenen, wie wir sie auf dem Denkmal der Hegeso oder der Polyxene sehen, ganz entschieden zu widersprechen. Die Herrin des Hauses, der die Dienerin das Schmuckkästchen reicht; die Mutter, die voller Liebe den Worten des Kindes ihr Ohr neigt: was erscheint näher liegend, als hierin beständig wiederkehrende Vorgänge des täglichen Lebens zu erblicken? Bietet nicht auch die Tatsache, daß der antike Glaube vorwiegend Diesseitsreligion ist, einen weiteren und noch zwingenderen Beweis für diese Annahme?

Wenn sie richtig wäre, so bliebe doch auffallend, daß die Grabstele, wie wir oben gesehen haben, im Verlaufe ihrer Entwicklung sich mehr und mehr zur Grundform des Naiskos ausbildet.

Es kommt hierbei weniger in Betracht, ob dessen Elemente nur teilweise oder vollständig in der Umrahmung und Bekrönung des Reliefs erscheinen: allein schon der Giebel mit den Akroterien über der Reliefplatte führt darauf hin, daß die auf ihr Dargestellten nicht mehr wie gewöhnliche Menschen zu betrachten sind. Man wird erwidern, das seien alles schmückende Zutaten, denen ein tieferer Sinn und eine besondere Beziehung fehlen. Als das empfinden

wir sie gewiß, aber für den Athener des fünften Jahrhunderts waren sie weit davon entfernt, bloß das zu sein: er sah in ihnen bedeutungsvolle Symbole dessen, was der Verstorbene geworden war. Er war nicht bloß durch den Tod von den Überlebenden getrennt, sondern auch eines höheren, allem Zeitlichen entrückten Daseins teilhaftig geworden: ihn umgibt jetzt die reine Atmosphäre der Göttlichkeit, hinter der des Lebens Erdenschwere in wesenlosem Scheine liegt. Wie könnten also die Grabsteine Bilder des Lebens bieten? Dazu denkt der fromme Sinn des Atheners zu hoch von seinen Toten, als daß er sich mit ihnen auf gleiches Niveau zu stellen wagte. Die Denkmäler, die der Gatte der Gattin und Mutter, die Kinder den Eltern über den Gräbern errichten, sind Bilder der Abgeschiedenen, wie sie in der Erinnerung der Nachkommen und im Jenseits weiterleben. Es ist also genau das gleiche, was die Stadt ihren im Kampfe gefallenen Helden erweist. Und wie diese auch in den Gefilden der Seligen weiter kämpfend gedacht sind, so tun auch die andern dort nur das, was sie schon im Leben taten: Mynno spinnt emsig den Faden weiter; der Jüngling, den kindlichen Spielen noch nicht erwachsen, vergnügt sich weiter mit seinen Lieblingstieren; ernster und reifer geworden, vertieft er sich mit Vorliebe in die Schöpfungen der großen Dichter; liebevoll vernimmt die Mutter des Kindes Bitte. Was sie alle im Leben waren, das sind sie auch im Jenseits: die Tätigkeit im Diesseits bildet also die unerläßliche Vorbedingung für die andere, nur im Gegensatz zu ihr erhöhte. Wie zwischen beide Leben, die dem Menschen hier und dort zu führen vergönnt ist, kein trennender Riß tritt, wie beide vielmehr ohne das Frühere zerstörende Scheidegrenze ineinander übergehen, so erklärt es sich auch, daß beide auf den Grabsteinen zu einem Ganzen innig verwoben sind. Wie ehedem, so reicht auch drüben im Jenseits die Dienerin ihrer Herrin das Schmuckkästchen: aber Hegeso ist die Erinnerung an ihre Lieben, die sie verließ, an die stillen Freuden irdischen Glücks, an das Leid der Trennung noch nicht geschwunden: trübe und schmerzlich sinnend senkt sie das Haupt. An die Sterbende treten die Verwandten heran, um ihr den letzten Händedruck zu geben; nun ist sie ins Jenseits eingegangen, als solche sitzend dargestellt auf der schönen Stele (Abb. 10), empfängt sie den Abschiedsgruß ihrer nächsten Angehörigen. Bei allem augenblicklichen Schmerze leben sie der frohen Hoffnung auf ein Wiedersehen: Trauer wird sich dann in Freude verwandeln, der schmerzliche Abschiedsgruß wird zum frohen Willkommensgruß. Wie die Sitzende, schon Verstorbene als noch lebend erscheint, so erkennen wir anderseits in den Bildern der Stehenden, noch Lebenden die künftigen Toten. Vor der Mutter ging die Tochter durch die Tore des Hades ein: nun wartet sie der Teuren dorten und wird ihr so froh bewegt die Arme entgegenstrecken, wie damals, als sie in schwerer Krankheit zum letzten Male deren liebes Antlitz sah. Dion tritt vor Mika, die den Spiegel in der Linken hält, die Gatten reichen sich die Hände: wie sie früher im Leben einander gegenüberstanden, so vereinigt sie jetzt für immer der heißersehnte Augenblick eines frohen Wiedersehens.

So haben die Athener ihre Toten frommen Sinnes geehrt, so ihre Gräber geschmückt. Jahrtausende sind seitdem vergangen, aber bis auf den heutigen Tag ist noch keine Gräberstätte wieder erstanden, die diesen beiden vor den Mauern Athens einst errichteten Friedhöfen sich ebenbürtig an die Seite stellen könnte. Was aber jenen einzig schönen Grabsteinen ihren unvergänglichen Wert verleiht, das ist der ergreifend wahre und schlichte Ausdruck reinen und edlen menschlichen Gefühls. Und die herzandringende Sprache, mit der diese stummen Zeugen einer großen Zeit zu uns reden, verkündet auch hier: die Antike, sie lebt noch und wir durch sie; denn das Große, das sie schuf, es ringt sich in dem sehnenden Drängen und Streben auch unserer Tage wieder zum Lichte empor.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 069011424